

Ein bisschen seltsam ist völlig normal

100 Kurzgeschichten
über das Leben, die Liebe
und andere Zufälle

Bernadette Klein

2025



© 2025 Bernadette Klein

Alle Rechte vorbehalten.

Website: bessassin.com

Coverbild: Tanja Krieger

Coverdesign & Buchsatz: Alexander Klein

Handgezeichnete Szenentrenner: Sarah Klein

Verlagslabel: Triangular Square Publishing, triangularsquare.de

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist die Autorin verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne ihre Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag der Autorin, zu erreichen unter:

Bernadette Klein,

Böhmerwaldstr. 16, 94431 Pilsting, Germany.



Vorwort

Manchmal kommt sie im Bus. Oder beim Zähneputzen. Oder mitten in der Nacht, wenn ich eigentlich schlafen sollte: die Muse.

Sie ist launisch, ungeduldig und schon manches Mal, wenn ich sie brauchte, anderweitig beschäftigt gewesen. Doch wenn sie sich zu einem Besuch hinreißen lässt, bringt sie mir immer etwas Reizvolles mit – Geschichten. Kurze, lange, schräge, leise, zärtliche und bittere.

Dieses Buch ist eine Sammlung solcher Momentaufnahmen – eine bunte Mischung aus Gedanken, Begegnungen und Träumen. Einige sind kaum länger als ein Atemzug, andere erzählen eine ganze Liebesgeschichte von Anfang bis Ende.

Ob auf dem Weg zur Arbeit, beim Einschlafen oder auf dem Klo (ist doch wahr!) – diese Geschichten sind gemacht, um dich für ein paar Minuten woandershin zu entführen. Mal in eine andere Welt, mal einfach nur in einen anderen Gedanken.

Denn: **Ein bisschen seltsam ist völlig normal.**

Und manchmal das Schönste am Menschsein.

Wenn du mehr von mir lesen möchtest, findest du auf bessassin.com eine Übersicht all meiner Romane – mit Bestellmöglichkeit, natürlich auch über die Buchhändlerin deines Vertrauens.

Schau vorbei, ich freue mich auf dich!

Nun aber: viel Spaß mit den Kurzgeschichten.

Deine

Bernadette, im Januar 2025

Inhalt

1. Phoboros.....	9
2. Es gibt Tage, da wünscht ich, ich wär mein Hund	32
3. Schwerelos.....	33
4. Gefunden.....	34
5. Unvergessen.....	35
6. Carpe Jugulum	36
7. Ein Mann mit Stil	41
8. Gwydion.....	42
9. Schlaf gut.....	43
10. Quit pro quo	44
11. Ein neuer Blickwinkel.....	45
12. Tristan Ritters letzte Reise	46
13. Gib mir Musik.....	51
14. Komm	52
15. Gesetzeshüter	53
16. Die Königin von St. Lucia	54
17. SOS – Mann über Bord	55
18. Expansion.....	57
19. Fluch und Segen.....	58
20. Blut und Glitzer.....	59
21. Da ist der Wurm drin	60
22. 31.10.2102.....	61
23. Hellfire Club	64
24. Ritter ohne Ross.....	65
25. Auf dem Weg zu dir	66
26. Reingefuchst	67
27. Beim nächsten Treppenabsatz rechts abbiegen.....	68

28. Als das Meer nicht mehr schwieg	72
29. Jonestown 1978	73
30. Glück.....	74
31. Cool	75
32. Vergebung.....	76
33. Eine vernünftige Bitte.....	81
34. Ori Ori.....	82
35. Ein Licht in der Dunkelheit	83
36. Ich will brennen.....	84
37. Zwanzig Jahre.....	85
38. Das Monster	87
39. Ein Picknick im Park.....	88
40. Schlafende Sonne	89
41. Über den Wolken	90
42. Gegen den Blues hilft nur der Schmus	91
43. Nicht Tinder-tauglich	95
44. Der Kuss des Judas	96
45. Erinnerungen	97
46. Verschwörer wider Willen.....	98
47. Drachenkönigin	99
48. Einfach mal die Füße hochlegen	101
49. Hallelujah	102
50. Junge	103
51. Üppiger Glanz	104
52. Reverse trap	105
53. Die pure Freude, am Leben zu sein.....	107
54. Meine Welt	108
55. Ohne dich schlaf ich heut Nacht nicht ein.....	109
56. Ich will raus!	110
57. Der Soundtrack unseres Lebens.....	111
58. Eines Tages.....	116
59. Kryptonit	117
60. Popcorn.....	118
61. The Sound Of Silence	119
62. Die alte Schachtel	120
63. Der Regen hat ihn verraten.....	123
64. Hier bin ich.....	124

65. Don't Pay The Ferryman.....	125
66. Schwierige Entscheidung.....	126
67. Wald-Fiesta	127
68. Irre und Unterdrückte	133
69. Der Gesang der Libelle.....	134
70. Der Geist der Stadt.....	135
71. Heroin.....	136
72. Abwarten.....	137
73. Die Rache der Violinen.....	140
74. Der Kuss des Kobrakönigs	141
75. Smoke on the Water.....	142
76. Make-up	143
77. Der Geist von Muskegon	144
78. Wo du warst, bleibt ein Licht	145
79. Sinéad.....	151
80. Nachhaltige Performance	152
81. Turm 17.....	153
82. Folge mir.....	154
83. Unbezwingbar	155
84. Das Café Meer Lesen	156
85. Gewalt.....	164
86. Königin der Herzen	165
87. Im Schatten der Akazien.....	166
88. Ohne Wiederkehr.....	167
89. Schließ die Tür.....	168
90. Wann ist ein Mann ein Mann?	172
91. Das Glück dieser Erde	173
92. La Quebrada	174
93. Klapp das Verdeck ein	175
94. Einverstanden.....	176
95. Widerstand gegen die Staatsgewalt	180
96. Mehr als nur ein Spiel.....	181
97. Kingdom Builder.....	182
98. Die Melodie des Lebens	183
99. Süß wie die Dattel, stürmisch wie die See.....	184
100. Rezepte	225
101. Tote vergeben nicht - Leseprobe.....	241



Phoboros

Eine Märchenadaption von »Die Schöne und das Biest«

E I N S

Miras Lippen bewegten sich lautlos beim Lesen des Zauberbuchs. Sie fuhr die Buchstaben nach und formte die Zeichen. Wind kam auf, die Luft knisterte. Plötzlich – ein Knall. Mira quietschte und stürzte vom Hocker.

»Allmächt'ger, was treibst denn?« Gustav kam in den Verkaufsraum geeilt und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. »Wie ist das passiert?« Sein schütteres Haar geriet in Unordnung, als er die Brille hinaufschob und die heruntergefallenen Bücher in die Regale zurückschob.

»Tut mir leid, Papa. Ich hab nicht geglaubt, dass in Newtons *Principia* wahrhaftige Magietheorie steckt! Wie schade, dass wir keine Originalausgabe haben.«

Kopfschüttelnd kratzte Gustav sein Bäuchlein. »So einen Schatz könnte sich unsere kleine Buchhandlung niemals leisten.«

Mira seufzte.

Die Glocke über der Tür ertönte und unterbrach die Aufräumarbeiten.

»Oh, Kundschaft?« Gustav tastete nach seiner Brille, was sein Haar noch mehr in Unordnung brachte. »Das muss Frau Pusilski sein. Ihre Ausgabe von *Die Magier Seiner Majestät* wartet seit einer Woche auf sie.« Er umrundete das Regal zwischen ihm und der Tür.

Mira schauderte plötzlich. Ein eiskalter Windhauch brachte die Buchseiten zum Rascheln, das elektrische Licht flackerte. Plötzlich ergriff eine existenzielle Furcht von ihr Besitz – eine eisige Klammer schloss sich um ihren Brustkorb, als müsse sie gleich sterben. Sie sank zu Boden.

»Nein! Bitte! Tu mir nichts!«, jammerte Gustav.

Papa! Mira nahm ihren Mut zusammen und stolperte zur Tür. Vor ihr stand eine Gestalt wie hundert flackernde Schatten. Ein Mann vielleicht, in einen schwarzen Mantel gehüllt, trotz des milden Maiwetters mit Eiskristallen überzogen. Die Kälte zerrte an Mira, ließ ihren Atem gefrieren und drohte, ihre Seele zu verschlingen. »Verschwinde!« Sie warf sich über Gustav, der ohnmächtig am Boden lag.

Der Mann streckte die Hand nach ihnen aus und von Gustav löste sich ein zitterndes Leuchten.

»Lass das!« schrie Mira. Obwohl das Blut in ihren Ohren rauschte und die Furcht sie beinahe blind werden ließ, schlug sie den Mann.

Er hielt inne und richtete seinen Blick auf sie. Sie meinte, unter den Schatten, die ihn umgaben, ein Gesicht zu erkennen. Überraschung stand darin. Wieder deutete er, doch diesmal nur auf sie. In ihrer Panik stieß Mira die Hände in die Luft und stieß die Zauberworte aus, die sie eben in dem Buch gelesen hatte, und formte die Gesten.

Wieder knallte es. Der Windstoß blies für einen Augenblick die Schatten fort und sie erhaschte einen Blick auf das ganz und gar Menschliche darunter.

Vor einem Menschen fürchte ich mich nicht.

Sie sprang auf und versperrte dem Fremden den Blick auf ihren Vater. »Hau ab!«, rief sie so laut sie konnte.

Der Mann zögerte. Die Schatten schlossen sich wieder. »Ja, das könnte funktionieren«, murmelte er. Bevor Mira reagieren konnte, berührte er ihre Stirn und sagte: »Schlaf.«

Z W E I

Mira fuhr auf. Sie lag in einem Himmelbett, tief in die Matratze eingesunken, unter weißen Leinen, und trug ein Seidennachthemd.

Sie atmete heftig, versuchte, sich ein Bild von ihrer Lage zu machen und einzuordnen, was geschehen war. Sie schlang die Arme um sich und sah sich um. Niemand da. Gut. Behutsam schob sie die nackten Füße über den Bettrand, ließ sich auf den Teppich gleiten und tapste zum Fenster. Zartes Sonnenlicht fiel durch Glas und Gardinen auf ihr Gesicht. Etwa zehn Meter unter ihr lag ein verwilderter Garten mit einem leeren Springbrunnen, in dessen Mitte eine Statue thronte. Im Kamin brannte ein Feuer, doch trotz Maiwetter wohnte Eiseskälte in den Wänden. Mira wollte durch die Zimmertür hinaus, doch ein Flüstern ließ sie innehalten. Mit dem Ohr am Holz lauschte sie.

»Doch, doch, es wird funktionieren, ich fühl's genau.«

»Ach, papperlapapp! Hast du sie gesehen? Ein gewöhnliches Mädchen, keine dreißig Lenze, mittelgroß, mittelhübsch, mittelschlau, braune Haare, braune Augen, braune Hose, so magisch wie eine Klosterschülerin und trotzdem sicher keine Jungfrau mehr. Das einzige Prinzessinnenhafte an ihr ist der Arielle-Aufdruck auf ihrem Pullover.«

»Püh! Das mit dem *mittelhübsch* ist deine Meinung und *mittelschlau* weißt du nicht. Außerdem ist Braun das neue Blau und sie muss ja keine Prinzessin sein, sondern sich nur in ihn verlieben.«

»Wird nicht passieren.«

Mira riss die Tür auf. Kreischend stoben zwei geisterhafte Gestalten auseinander. »Wird sowas von nicht passieren!«, rief sie den Flur hinunter. »Ihr Entführer, ihr! Lasst mich sofort frei!« Sie lief hinaus und auf eine große Freitreppe zu. »Und gebt mir meine Kleider zurück!« Suchend sah sie in alle Richtungen, konnte jedoch niemanden entdecken. »Hey!«

»Dein Schrei könnte Tote erwecken.« Die Stimme ließ Mira einen kalten Schauer über den Rücken laufen. Als sie sich umdrehte, stand plötzlich der Schattenmann vor ihr. Sie giekste und sprang rückwärts, bevor sie ihm reflexartig eine Ohrfeige versetzte.

Er zuckte zusammen. Die Schatten wichen aus seinem Gesicht und gaben ein mildes Lächeln preis. »Du kannst dich im Haus frei bewegen und im Garten auch. Das Anwesen zu verlassen hingegen ist dir nicht erlaubt. Sieh dich in aller Ruhe um, all deinen Bedürfnissen soll Sorge getragen sein. Brauchst du etwas, so ruf einfach.«

Mira verschränkte die Arme. »Sie können mich hier nicht festhalten, Sie Schattenknilch! Lassen Sie mich gehen!«

Die Gestalt des Mannes strahlte so plötzlich eine derart intensive Kälte und Finsternis aus, dass Mira sich wimmernd auf den Boden warf. »Mein Name ist Arian«, sagte er. »Ich will dir nichts Böses. Äußere deine Wünsche, so extravagant sie seien, sie sollen erfüllt werden. Einzig zu gehen, steht dir nicht frei. Je eher du dich damit abfindest, desto leichter wird es.« Damit verschwand er so plötzlich, wie er aufgetaucht war.

Mira fluchte. Schließlich rappelte sie sich auf und rief: »Na, schön, Herr Arian Schattenknich, dann will ich auf der Stelle meinen Arielle-Pullover, die Cordhose und meine Chucks zurück!«

Es knisterte im Gebälk, Staub rieselte herab. Unsicher sah Mira sich um. Etwas huschte vorbei, noch einmal und noch einmal und *plopp*, lagen ihre Sachen vor ihr. Mit einem Grummeln hob sie alles auf und ging in ihr Zimmer, um sich anzuziehen. Dort wartete ein kleiner gedeckter Frühstückstisch neben dem Kamin. Wieder angezogen, begutachtete Mira die Auswahl und stellte überrascht fest, dass jemand ihr Vorlieben kannte: duftende Croissants, Erdbeermarmelade und eine heiße Schokolade. Sie setzte sich und frühstückte mit mulmigem Gefühl, aber mehr Appetit als erwartet. Ob es ihrem Vater gut ging? Bestimmte sorgte er sich sehr. Wo war sie hier hineingeraten? Und warum?

Das zumindest sollte sich herausfinden lassen. Sie wusch sich die Hände in der Wasserschale und trat hinaus, wild entschlossen, ihr Gefängnis zu erkunden.

D R E I

Das alte Herrenhaus erwies sich als charmant. In jedem Raum brannte ein Kaminfeuer, alle Betten waren frisch bezogen, alle Sofas luden zum Verweilen ein. Im Keller fand sie eine Großküche, in der ein Braten angerichtet wurde und Klöße in heißem Wasser lagen, von Küchenpersonal jedoch keine Spur. Im Erdgeschoss gab es einen Ballsaal, der dunkel und leer dalag. Als sie eintrat, sprangen Flammen auf allen Kerzenleuchtern an. Die Instrumente auf dem Podest erhoben sich und spielten zum Tanz auf. Mira aber war nicht nach

Tanzen. Sie stöberte einen Teesalon auf, fand leere Bedienstetenschlaf-
räume, ein prunkvolles Badezimmer mit einer Wanne epischen
Ausmaßes, die sie mit ihren Blubberdüsen fast in Versuchung geführt
hätte. Nein! Sie würde sich nicht einlullen lassen. Stattdessen
erkundete sie den Ostflügel voll prächtiger Gästezimmer mit offenen
Bereichen dazwischen, wo das Sonnenlicht Chaiselongues wärmte.
Auf einem Tischchen standen Erfrischungen. Mira näherte sich und
stellte verärgert fest, dass neben dem Glas Orangensaft ihre Lieblings-
schokolade lag, dazu ein Schälchen mit Erdbeeren. Ihre Verärgerung
wuchs, als jene Erdbeeren ihr köstlich und saftig auf der Zunge
zergingen.

»Was soll das?«, rief sie in die Stille. »Ihr wollt mich beeindrucken?
Könnt ihr vergessen!«

»Ich bin kein bisschen beeindruckt«, fügte sie leise murmelnd
hinzu. Aß die Erdbeerschale leer, steckte die Schokolade ein und trank
den Saft. Himmel, war der herrlich frisch! Sie stampfte mit dem Fuß
auf und rannte auf die riesige Flügeltür am Gangende zu. Raus hier,
einfach raus! Sie stieß die Tür auf und erstarrte.

Vor ihr lag die größte, edelste Privatbibliothek, die sie sich
vorstellen konnte. Der Raum, rund, mit Kuppeldach, hohen Fenstern
und vom Boden bis zur Decke nichts als Bücherregalen vollgestopft,
sandte seinen Lockruf direkt in Miras Herz. Ehrfürchtig schlich sie
hinein und nahm ein Buch aus dem Regal. *Eine kurze Geschichte von fast
allem*. Wütend rief Mira in den Raum: »Ihr denkt, Bill Bryson würde
mich beeindrucken? Tut er nicht!« Sie zögerte, stellte das Buch jedoch
zurück. Nächstes! *Die Physik der Unsterblichkeit* reihte sich an *Der blinde
Uhrmacher*. »Ihr wollt mich doch veralbern!«, rief Mira. Sie umrundete
das nächste Regal, ging schnurstracks zu den Wandregalen und stieg
auf der Leiter bis ganz nach oben. Die Bücher hier waren uralte, leder-
gebundene Schinken. Sie zog eines heraus. *Philosophiæ Naturalis
Principia Mathematica* stand dort in goldenen Lettern. Fast wäre Mira
von der Leiter gefallen. »Ja, leck mich doch am Ärmel! Isaac Newton
in der Originalausgabe. Himmel, Arsch und Zwirn!«

Behutsam stellte sie das Buch wieder zurück, kletterte nach unten
und setzte sich auf das Kanapee. Nachdenklich betrachtete sie das
wuchernde Gestrüpp draußen vorm Fenster und die Bibliothek.
»Verdammt«, murmelte sie. Wenn sie keine Gefangene wäre, würde

sie sich wie im Schlaraffenland fühlen. So viel köstliche Gedanken-
nahrung! Unschlüssig saß sie dort. Was sollte sie tun? Hatte sie das
Zeug dazu, eine Originalausgabe von Newtons größtem Werk vor sich
hin gammeln zu lassen, während sie sowieso nichts anderes tun
konnte, als jede Zeile davon zu verschlingen, jedes Wort in sich
aufzusaugen?

Nein. Als Gefangene hatte sie keine Wahl. Es ging nicht anders.
Flink wieselte sie die Leiter rauf, holte das Buch und setzte sich.

Ein Luftzug wallte auf und eine Decke legte sich über ihre Beine.
Auf dem Tischchen landete ein Tablett mit Tee und Keksen und der
Plattenspieler in der Ecke verbreitete sanften Blues. Seufzend
kuschelte sich Mira auf das Kanapee und las.

»Siehst du?«, erklang ein Flüstern. »Es funktioniert!«

Mira achtete nicht weiter darauf. Ihr Latein war schon etwas einge-
rostet, sie musste sich konzentrieren.

»Das wird sich zeigen«, kam die Erwiderung.

Mira schlug das Buch zu. »Kommt raus und erklärt es mir«,
sagte sie.

Verschrecktes Rascheln.

»Na los, ich will's verstehen!«

Keine Reaktion.

Wütend hielt Mira die Teetasse über die *Principia Mathematica*.
»Redet, oder ich versaue sie!«

Ein Heulen ging durch den Raum. »Das würde sie nicht wagen!«,
jammerte es.

Mira neigte die Teetasse.

Mehr Geheul.

Sie biss sich auf die Lippe. Ein Tropfen löste sich vom Rand der
Tasse. Schnell richtete sie sie auf. »Ach, zum Teufel mit euch!« Sie stellte
die Tasse weg und bettete das Buch behutsam aufs Kanapee. Sie
zitterte. Fast hätte sie eines der kostbarsten Bücher der Welt beschädigt.
Sie presste die Hände auf die Brust und atmete tief durch. »Wenn ihr
nicht mit mir reden wollt, dann lasst mich wenigstens in Ruhe lesen.«

Stille legte sich über den Raum, der Plattenspieler verstummte.

Grummelnd nahm Mira das Buch zur Hand und vertiefte sich.

Eine handschriftliche Ergänzung am Rand einer Seite erregte ihre
Aufmerksamkeit: *Resonanz ist der Schlüssel zu des Phoboros' Macht*.

Darunter eine mathematische Formel. Sie hatte gerade den ersten Teil entschlüsselt, als jemand behutsam an die Tür klopfte. »Herein, wenn's kein Anwalt ist!«, rief Mira.

Die Tür öffnete sich und eine Stimme erklang: »Der Herr bittet um Eure Anwesenheit beim Abendessen.«

»Nö«, erwiderte Mira.

Ein Räuspern erklang. »Herrin, wenn Ihr nicht zum Abendessen erscheint, muss ich die Bibliothek verschließen.«

Mira rollte mit den Augen. »Ich find schon Beschäftigung.«

Die Tür schloss sich wieder und ein Klicken erklang. Mira hob den Kopf. »Warte!« Sie sprang auf und rüttelte an den Türgriffen, hämmerte mit den Fäusten dagegen und schrie: »Das könnt ihr nicht machen! Lasst mich hier raus!«

»Kommt ihr dann zum Abendessen?«, erklang die Stimme.

»Zum Teufel mit euch!«, rief Mira.

»Es gibt Käsespätzle«, sagte die Stimme.

Mira zögerte.

»Mit Röstzwiebeln?«

»Selbstverständlich.«

»Und gemischtem Salat?«

»Ohne wäre ein Sakrileg.«

Erschöpft sank Mira an der Tür herab. »Na schön, ich komm.«

Die Tür sprang auf. »Hier entlang, Herrin«, sagte die Stimme und die Leuchter im Gang flammten auf.

V I E R

Mira folgte der aufflammenden Beleuchtung wie ein Flugzeug den Landebahnlichtern. Würde sie endlich erfahren, warum man sie hier festhielt? Wollte sie es überhaupt wissen? Was, wenn sie gemästet und verspeist werden sollte, wie in Hänsel und Gretel? Nein, das ergab keinen Sinn, nicht wahr? Hier musste es um etwas anderes gehen. Was hatten die Geister geflüstert? Sie sollte sich verlieben? In wen? In den Schattenknilch? Niemals!

So in Gedanken versunken, prallte Mira gegen eine Wand aus Dunkelheit. Desorientiert sah sie sich um und bemerkte, dass die Beleuchtung an der Doppeltür zum Ballsaal endete. Diese öffnete sich und gab den Blick auf eine festlich geschmückte Tafel preis, auf der sich Köstlichkeiten stapelten. Der Hausherr saß auf einem Sessel am Kopfende, Mira wurde zum ihm gegenüberliegenden Platz dirigiert. Der Sessel wurde von Geisterhand abgerückt und auch wieder unter ihren Hintern geschoben. Der Hausherr wartete, bis sie sich zurechtgefunden hatte, und hob sein Weinglas. »Auf unerwartete Gesellschaft und die Freude an vergänglichchen Momenten – möge die Hoffnung sich als wahr erweisen.«

Mira räusperte sich, hob ihr Glas und nickte. Die herrschaftliche Umgebung schüchterte sie mehr ein, als sie zugegeben hätte. Ein Teller Käsespätzle wurde vor ihr abgestellt. Mira blickte auf und für einen Moment glaubte sie, ein Gesicht zu erkennen, durchscheinend und blass, aber ohne Zweifel das einer Frau. Sie schluckte. Die Speise duftete so köstlich, dass sich Mira schmerzhaft ihres leeren Magens bewusst wurde. Sie schob die Gabel in die Spätzle, zartschmelzend lief der Käse daran herab. Gierig stopfte sie das Essen in sich hinein.

»Warum halten Sie mich gefangen?«, fragte sie, kaum dass sie den letzten Bissen hinuntergeschluckt hatte.

Arian schwieg, beobachtete sie lediglich unter halb geschlossenen Lidern, den Kopf lässig aufgestützt.

»Soll ich Eure nächste Geisterköchin werden? Da muss ich Sie enttäuschen, ich koche ganz scheußlich.«

Der Schattenmann schwieg weiter. Die Schatten hatten sich zurückgezogen, sodass sie sein Gesicht erkennen konnte: ebenmäßige Züge, ein markantes Kinn und langes, schwarzes Haar. Widerwillig stellte Mira fest, dass er, objektiv betrachtet, ausgesprochen gut aussah. »Hör mal, ich weiß nicht, was du willst, aber daraus wird nichts! Wenn ich was gegen meinen Willen tun soll, werd ich zum Tier!«

Ein Schmunzeln lag auf seinem Gesicht. »Eure, Sie, du, welche Anredeform nehmen wir nun?«

Mira fasste die Gabel fester. »Welche auch immer mir gefällt.«

Arian wurde wieder ernst. »Ich werde dir nichts tun.«

Sie glaubte ihm. Warum, konnte sie selbst nicht sagen, aber irgendetwas an der ganzen Situation vermittelte ihr das Gefühl, dass er ihr

entweder nichts tun wollte – oder es gar nicht konnte. Dennoch sagte sie: »Du hältst mich wohl für doof!«

»Ganz im Gegenteil.« Er richtete sich auf und faltete die Hände. »Ich halte dich für außerordentlich klug. Und mutig.«

Gegen ihren Willen kroch Mira die Hitze in die Ohren.

»Deshalb bist du hier. Nimm dir vom Reichtum dieses Hauses alles, was du willst. Sprich jeden Wunsch aus und er soll erfüllt werden. Du sollst dich behütet und versorgt fühlen.«

Sie runzelte die Stirn. »Um mich träge zu machen? Damit ich meine Wachsamkeit fallen lasse? Und Ihr mich ... überwältigen könnt?«

Wie ein Blitz verschwand der Schatten aus dem Sessel und tauchte dicht vor Mira wieder auf. Sie stieß einen Schrei aus und wäre fast nach hinten umgekippt, doch Arian packte ihre Handgelenke und hielt sie fest. Er brachte sein Gesicht dicht vor ihres. Seltsamerweise sah sie dadurch viel weniger davon als gerade eben noch in zehn Metern Entfernung. »Wenn ich dich *überwältigen* wollte, hätte ich es längst getan.«

Weiß ich doch, weiß ich doch, warum kannst du nicht einmal die Klappe halten, Mirabelle Jasmin Wolperstorff!?

»Würdest du das bitte anerkennen?« Arians Stimme war kaum mehr als ein Flüstern.

Sie nickte hastig.

Er ließ sie los. »Gut. Dann ist die Tafel hiermit aufgelöst.« Er richtete sich auf. »Von jetzt an wirst du mir jeden Abend Gesellschaft leisten. Alles andere steht dir frei.«

»Gibt's hier ein Telefon?«, fragte Mira.

»Kein Kontakt zur Außenwelt«, erwiderte Arian. Die Schatten verschlangen ihn und Mira konnte ihn gerade noch den Raum auf der anderen Seite verlassen sehen.

»Ich werde mich nicht in Sie verlieben!«, rief sie.

»Warum so abweisend?«, erklang die Geisterstimme traurig. »Er gibt sich wirklich Mühe!«

»Er hat mich entführt!« Mira sprang auf und stieß die Fäuste gegen Boden.

»Wärest du denn freiwillig mitgekommen?«

»Natürlich nicht!«

Schweigen.

Mira schnaufte. »Vielleicht. Weiß nicht. Wenn er nett gefragt hätte und mir erklärt, was er will.«

»Er ist verflucht«, sagte die Geisterstimme. »Wir alle sind es.«

»Ja, soweit war ich auch schon, besten Dank!« Mira verschränkte die Arme. Ein Fluch also? Daran hätte sie vielleicht als drittes oder viertes gedacht. »Er wirkt gar nicht verflucht.«

»Aber er ist verflucht gut aussehend, gell?«, sagte eine andere Stimme links von der ersten.

»Jorge, sei still«, sagte die erste Stimme.

»Was du darfst mit der Gästin reden und ich nicht? Ich bin auch neugierig, Emma!«

Mira rieb sich über die Stirn. »Okay, hier ist der Deal: Ihr erzählt mir, was hier los ist und im Gegenzug werde ich nicht schreien.«

»Ha!« Jorge rauschte heran, seine Gestalt fast sichtbar. »Denkst du, Schreien würde uns etwas ausmachen? Hier wird den ganzen Tag geschrien, alle Opfer schreien immer zu! *Oh nein, bitte tu mir nichts, oh, ah, Hilfe, Hilfe.*«

Jorge klang gänzlich unmotiviert, trotzdem brach Mira der kalte Schweiß aus.

Emma huschte an seine Seite und versetzte ihm eine Kopfnuss. »Aua!«, jaulte er.

Inzwischen konnte sie die beiden Geister gut erkennen, eine Frau mit mittelalterlichem Kleid und Häubchen, und ein Mann mit knielangen Hosen und einer marineblauen Weste.

»Hör auf, ihr Angst einzujagen.« Emma schwebte heran und rang die Hände. »Du bist unsere einzige Hoffnung, Mädchen. Wenn du dich nicht in Herrn Arian verliebst, werden wir für immer die Gefangenen des Phoboros sein.«

Mira runzelte die Stirn. Das hatte sie schon mal gehört. Nur wo? »Phoboros?«

»Ein mächtiger Dämon, viele tausend Jahre alt. Einst verfluchte er unseren Herrn und sein ganzes Personal. Seither muss er jede Nacht durch die Stadt streifen und Gefühle sammeln, je finsterer, desto besser, und sie für den Phoboros in einem Kristall aufbewahren. Einmal im Jahr, an Allerheiligen, wenn der Schleier zwischen den Welten am dünnsten ist, kommt er und holt sie.«

Mira atmete tief durch. »Und wie lange geht das schon so?«

»Bei dreihundert haben wir aufgehört zu zählen.« Jorge klang zerknirscht.

»Dreihundert? Der Typ ist also uralt? Ihr alle seid uralt?«

»Alter ist nur eine Zahl«, sagte Emma.

Mira schnaubte. »Is klar, ne.« Sie tigerte auf und ab. »Und was ist mit dem Verlieben? Was soll das bringen?«

»Es ist dir sicher nicht entgangen, dass unser Herr sehr ... furcht-einflößend ist«, sagte Emma.

»Ach was.« Mira verschränkte die Arme.

»Liebe ist das reinste aller Gefühle. Es ist so mächtig, dass der Phoboros daran ersticken würde, wenn der Kristall damit statt mit Furcht gefüllt wäre«, dozierte Jorge.

»Aber muss ich denn *ihn* lieben? Ich meine, ich liebe Bücher und ihr habt Hammerbücher hier, also ...«

»Oh, nein! Arian müsste diese Liebe empfangen, denn nur er kann den Kristall füllen.« Emma schwebte heran und sah Mira flehentlich an. »Willst du es nicht wenigstens versuchen? Wenn nicht um seinetwillen, dann um all der Menschen willen, die jede Nacht Furcht und Verzweiflung erleben?«

Mira legte die Stirn in Falten. »Aber man kann sich doch nicht auf Kommando verlieben! Und, nun ja ... er ist ziemlich gruselig.«

»Aber du hattest keine Furcht! Hast sie ihm verweigert, als er danach griff. Nur die allermutigsten Menschen sind dazu in der Lage. Nur jemand wie du, kann durch seine Fassade blicken und seinen wahren Kern erkennen. Und dann wirst du dich ganz gewiss in ihn verlieben!« Emma strahlte.

Mira verschränkte die Arme hinter dem Rücken. »Also schön. Es wäre eine gute Tat. Er hat 'ne schicke Bib, das ist ein Plus, und du machst feine Kasspatzen. Also man kann's schon aushalten hier.«

Emmas Strahlen wurde immer breiter.

»Aber muss ich für immer ganz allein bei ihm und euch bleiben? Ich glaube nicht, dass ich ohne Papa glücklich sein könnte. Oder meine Freunde.« Mira seufzte tief.

Emma und Jorge tauschten Blicke. »Nein«, Emma schwebte ein Stück an ihr vorbei, »es wäre nicht für immer. Genau genommen muss es vor Allerheiligen geschehen, sonst ...«

Mira kniff die Augen zusammen. »Sonst was?«

Wieder tauschten die beiden unbehagliche Blicke.

»Sonst wirst du sterben«, flüsterte Jorge. »Wenn der Phoboros zurückkehrt und dich hier findet, frisst er dich.«

Emma berührte Mira an der Schulter, der ein eiskalter Schauer über den Rücken jagte. »Aber dazu wird es nicht kommen, wenn du dich in Arian verliebst.« Sie lächelte. »Und das hast du ja vor, nicht wahr?«

Mira starrte auf den hinteren Ausgang, durch den Arian verschwunden war, und nickte.

F Ü N F

Eine Woche lang hatten Mira und Arian jeden Tag zu Abend gegessen. Eine schreckliche, lange Woche, in der sie tagsüber ruhelos umhergestreift und schon deutlich vor der Essenszeit am Ballsaal gewesen war. Emma hatte versucht, sie aufzumuntern, doch Mira wich ihr aus, wo immer es ging. Sie musste nachdenken, und das konnte sie am besten allein.

Ein Monat zog ins Land und Mira gewöhnte sich an Arians Gegenwart. Je mehr sie sich auf das Gesicht hinter den Schatten konzentrierte, desto mehr wurde es ihr vertraut.

»Was ist deine Lieblingsfarbe?«, fragte sie ihn eines Abends.

Er schwieg lang, bevor er sagte: »Ich weiß nicht. Was ist deine Lieblingsfarbe?«

»Weich nicht aus. Es ist eine einfache Frage.« Mira rutschte unruhig auf ihrem Sessel umher.

»Nun gut. Braun, denke ich.« Arian lehnte sich zurück und verschränkte die Finger.

»Braun wie mein Haar, meine Augen und meine Cordhose, ja? Wie praktisch.« Sie ließ sich gegen die Lehne fallen und verschränkte die Arme.

»Braun wie die Erde, die uns trägt, wie das Fell eines Pferds, das in Freiheit galoppiert, wie Schokoladenpudding, der köstlichste Nachtisch der Welt.«

Nachdenklich betrachtete Mira ihren Gastgeber. Ihr Verstand sagte ihr, dass statistisch gesehen die Mehrzahl der arrangierten Ehen

wunderbar funktionierte, weil die Grundlage einer Beziehung nicht Verliebtheit sondern der Willen zur Zusammenarbeit war. Warum sollte ihr das nicht gelingen? Welchen Unterschied machte es, ob das Schicksal oder die Gesellschaft eine Ehe arrangierte? Sie biss sich auf die Lippe. »Möchtet Ihr ...« Sie zögerte. »Möchtest du Gesellschaft. Heute Nacht?« Ihre Wangen glühten.

Arian wirkte verblüfft. »Ist das wirklich dein Wunsch?« Seine Stimme war kaum mehr als ein Hauch.

Mira nickte stumm.

Arian stand auf, umrundete den Tisch, nicht als Schattenwoge, sondern ganz und gar physisch. Je näher er kam, desto mehr wuchs die Furcht in Mira. Sie schloss die Augen und konzentrierte sich auf ihre Atmung. Sie hatte ihr schon einmal getrotzt, sie konnte es immer wieder tun. Mühsam hob sie die Lider und sah ihn an, wie er vor ihr stand, seine finstere Aura so viel größer als er selbst, das Zerren der Furcht so viel stärker als vom anderen Ende des Tisches. »Bist du sicher?«

Mira packte die Armlehnen des Sessels und schoss in die Höhe. Ihre Knie waren so weich, dass sie wankte. »Ja«, sagte sie, nicht so fest wie erhofft.

Er nickte und reichte ihr die Hand. »Dann komm.«

Arian führte sie in einen Bereich des Hauses, der offenbar nur durch die hintere Tür des Ballsaals zu erreichen war. Mira spürte ihr Herz unangenehm in der Kehle klopfen. Sie hielt seine Hand, als wäre sie ihr Anker in stürmischer See. Am Ende des Ganges lag ein Schlafzimmer. Das Licht flammte auf, als sie eintraten, und schälte ein Himmelbett, eine Sitzecke am Kamin und einen Waschtisch aus der Finsternis. Obwohl ein Feuer brannte und draußen Hochsommer war, schien die Kälte sich in diesem Raum festgesetzt zu haben. Arian ließ sich in einen der Sessel fallen und deutete auf den anderen. Mira setzte sich auf die vorderste Kante und faltete die Hände im Schoß.

»Möchtest du einen Tee?«, fragte Arian.

Mira schüttelte den Kopf.

Er sah sie lange an. »Möchtest du ins Bett gehen?«

Sie zog die Schultern hoch und nickte.

Er winkte ihr. »Dann bitte, es gehört dir.«

Mira sah auf. »Und ... du?«

Er lächelte. »Ich wache über deinen Schlaf.«

Mira zögerte. Das war nicht, was sie erwartet hatte. Doch spürte sie eine solche Erleichterung dabei, dass sie schnell unter die Decke schlüpfte und die Augen schloss.

Die Furcht in ihrem Inneren legte sich nach und nach.

Er ist wirklich kein schlechter Kerl, dachte sie und schlief ein.

SECHS

Am Abend des ersten Herbstmonds kehrten Mira und Arian von einem ihrer zahlreichen, gemeinsamen Spaziergänge durch den Garten zurück.

»Der Springbrunnen«, sagte Mira auf einmal, »warum lassen wir ihn nicht herrichten? Weg mit dem Unkraut, die Pumpe reparieren und Seerosen hinein für klares Wasser.«

Arian nickte. »Klingt gut.«

Mira stemmte die Hände in die Hüften und sah sich um. »Überhaupt könnte man hier viel machen.« Sie deutete auf einen Flecken Giersch. »Dort würden sich ein paar Rosenbüsche schön machen. Rote und weiße, passend zur düsteren Herrenhausromantik.« Sie warf ihm ein neckisches Grinsen zu.

Lächelnd wich Arian ihrem Blick aus. Die Schatten lagen wie ein Mantel um seine Schultern, sein Gesicht unverhüllt.

Mira drehte sich im Kreis. »Etwas Farbe vielleicht, wie eine Wildblumenwiese – wir hätten so viele Bienen und Schmetterlinge!« Sie schlenderte umher und sah zur untergehenden Sonne. »Da hinten, wo die Sonne am längsten hin scheint, wär's ideal für einen Pavillon.« Sie fasste Arian beim Arm. »Dann könnte man Tee im Garten haben, wär das nicht schön?«

»Ja.« Arians Lächeln wurde breiter, sein Blick dabei trauriger.

»Was ist?«, fragte Mira.

Er schüttelte nur den Kopf.

Auf dem Weg zur Küchentür sagte Mira: »Hier muss ein Kräutergarten hin. Mit frischer Minze oder Rosmarin oder ... sowas eben. Emma fällt bestimmt was ein.«

Arian nahm ihre Hand und streichelte sie. »Die Furcht«, sagte er, »spürst du sie noch?«

Mira schluckte. »Ein wenig«, erwiderte sie.

Er ließ die Schultern hängen.

Behutsam berührte Mira seine Schultern.

Arians Augen weiteten sich. »Was tust du?«

Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und küsste ihn.

Schatten wallten auf und umhüllten sie beide.

Furcht entflamte in Miras Eingeweiden und ließ sie sich zusammenkrümmen.

Als hätte er sich verbrannt, wich Arian zurück. »Es tut mir leid«, flüsterte er und verschwand.

»Warte!«, rief Mira, doch ihre Stimme war kaum mehr als ein Krächzen. Sie presste die Hände vor die Brust und versuchte ihr wild hämmerndes Herz zu beruhigen. Erschöpft wie nach einem Marathon, ließ sie sich auf die Bank neben der Küchentür fallen. »Nachts könnte man den Garten mit Lampions schmücken,« murmelte sie. Ihr Blick ging in die Ferne. »Ein kleiner Teich mit Fischen wäre schön. Oder Fröschen.« Die Panik ebte ab und ihr Herzschlag normalisierte sich. Sie atmete tief durch und ging zum Ballsaal. Abendessenszeit. Der Tisch war schon gedeckt, die Instrumente spielten, die Leuchter brannten. Mira setzte sich auf ihren Platz und wartete. Und wartete. Irgendwann brachte Emma eine Kastaniensuppe, die nach Trüffelöl duftete. Mira sah zum leeren Platz am anderen Ende der Tafel. »Kommt er nicht?«

Emma schwieg.

Betrübt aß Mira ihre Suppe, Emma brachte einen Schweinebraten. Lustlos stocherte Mira im Pastinakenpüree herum und sah immer wieder zu Arians Platz. Er blieb leer.

Als Emma einen Schokoladenpudding brachte, sprang Mira auf und lief durch den anderen Ausgang hinaus zu Arians Schlafzimmer.

Die Tür war verschlossen. »Lass mich rein!«, rief Mira und hämmerte dagegen.

Nichts geschah.

Wütend stampfte sie hinaus in den Garten und lief ums Haus, bis sie das Fenster zum Herrenschlafzimmer fand. Sie packte den Fenstersims und zog sich daran hoch. Die Zehen in die Wand

gepresst, strampelte sie so lange, bis sie sich hinauf gehievt hatte. »Arian!«, rief sie und hämmerte gegen die Scheibe. Im kargen Licht des heruntergebrannten Kaminfeuers sah sie ihn im Sessel sitzen, die Beine ausgestreckt, das Gesicht aufgestützt. Er wandte ihr den Blick zu, müde, voll endloser Traurigkeit, und wandte sich wieder ab.

»Arian!« Mira schlug mit Wucht gegen die Scheibe, verlor das Gleichgewicht und kippte nach hinten weg. »Aah...!« Sie ruderte mit den Armen. Vergeblich, schon kippte sie nach hinten weg. Die Augen weit aufgerissen, stürzte sie – direkt in Arians Arme.

Sanft hielt er sie fest. »Was tust du nur?«

»Was tust *du* nur?«, fragte sie mit so viel Wut in der Stimme, dass er zusammenzuckte. Sie legte die Arme um ihn, während er sie auf den Boden herunterließ und sah ihm fest in die Augen. »Warum warst du nicht beim Abendessen?«

»Es hat keinen Sinn«, erwiderte er. »Du gibst dir solche Mühe, aber es ist aussichtslos. Die Aura des Schmerzes und der Furcht lässt sich nicht überwinden, nicht einmal von dir.«

Mira runzelte die Stirn. Sie schlang die Arme um seinen Hals und küsste ihn. Arian hielt sie sacht bei der Hüfte, ihre Brust lag an seiner. Doch seine Lippen schmeckten nach Kupfer und Asche und mit jedem Sekundenbruchteil, den die Berührung dauerte, zog sich ihr Inneres zusammen. Keuchend löste sie sich von ihm und sank auf die Knie. Die Kälte in ihrem Magen schien das Pastinakenpüree in scharfkantige Eisklumpen zu verwandeln. Sie wimmerte.

»Es tut mir leid«, flüsterte Arian. »Was für ein törichter Traum.« Sein Blick lag voller Sehnsucht auf ihr. Kopfschüttelnd machte er eine Handbewegung. Hinter Mira sprang die kleine Gartenpforte mit dem singenden Ton brechender Magie auf. »Du bist frei«, sagte Arian mit brüchiger Stimme und verschwand.

S I E B E N

Mira starrte die Decke über ihrem Bett an. Einige der fluoreszierenden Sterne leuchteten noch, obwohl sie schon vor Stunden das Licht ausgeschaltet hatte. Wie lächerlich. Mit fast dreißig wohnte sie noch im

Zimmer, in dem ihre Mutter über der Kinderwiege diese Sterne aufgeklebt hatte. Aber es war eines der wenigen Dinge, die Mira fortwährend an sie erinnerten, so hatte sie es nie fertiggebracht, sie abzunehmen. Mira zog die Bettdecke zur Nasenspitze. Vier Monate war sie fort gewesen und doch fühlte sie sich wie ein Fremdkörper in ihrem Kinderzimmer.

Kinderzimmer! Ich bin doch kein Kind mehr!

Nie zuvor war ihr so schmerzhaft bewusst gewesen, wie sehr sie es sich in der Rolle der braven Tochter bequem gemacht hatte. Es war auch zu praktisch, keine Miete zu zahlen, tagtäglich bekocht zu werden und im väterlichen Buchladen zu arbeiten. Ihrem eigenen kleinen Reich, wo sie neben Klassikern und Bestsellern so viele okkulte und esoterische Bücher ausstellen konnte, wie sie wollte. Mira tat einen langgezogenen Seufzer und zog die Decke über den Kopf.

»Ist alles in Ordnung, mein Schatz?«, fragte Gustav.

Mira zuckte zusammen. Sie hatte ganz vergessen, dass er dort im Sessel saß und über ihren Schlaf wachte.

»Papa, geh schlafen, ich bin erwachsen. Ich brauch niemanden, der nachsieht, ob das Monster unter dem Bett seine Zähne geputzt hat.«

»Aber ...«

»Geh! Schlafen!«

Mira warf sich herum und zog das Kissen über den Kopf. Trotzdem hörte sie seine zarten Trippelschritte und das Klicken der Tür.

Armer Papa. Er meint es doch nur gut.

Obwohl Mira irgendwann einschlief, fand sie keine Ruhe. Nicht beim Frühstück, nicht beim Sortieren der Regionalkrimis, nicht beim Nachmittagstee, und ganz besonders nicht als sie wieder im Bett lag. Sie warf sich nach links und dachte daran, wie sie versagt hatte, warf sich nach rechts und ärgerte sich, dass sie sich als Versagerin ansah und nicht als Opfer einer Straftat, der sie nur knapp entronnen war. Sie hatte versagt und ihr Vertrauen enttäuscht, Arians, Emmas, Jorges. Gut, Arian hatte sie entführt, darüber musste sie bei Gelegenheit noch ein ernstes Wörtchen mit ihm reden, aber hätte sie an seiner Stelle anders gehandelt?

Es wurmte sie, dass er sie überschätzt hatte. Nie hatte sie jemand stark oder mutig genannt. Dabei wollte sie es so gern sein.

»Die Quittung, bitte«, sagte Frau Pusilski.

Mira sah auf. Wie lange stand sie schon hinter der Theke, in ihre kreisenden Gedanken verstrickt? Seufzend druckte sie die Quittung. Pusilski sah sie mitfühlend an. »Schade, dass es nicht geklappt hat.«

Mira hob die Augenbrauen. »Was?«

»Der Umzug. Ich finde es sehr löblich, dass du deinen Vater unterstützt, aber ein junger Mensch muss doch ein eigenes Leben haben.« Frau Pusilski drückte Miras Hand. »Woran ist es gescheitert?«

»Ich konnte die Furcht nicht überwinden«, murmelte Mira.

Frau Pusilski nickte verständnisvoll. »Das macht nichts. Versuch es einfach nochmal.«

»Geht nicht. Es gibt kein Zurück.« Mira ließ die Schultern hängen.

»Ach, was! Eine Tür schließt sich, eine andere öffnet sich, so ist das im Leben. Manchmal müssen wir kreativ werden, um unsere Ziele zu erreichen.« Sie tätschelte Miras Hand. Das Licht flackerte und das Glöckchen über der Ladentür bimmelte. Ein kalter Wind ließ die Buchseiten rascheln. Hoffnungsvoll hob Mira den Kopf.

»Heieiei, ist das frisch!« Herr Krimbars schloss geschwind die Tür hinter sich.

Mira zog einen Flunsch. »Ich würde es so gern nochmal versuchen«, sagte sie mit einem Seufzer.

Frau Pusilski zuckte mit den Achseln. »Dann tu's!«

Mira stöhnte. »Ich weiß nicht, wie!«

»Steht denn in keinem deiner Bücher was dazu?« Herr Krimbars ließ sich mit der Tageszeitung in den Sessel in der Leseecke nieder.

In Miras Kopf fügten sich zwei Puzzleteile zusammen. »Natürlich!«, rief sie. »Das ist es.« Sie tauchte unter der Theke hindurch und rannte hinaus auf die Straße. Der kalte Oktoberwind piff ihr um die Nase und sie zog das Schultertuch fester um sich. Sie nahm die U-Bahn raus nach Grünwald und rannte das letzte Stück zum Herrenhaus. Einen Augenblick noch zögerte sie, dann drückte sie die Gartenpforte auf und trat zurück in Arians Reich.

»Du solltest nicht hier sein!« Emma war so plötzlich aufgetaucht, dass Mira zusammenzuckte.

»Mach mir die Tür auf«, sagte sie. »Schnell!«

Emma schüttelte energisch den Kopf. »Nein, in drei Tagen kehrt Phoboros zurück. Wenn er dich findet ...«

»Ich weiß! Mach die Tür auf oder ich such mir einen anderen Weg hinein und wer weiß, was dann zu Bruch geht!« Mira krempelte die Ärmel hoch.

Emma verschwand, doch als Mira die Haustür erreichte, war sie offen. Sie eilte in die Bibliothek, schnappte sich Newtons *Principia* und blätterte fieberhaft, bis sie die Stelle gefunden hatte. »Resonanz ist der Schlüssel zu des Phoboros' Macht.« Ein entschlossenes Grinsen breitete sich auf Miras Gesicht aus. Im Sekretär neben der Tür fand sie einen Stoß Papier und Bleistifte. Sie klappte den Sitz aus, atmete tief durch und schrieb.

ACHT

»Er ist hier!« Emma rang die Hände und huschte umher. »Ich kann ihn spüren. Noch ist es nicht zu spät! Lauf! Dein Opfer ist vergebens. Lauf doch!«

Mira presste die vollgekritzelten Papiere an ihre Brust. Sie starrte den Kristall an, den Arian ihr nach langen Diskussionen gezeigt hatte. Noch ein letztes Mal ging sie die Formeln im Geiste durch und nickte. »Ich bin bereit.«

Der Ballsaal pulsierte mit der Finsternis des Phoboros, knallend sprang die Vordertür auf und er kam hereingerauscht. Arian saß in seinem Sessel, den Kopf aufgestützt. Der Kristall ruhte in der Mitte des Saals auf einem Sockel und pulsierte im kränklich roten Licht der in ihm angesammelten Furcht. Die Gestalt des Phoboros floss wie Teer und Eiter in den Raum und ballte sich um den Kristall zusammen. »Du warst nachlässig«, schnarrte er. »Ein ganzes Jahr und das ist alles, was du zustande gebracht hast?« Er schwebte auf Arian zu und baute sich drohend vor ihm auf. »Sehnst du dich nach Züchtigung? So sei es!« Er holte mit seinen Krallen aus.

Arians Blick huschte zu Mira. Als hätte das den Phoboros auf ihre Anwesenheit hingewiesen, hielt er inne und drehte den Kopf. Seine rotglühenden Augen stachen aus dem Skelettschädel hervor. »Ein Mensch?« Er zerfloss und baute sich vor ihr auf. »Wozu? Soll sie die jämmerliche Menge Furcht ausgleichen, die du mir bietest? Ich könnte

nicht annähernd so viel aus ihr extrahieren wie du mit deiner Gabe.« Der Phoboros packte Miras Kinn. »Reine Verschwendung. Aber sei's drum.«

Mira riss sich los und schrie die zurechtgelegten Zauberworte. Der Kristall erzitterte, rund um ihn herum flammten Runen auf dem Boden auf und bildeten einen Kreis um Mira und Phoboros. Der Dämon drehte sich herum und beäugte Mira. »Was wird das, Menschlein? Du willst spielen?«

»Kein Spiel. Resonanz.« Mira formte die Symbole und sang die Worte. Sie hatte ihnen einen Rhythmus gegeben, um sie sich besser merken zu können. Der Kristall leuchtete stärker, seine kränklich rote Farbe wandelte sich in orange, dann gelb.

»Es funktioniert«, flüsterte Emma.

»Wahrhaftig!«, fügte Jorge hinzu, der sich hinter ihr hielt.

Arian war aufgestanden und trat an den Kreis. »Du schaffst es!«

Der Phoboros bäumte sich auf und tat einen markerschütternden Schrei.

Mira zuckte zusammen und sank auf die Knie. Ihr Gesang brach ab.

»Resonanz? Schwachsinn! Hier geschieht nichts als das Verstreichen deiner Lebenszeit!« Er packte Mira am Hals und zog sie auf die Füße. Ihr Herz raste, Schweiß stand ihr auf der Stirn, sie zitterte am ganzen Leib.

»Nein! Lass sie in Ruhe!« Arian versuchte, in den Kreis zu gelangen, doch die Runenbarriere verwehrte ihm den Zutritt. »Mira!«

Sie hörte seine Worte wie durch Gelee, das ihr Ohren und Nase verstopfte und sie nach Luft ringen ließ.

Eines ihrer Blätter flatterte durch die Luft. Der Phoboros packte es. »Principia Mathematica? Ha!« Er lachte laut auf. »Isaac Newton war ein Narr! Ein Süßholzraspler, ein Scharlatan, ein Kuhhändler. Ausgerechnet in ihn hast du dein Vertrauen gesetzt? Lachhaft!« Er drückte fester zu und Mira fühlte das Leben aus sich weichen. Sie schlang die Hände um des Phoboros' dünnen Arm.

Konzentrier dich, Mira, sie verlassen sich auf dich!

Sie rang nach Luft, schluckte die Furcht herunter, wie sie es schon bei Arian getan hatte. Doch der Phoboros war um ein Vielfaches furchteinflößender als er. Wie dumm von ihr, sich mit ihm anzulegen!

Sie hätte es niemals versuchen dürfen, wer war sie schon? Ein kleines, dummes Mädchen, das noch beim Vater wohnte. Tränen rannen über ihre Wangen. Der Phoboros verzog das Gesicht zu einem abscheulichen Grinsen. »Mmh, deine Furcht ist klein, aber deine Selbstzweifel sind umso größer. Was für ein köstliches Mahl!« Er gab ein schnarrendes Geräusch von sich und schloss die Augen. »Dir ist vergeben, Arian. Aber im nächsten Jahr ...«

Mit einem lauten Knall brach der Runenkreis. Arians Faust traf den Phoboros so unvermittelt, dass er Mira losließ und durch den Raum taumelte. Wie zwei Furien stürzten sich Emma und Jorge auf ihn und bewarfen ihn mit Blumenvasen, Musikinstrumenten und Stühlen.

»Mira!« Arian fasste sie bei den Schultern. »Rede mit mir!«

Sie legte die Arme um ihn. »Der Kreis ... er sollte doch dich, Emma und Jorge schützen. Jetzt kann ich das Ritual nicht mehr beenden«, krächzte sie und deutete auf den Kristall, dessen gelbliche Farbe schon wieder ins Rötliche floss.

»Doch!« Arian packte sie fester. »Du kannst! Tu es, Mira. Wir halten dir den Phoboros währenddessen vom Leib.«

»Aber die Resonanz wird alle Schatten im Umkreis zerstören. Wenn die Formel stimmt, wird der Kristall ...«

Arian nickte. »Ich weiß. Du hast es mir hundert Mal erklärt.« Er küsste sie auf die Stirn und stürzte sich in das Getümmel aus Geistern, Schatten und dämonischer Bosheit.

Mira zögerte. Doch Arian hatte recht. Sie durfte den Phoboros um keinen Preis entkommen lassen. Mit zitternden Fingern sammelte sie ihre Blätter ein. Stand auf und sang die Worte. Formte die Zeichen und brachte den Kristall zum Vibrieren. Sie dachte an ihren Vater, ihre Mutter, Pusilski, Krimbars und die Bücher. Oh, diese wunderschönen, edlen Geschöpfe aus Wissen und Kreativität. Der Kristall färbte sich erst orange, dann gelb und schließlich grün. Die Farbe des Herzens, in dem Miras grenzenlose Liebe zu Wissen, Natur und Mensch wohnte. Und ... Arian. Sie sah ihn an, voll Bedauern, doch es gab kein Zurück. Sie sang die letzten Worte und der Kristall erstrahlte in gleißend grünem Licht.

»Nein!«, schrie der Phoboros und wollte sich auf sie stürzen – doch zu spät. Mit einem hohen Ton zersprang der Kristall und entlud seine positive Energie in den Raum. Eine Schockwelle erfasste Mira und

schleuderte sie gegen die Wand. Als sie wieder zu sich kam, war es taghell. Emma blickte verwundert an sich herab, Jorge löste sich bereits auf, Arian lächelte. Er hob die Hand, als wollte er ihr winken, und verschwand. Der Phoboros wand sich und zuckte umher, schrie und kreischte und zerfloss schließlich zu einer Teerpfütze im Zentrum des Ballsaals. Mira saß da und starrte die Decke an. Sie hatte es geschafft. Der Dämon war besiegt.

Mühsam kämpfte sie sich auf die Beine. Vom Haus war nicht viel übrig und der Rest schien sich ebenfalls aufzulösen. »Es tut mir so leid«, flüsterte sie. »Ich wünschte, ich hätte mehr tun können.«

Auf dem Weg zurück zur U-Bahn reifte eine Erkenntnis in ihr. Es war Zeit.

Als das Glöckchen über der Ladentür erklang, stürzte Gustav zu ihr und umarmte sie. »Mein Kind! Was hast du nur getan?«

Sie legte das Kinn auf seine Schulter. Als sie sich wieder von ihm löste, schluckte sie. »Ich werde ausziehen.«

Gustav runzelte die Stirn. Er biss sich auf die Lippe, sein Blick ging in die Ferne. Dann lächelte er und nickte. »Das ist gut.« Mit sanftem Blick fügte er hinzu: »Du wirst mir fehlen.«

Mira lächelte. »Du mir auch.«

EPILOG

Stille lag über der Universitätsbibliothek Rhienburg. Nur das Rascheln von Seiten und das leise Klicken von Tastaturen lag in der Luft. Durch die hohen Fenster fiel das Licht der Frühlingssonne auf die Eichentheke, hinter der Mira Rückgaben sortierte. Ein Student mit zerzausten Haaren kam auf sie zu. »Äh, Frau Wolperstorff, könnte ich vielleicht noch eine Woche...?«

Mira zog eine Augenbraue hoch und verschränkte die Arme.

Der junge Mann faltete die Hände. »Hat Ihnen heute schon jemand gesagt, wie gut Sie aussehen?«

Mira hob auch die andere Augenbraue.

Der Junge ließ die Schultern sinken und gab die Bücher ab. Mira grinste, nahm sie entgegen und scannte die Codes ein. Grummelnd

trollte sich der Student. Hinter Mira erklang das gedämpfte Geräusch eines schweren Buches, das auf die Theke gelegt wurde. Ohne aufzusehen, sagte sie: »Rückgaben kommen hier links rein.«

»Ich würde das Buch gern spenden.«

Erschrocken hob sie den Kopf – und erstarrte. Auf der Theke lag die *Philosophiæ Naturalis Principia Mathematica*, die goldene Prägung des Ledereinbands glänzte im Sonnenlicht. Sie schlug die Hände vor den Mund und sah den Mann an, der das Buch abgelegt hatte. »Arian!« flüsterte sie. »Wie ist das möglich?«

Er legte einen Finger an die Lippen und zwinkerte ihr zu. »Möchtest du einen Tee mit uns trinken?« Vom Haupteingang winkten Emma und Jorge, in Fleisch und Blut.

Hastig stellte Mira das »Theke nicht besetzt«-Schild auf und ergriff Arians Hand. »Nichts lieber als das.«





Es gibt Tage, da wünscht ich, ich wär mein Hund

Der Lohn der Geduld ist die Geduld, heißt es. In seinen zwölf Jahren hatte Sammy gelernt, dass der Lohn manchmal wertvoller ausfiel. Aber scheinbar nicht heute. Er schüttelte sich. Seit dem Morgengrauen wartete er schon, so geduldig es ihm nur möglich war, doch der Lohn blieb aus. Gerade erhob er sich vom kalten Boden, bereit, davonzutragen, als die Haustür klackte. Sammy stellte die Ohren auf und wedelte mit dem Schwanz.

Tom lachte. »Woher weißt du immer, wann ich losmuss? Dein Instinkt ist tadellos.« Er holte die Wurstsemmel aus seiner Tasche und gab ihm eine Scheibe. »Aber erzähl's nicht deinem Frauchen.«





Schwerelos

Sonne auf meiner Haut. Wind in meinem Haar. Die Brandung hundert Wörter unter meinen Füßen.

Ein Schritt nur. Ich schließe die Augen. Breite die Arme aus.

Träume davon, den Schritt zu tun. Fortzufliegen wie ein Vogel. Frei, schwerelos.

Hinter mir Kinderlachen.

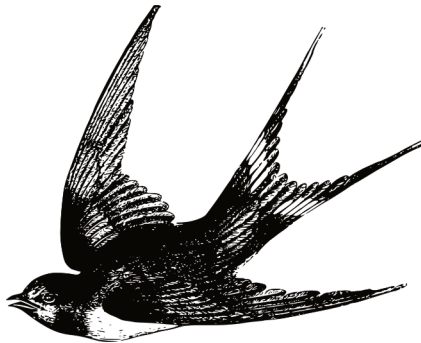
»Mama! Sieh mal, eine Schwalbe!«

Der Ruf des Tieres über mir mischt sich mit dem Tosen der Brandung unter mir und dringt tief in meine Seele.

Ich halte die Augen geschlossen und sehe es doch: Schwarze Schwingen, weißer Bauch, freies Herz.

Kleine Hände an meinem Bein. »Mama, sieh doch!«

Die Augen wieder offen, lächle ich. »Ja, Liebes. Ich sehe.«





Gefunden

Fünfhundert Meilen bis Tennessee, behauptete das Straßenschild. Gordon stierte in die tiefstehende Sonne, die seinen Cadillac viel zu heiß werden ließ. Ein leerer Tank und keine Menschenseele weit und breit. In Gedanken reiste er zurück an den Tag, als er Mary versprach, sie um jeden Preis zu finden. Wie es aussah, war der Preis sein Leben. Der Motor stotterte und erstarb. Seufzend zog Gordon den Hut ins Gesicht. Immerhin hatte er es versucht. Mit geschlossenen Augen erwartete er die Finsternis.

Motorengeräusche weckten ihn.

»Gordon?«, fragte die Frau in dem Pick-up-Truck

Mary.

Gordon lachte. Nicht er, sondern sie hatte ihn gefunden.





Unvergessen

»Zu verkaufen: Babyschuhe, ungetragen«, las Shelby.

Aleena schauderte. »Lies was anderes, bitte.«

Shelby wischte auf dem Smartphone weiter. »Wie wär's damit...«

»Keine Geistergeschichte!«

Shelby seufzte.

Die Tür ging auf, Ganglicht fiel aufs Bett und Aleenas Gestalt verschwand.

»Schlafenszeit, mein Schatz.« Mama lächelte. »Mit wem redest du denn noch?«

Shelby hob die Schultern. »Freunde auf Discord.«

Mama gab ihm einen Kuss. »Handy aus, Augen zu.« Beim Hinausgehen verharrte ihr Blick auf dem leeren Babybett. Traurig schloss sie die Tür.

Shelby sah Aleena an. »Ich möchte ihr sagen, dass du noch da bist.«

»Lieber nicht«, erwiderte sie, »Auch Mama mag keine Geistergeschichten.«





Carpe Jugulum

»Katarzyna, mach das Fenster im Schlafzimmer zu!«, rief Mutter von unten. »Gleich kommt Omi mit Buberl und ich will nicht, dass der blöde Köter wieder da rausfällt.«

Katarzyna saß an ihrem Schreibtisch und brütete über der Deutsch-Hausaufgabe. Ein Gedicht im Stil des Expressionismus sollten sie schreiben. Katarzyna hatte eine vage Idee, aber recht viel mehr als der Titel war ihr noch nicht eingefallen, und selbst den hatte sie von einem Roman geklaut, den sie auf dem Kaffeetischchen von Mutters Busenfreundin Ariadne gesehen hatte, als sie noch mit auf die Besuche bei ihr musste. *Carpe Jugulum* stand da in schnörkeliger Schrift auf dem weißen Blatt.

»Katarzyna! Hast du das Fenster schon zugemacht?« Irgendetwas krachte, dann klopfte jemand an die Tür.

Die Überschrift bedeutete frei übersetzt *Nutze die Gurgel*, aber das *Carpe* erinnerte Katarzyna an einen Karpfen, weshalb in ihrem Gedicht ein Fisch vorkommen sollte.

*So wie ein Fisch im Wasser, schrieb sie,
den Bauch zur Sonne kehrt,
wenn man um ihn das Wasser
mit Maschinenöl beschwert*

... tja, was dann? Nachdenklich kaute Katarzyna auf ihrem Bleistift. Expressionismus bedeutete auch ein Stück weit Nihilismus, also ...

*So wird auch das Menschlein
den Bauch nach oben drehn
und friedlich, bleich und leise
im Erdreich untergehn.*

Zufrieden lehnte sie sich zurück. Na bitte, das würde Herrn Strauch gefallen. Poltern auf der Treppe, kratzende Schritte auf dem Boden. Warte, was hatte Mutter gesagt? Katarzyna sprang auf und rannte ins Schlafzimmer.

»Buuuubilein!«, rief Omi von unten, »komm zurück, du braver, kleiner Schatz!«

Von wegen brav! Buberl hatte etwa vier Hundelängen Vorsprung auf Katarzyna und steuerte natürlich direkt auf das Schlafzimmer zu. Sie hechtete ihm nach, erwischte die Leine und zog daran. Buberl blieb mitten in der Luft stehen, bevor er zurückgerissen wurde. Triumphierend schleifte Katarzyna das kleine Mistvieh in ihr Zimmer, wo sie Zeuge wurde, wie ein Windstoß ihr Gedicht zum Fenster hinauswehte. »Oh, nein!« Sie ließ die Leine fallen und stürzte dem fliehenden Papier nach, doch zu spät: Es segelte aus dem Fenster und war fort.

So wie Buberl.

Katarzyna machte auf dem Absatz kehrt und rannte ins Schlafzimmer, gerade rechtzeitig, um den fetten Mops aufs Bett und aus dem Fenster hopsen zu sehen. Katarzyna kreischte und sprang ihm nach. Sie erwischte ihn geradeso bei den Hinterbeinen, verlor jedoch das Gleichgewicht und taumelte über die Fensterbank.

Vor ihrem geistigen Auge sah sie ihr Leben vorbeiziehen. Nur eine Sekunde trennte sie vom Bürgersteig. In diesem Augenblick kam eine Matratze angeschlittert. Mit einem satten *Fump!* landete Katarzyna auf dem Original Casanova Premiumfederkern und stöhnte. Das hätte schief gehen können.



Tom rannte, als wäre der Teufel hinter ihm her. In Wirklichkeit waren es die Jungs von der Serpent-Gang. Tom hatte gewusst, dass er aufhören musste, sie zu reizen, indem er auf dem Weg zur Arbeit ihr Territorium durchquerte, aber was sollte er tun? Eine Standharfe schleppender Weise konnte er nicht die Fußgängerbrücke nehmen und einen anderen Weg zum Schlossensemble gab es nicht. Er keuchte unter der Last seines Instruments. Das Ziel war fast erreicht, nur noch wenige Meter trennten ihn von der Fußgängerampel. Die genau jetzt rot sein musste. Tom schaute nach links und nach rechts, doch der

Verkehr war zu dicht. Er hämmerte auf den Knopf, während seine Verfolger unaufhaltsam näherkamen. Doch da blieb einer der Serpentjungs stehen und fing an zu spielen. Der nasale, gespenstische Klang des uralten Instruments erfüllte die Hauptstraße und ließ Menschen stehenbleiben und sich umschaun.

Tom brach kalter Schweiß aus – jetzt war klar, dass sie seine Haut wollten. Er schulterte seine Harfe und stürzte sich todesmutig in den dichten Verkehr an der Rothenburgstraße. Dreispurig, mit Straßenbahn und Verkehrsinsel. Die Fußgängerampel immer noch rot. Die Gang nur noch vier Serpentlängen hinter ihm. »Gegenseitige Rücksichtnahme«, dachte er, die Autos würden schon für ihn bremsen. Er sprintete vor einem roten Kleinwagen auf die Fahrbahn. Aus dem Augenwinkel sah er noch, dass etwas auf der Scheibe des Autos klebte, direkt vor dem Gesicht der Fahrerin. Sie konnte ihn nicht sehen. Tom erstarrte. Er sah sein Leben vor seinen Augen vorbeiziehen. Da packte ihn einer der Serpentspieler beim Schlafittchen und riss ihn auf den Gehsteig zurück. Der Kleinwagen raste in den Gegenverkehr. Ein Laster wich hupend aus, kam ins Schleudern und prallte gegen die Friedenssäule. Seine Hecktür sprang auf und eine Ladung Premiumfederkernmatratzen ergoss sich auf den Gehsteig.

»Alter, bist du irre? Du wärst fast überfahren worden!«, keuchte der Serpentspieler hinter ihm.

Tom zuckte zusammen. »Bitte tut mir nichts!«, wimmerte er.

Die Musiker sahen ihn verständnislos an. Dann lachten sie plötzlich. »Dachtest du, wir wollten dir was tun?«

Er nickte ängstlich. »Weil ich in euer Territorium eingedrungen bin, dachte ich.«

»Nein, Mann, so ein Quatsch! Das ist aus deiner Tasche gefallen und wir wollten es dir zurückbringen.«

Der Serpentspieler reichte ihm seine geliebte Ausgabe von Terry Pratchetts dreiundzwanzigstem Discworld-Roman. Seine Augen wurden feucht. Seit seine Tante Ariadne sie ihm in einer dunklen Stunde geschenkt hatte, trug er sie immer bei sich. »Danke«, flüsterte er mit Tränen in den Augen.

»Hey was ist, jammen wir ein bisschen?«, fragte der größte der Serpentspieler. Tom nickte lächelnd.



»Das ist doch alles Blödsinn«, grummelte Heinrich und quetschte sich in den Opel Corsa seiner Mutter. Es wäre ihm wesentlich leichter gefallen, wenn er es nicht schon wieder seit Tagen mit dem Ischias hätte.

»Das ist kein Blödsinn, sondern nichts als die Wahrheit. Du wirst schon sehen!« Christine wischte ein Stäubchen vom makellosen Rot ihrer Wagentür, bevor sie auf der Fahrerseite einstieg.

»Ich glaube dieser Wahrsagerin kein Wort, die hat uns bloß Geld aus der Tasche gezogen.« Heinrich war ausgesprochen schlechter Laune.

»Ich fand es hoch interessant.« Christine startete den Wagen und bog in die Rothenburgstraße ein.

»Also wirklich! Wenn ein Engel, der vor Schlangen flieht, euren Weg kreuzt, seid ihr ausersehen, den Herzensbrecher Frieden finden zu lassen. So wird einer unschuldigen Seele die weiche Landung auf Erden ermöglicht und himmlische Töne erklingen.« Heinrich schnaubte. »Lächerlich!«

»Ich glaube ja, es bedeutet, dass du endlich eine Frau findest und mir Enkelkinder schenkst.«

»Diese Madame Ariadne hat doch nicht alle Kerzen am Baum«, erwiderte Heinrich, als plötzlich ein Blatt Papier auf die Scheibe klatschte und Christine die Sicht nahm. *Carpe Jugulum* stand darauf und darunter ein hingekritztes Gedicht. Von rechts stürzte ein junger Mann mit einer Harfe auf dem Rücken auf die Straße. »Aufpassen!«, kreischte Heinrich.

Christine verriss das Lenkrad, geriet in den Gegenverkehr und bremste scharf. Ein Laster von Matratzen-Casanova konnte nicht mehr ausweichen, prallte gegen die Friedensäule und verstreute seine Ladung just in dem Moment über den Gehsteig, als ein etwa vierzehnjähriges Mädchen mit einem Mops im Arm aus dem dritten Stock eines Wohnhauses fiel. Zu dem Harfespieler hatten sich nun vier andere Männer mit geschlängelten Blasinstrumenten gesellt und fingen an, ein überirdisch klingendes Stück zu improvisieren.

Heinrich starrte seine Mutter an. »Fahr sofort zurück«, sagte er entschlossen. »Ich muss die Wahrsagerin nach den Lottozahlen fragen.«





Ein Mann mit Stil

Was für eine wunderschöne Farbe. Hektisch flog sein Bleistift über das Blatt.

»Noch eine Cola?«, fragte die Bedienung

Gio sah auf. »Was? Äh, ja.« Er reichte ihr sein Glas und wandte sich wieder seinem Motiv zu. Doch keine Spur mehr von dem Mann in der silberblauen Weste.

»Hi.«

Gio zuckte zusammen.

Darwin beugte sich über den Tresen und studierte Gios Zeichnung.

»Bin ich das?«

Gios Puls dröhnte in seinen Ohren. Er nickte.

»Ist hübsch geworden. Darf ich es haben?«

»Ja.«

»Schreibst du deinen Namen drunter?« Darwin beugte sich an Gios Ohr. »Und deine Telefonnummer?«

Gio schluckte. »Nichts lieber als das.«





Gwydion

Nicht stehen bleiben. Serafina schlägt die Arme um den Leib. Stehen bleiben bedeutet sterben. Ihr Gesicht ist taub, ebenso Finger und Zehen

Da, in der Ferne ein Leuchten, ein Feuer der Hoffnung. Ein Lebenshauch dringt zu ihr heran und entfacht ihren Kampfgeist neu

Sie stürzt. Zu kalt die Nacht, zu tief der Schnee, zu taub die Zehen. Die Wärme ist zum Greifen nah. Serafina stützt sich auf. Will weiter. Kann nicht.

Hände schieben sich unter sie und schleifen sie an das Feuer.

»Danke«, flüstert sie.

»Keine Ursache«, sagte der Fremde, »das Feuer wärmt gleich stark, egal wie viele darum sitzen.«





Schlaf gut¹

Sacht legte sie die Pfoten auf meinen Oberschenkel und maunzte. Ich wickelte mich vom Schreibtisch zurück und ließ sie auf meinen Bauch springen, wo Emmi sich zusammenrollte und döste, während ich arbeitete. Manchmal warf ich Bällchen für sie, manchmal gingen wir spazieren – ich gemütlich, während sie die Gegend auskundschaftete und regelmäßig Meldung machte, wie Katzen das eben tun

Bis sie eines Tages nicht nach Hause kam

Und eines viel späteren Tages das Warten endete und zur Gewissheit wurde

Seitdem liegt ein Stein am Fuß des Rosenbeets, dreifarbig wie ihr Fell. Schlaf gut, kleine Freundin, wir sehen uns auf der anderen Seite.



1 R.I.P. Emmi, *Juni 2014

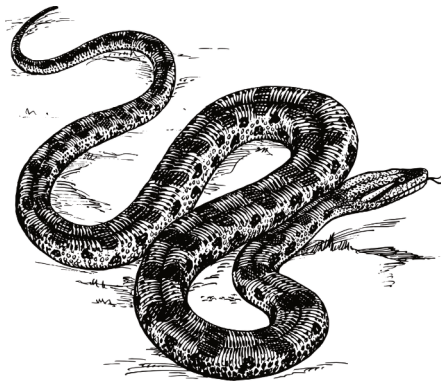


Quit pro quo

Sie hatte nichts zu verlieren, außer ihrem Stolz und davon war nicht viel übrig. Saskia hob den Bogen und zielte. Der Korb klappte um und schleuderte ein Dutzend Schlangen auf den Platz. Saskia verschoss Pfeil um Pfeil und traf. Keine. Einzige. Schon waren die Schlangeltiere unter der Tribüne, hinter Stellwänden und in Gassen verschwunden. Unter dem Buhen und Johlen der Menge rannte Saskia vom Wettkampfsplatz und wich Wurfgeschossen aus faulem Gemüse und Eiern aus

Im Schatten der Stadtmauer kam sie zu Atem. Ukteni schlängelte heran und zischte dankbar: »Meine Kinder sind frei.«

Saskia neigte den Kopf. »Es war das Mindeste.«





Ein neuer Blickwinkel

»Eine Kugel vom blauen, bitte.« Karl hustet und betupft seine Augen, die seit den neuen Linsen immerzu tränen

Der Eisverkäufer schmunzelt. »Eine Kugel Schlumpfeis für den jungen Mann. Und Sie?«

»Für mich auch, bitte.« Sven schiebt Karl hinaus

»Das mochtest du schon als Kind«, krächzt Karl und lutscht am Eis.
»Hab ich nie verstanden.« Das süße Blau kühlt schön. »Tu ich immer noch nicht.«

Sven lächelt. »Ich mochte es, weil es mich an deinen blauen Arbeitsanzug erinnert hat.« Er schiebt Karl durch den Park. »Das war immer mein Papa-Eis.«

Tränen laufen Karl übers Gesicht. Diesmal sind es nicht die Linsen.





Tristan Ritters letzte Reise

Da stieß Tristan das Schwert in den Stein und verkündete mit lauter Stimme: »Wenn es das ist, was Ihr von mir verlangt, meine Königin, so will ich nicht länger Euer Ritter sein.«

Die Königin musterte ihn mit kühlem Blick. »So sei es. Tötet ihn!« Die Wachen eilten herbei.

»Auf ein Wort, Majestät.« Die Hofzauberin Urielle trat zwischen den Kastanienbäumen hervor. »Was, wenn niemand das Schwert aus dem Stein ziehen kann? Es wäre für immer verloren.«

Die Königin gebot den Wachen Einhalt. Nachdenklich klopfte sie mit dem Zepter in ihre Hand. »Das ist wahr. Doch was nützt es mir in der Hand eines Unwilligen?«

Urielle verneigte sich. »Ihr werdet die richtige Entscheidung treffen, Majestät.«

Die Königin öffnete den Mund und sprach: »Angelika! Komm jetzt, Opa braucht noch einen Moment für sich.«

Angelika schlang die kleinen Ärmchen um meinen Hals. »Lies weiter, bitte«, flüsterte sie mir ins Ohr.

»Das geht nicht, mein Engelchen.« Ich streichelte ihren Rücken. Mein Blick glitt über das gelbliche Papier, das ich eigenhändig mit all diesen Buchstaben gefüllt hatte. »Ich weiß noch nicht, was die Königin sagt.«

Susanne nahm mir die Kleine vom Schoß, ignorierte ihren Protest und trug sie hinaus.

»Tschüss, Opa!«, rief Angelika traurig und winkte. Ich winkte zurück.

Eine Schwester in blütenweißem Gewand kam herein. »Sind Sie dann so weit, Herr Ritter?«

»Geben Sie mir ... noch ein paar Minuten, Fräulein, bitte.« Ich schenkte ihr mein schönstes Lächeln. Sie erwiderte es, wenn auch gepresst und voll jugendlicher Ungeduld. »Nun gut, eine Viertelstunde noch. Sonst müssen Sie ein anderes Mal wiederkommen.«

Ich nickte eifrig und fasste den Bleistift fester. Es fehlten nur noch ein paar Zeilen. Wie entschied die Königin? Würde Tristan leben oder sterben? Und wenn er lebte, würde es ein gutes Leben sein? Der Herzmonitor piepte in immer kürzerer Folge. Meine Handflächen schwitzten. Ich musste eine Entscheidung treffen – leben oder sterben?

Leben ...

Oder sterben.

»Wenn du noch nicht so weit bist, Papa, können wir sicher eine Lösung finden. Ich meine, Tradition hin oder her – zwingen können sie dich nicht.«



Susanne kam herein. Sie setzte sich neben das Bett auf einen Stuhl und nahm meine Hand. Ein trauriges Lächeln lag in ihrem Gesicht. »Wenn du noch nicht so weit bist, Papa, können wir sicher eine Lösung finden. Ich meine, Tradition hin oder her – zwingen können sie dich nicht.«

Energisch schüttelte ich den Kopf. »Nein, Liebes, ich verstehe euch ja – du und deine Brüder, ihr seid zu dritt und ich nur einer. So egoistisch bin ich nicht.«

Sie tätschelte meine Hand. »Ich bin froh, dass du es so siehst.«

Der Schmerz in meiner Brust brannte heißer.

»Kann ich dir noch etwas bringen?«

Der Herzmonitor piepte inzwischen sehr eindringlich. Sie ignorierte es.

»Nein, ich... ich würde nur gern diese Geschichte vollenden, bevor ich gehe.« Sie nahm mir den Block aus der Hand und las. Ein Schmunzeln huschte über ihr Gesicht. »Sehr hübsch. Wie wäre es, wenn die Königin Gnade walten lässt? Wäre doch ein schönes Ende.«

»Ja, vielleicht.« Ich rieb mir über die spröden Lippen. Auf der anderen Seite der bodenlangen Gardinen zwitscherte eine Schar Sperlinge in der sonnendurchfluteten Krone des Kastanienbaumes. »Aber realistisch ist es nicht.«

Susanne lächelte aufmunternd. »Nun, nun, alles in allem ist es doch eine gerechte Welt.«

Der Herzmonitor schlug Alarm. Die blütenweiße Schwester kam herein, scheuchte meine Tochter hinaus und prüfte das Gerät. Schließlich schaltete sie es ab. »Sie machen es sich unnötig schwer, wenn Sie es so lange vor sich herschieben.« Mit ernster, strenger Miene fixierte sie mich. »Sie müssen jetzt eine Entscheidung treffen, Herr Ritter. Gehen Sie jetzt oder machen Sie einen neuen Termin aus.«

Ich bekam keine Luft. Mein Herz fühlte sich noch immer wie im Schraubstock an. »Die Geschichte«, murmelte ich matt, »sie ist noch nicht zu Ende.«

Die Schwester nahm den Block vom Stuhl, wo Susanne ihn hinterlegt hatte und überflog die letzten Zeilen. »Ist doch ganz einfach. Sie lässt ihn hinrichten. Irgendeiner wird schon kommen, der das Schwert aus dem Stein ziehen kann. Es kommt immer ein neuer Ritter nach.« Sie bemerkte die Ironie in ihren Worten und räusperte sich. »Nichts für ungut, Herr Ritter. Ich schreib's Ihnen fix fertig, ja?« Sie nahm den Bleistift und schickte sich an, den Satz zu beenden. »Nicht! Bitte ... lassen Sie es einfach so. Ich ...« Ich atmete tief durch. »Ich bin so weit. Gehen wir.«



Zufrieden löste sie die Bremse und schob das Bett hinaus. Ich drückte den Block fest an mich. Es gab noch so viele Abenteuer für Tristan zu erleben. Draußen auf dem Gang standen sie alle, Susanne, Gustav und Bernd. Und Angelika, mein Engelchen. Sie winkte mir noch einmal und barg dann das Gesichtchen in der Halsbeuge ihrer Mutter. Ich schluckte. Vergeblich, mein Mund fühlte sich wie ausgedörrt an. Die Schwester schob mich in einen kreisrunden, fensterlosen Raum. Die Dunkelheit erhellten nur zwei sanfte, gelbe Lampenkugeln. Eine andere Schwester brachte das Tablett. Sie schob es auf einem Wagen herein und stellte es in meine Reichweite.

»Sobald Sie so weit sind, drücken Sie bitte hier auf den Knopf. Sie müssen den Becher nicht trinken, aber wir empfehlen es. Im Namen ihrer Angehörigen ein herzliches Vergelt's Gott und einen sanften Übergang.«

Ich nickte schwach. Als die beiden Frauen den Raum verlassen hatten, sah ich noch einmal auf meinen Text. In der Dunkelheit konnte ich die Buchstaben kaum erkennen. Jetzt war es ohnehin zu spät. Ich würde nicht erfahren, welches Urteil die Königin fällte. Mit zitternden Fingern nahm ich den Becher zur Hand. Sie sagten, man spüre nichts, wenn man ihn trank. Man schliefe einfach ein. Trank man ihn nicht, dauerte es länger, doch war man bis zum Schluss Herr seiner Sinne.

Da stieß ich den Becher vom Tablett und verkündete mit lauter Stimme: »Wenn es das ist, was ihr von mir verlangt, meine Kinder, so will ich nicht länger eure Bürde sein.«

Ich drückte den Knopf. Ein Zischen kündigte den vom Boden aufsteigenden Nebel an. Die Finger in die Bettdecke gegraben, starrte ich die beiden Lichtkugeln über mir an. Langsam verschwammen sie zu der schönen und schrecklichen Gestalt der Königin. Lähmende Schwere kroch in meine Glieder. Ich fürchtete mich so sehr und wusste doch, dass mir keine Wahl blieb.

»Du hast mir treu gedient, mein Ritter.« Sanft strich die Königin über mein Kinn. »Deshalb gewähre ich dir einen letzten Wunsch.« Sie hob den Block von meiner Brust und führte meine Hand mit dem Bleistift, der so schwer in meinen Fingern lag, als sei er wahrhaftig von Blei.



Die Königin öffnete den Mund und sprach: »Ritter Tristan, das Schwert habt Ihr nur geliehen, und durch Eure Tat ist es nun unbrauchbar geworden. Nun denn, Euch sei vergeben.« Sie winkte den Wachen. »Tötet ihn, aber das Mädchen soll leben, wie es sein Wunsch war.«

Die Wachen erschlugen den Ritter, das Kind aber, das zu opfern er sich geweigert hatte, lebte. Es wuchs zu einer stattlichen Ritterin heran und vollbrachte viele Heldentaten. Manchmal dachte es an den Ritter und sein Geschenk zurück. Als es schließlich das Schwert aus dem Stein zog, lächelte die Königin.

Ich lachte leise. Mit dieser Wendung hatte ich nicht gerechnet. Block und Stift entglitten meinen Fingern. Der Nebel erfüllte inzwischen den ganzen Raum. Ich fühlte mich zu müde, um noch zu atmen.



»Kann Opa mir heute Abend wieder vorlesen?«, fragte Angelika.

Susanne wischte sich eine Träne von der Wange. »Leider nicht, mein Schatz.«

Die Schwester kam aus dem Zimmer. »Er ging mit einem Lächeln im Gesicht.« Sie reichte Susanne den Block. »Um den Rest kümmern wir uns. Die Bestätigung für die Versorgungskasse können Sie an der Rezeption abholen. Einen schönen Tag noch.«

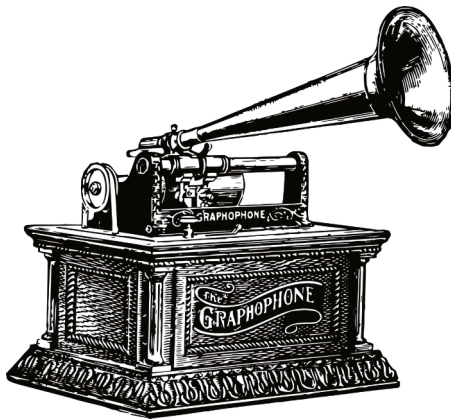
Angelika nahm den Block und drückte ihn fest an sich. Sie würde die Abenteuer des Ritters Tristan noch viele Male gelesen haben, bis die Zeit kommen sollte, ihre Mutter erneut in das große weiße Gebäude unter den Kastanienbäumen zu begleiten.





Gib mir Musik

Sora blies den Metallstaub von der Nadelspitze und begutachtete sie. Diesmal musste es funktionieren. Sie spannte die Nadel in den Kopf des Tonabnehmers ein, versetzte den Plattenteller in Drehung und ... zögerte. Das war ihre letzte Platte. Wenn sie die auch verkratzte, gäbe es vielleicht nie wieder Musik auf diesem Planeten. Sora presste die Lippen zusammen und setzte die Nadel auf. Einige bange Sekunden geschah nichts. Dann erfüllte der melancholische Gesang einer Frau die Luft. Sora atmete aus. Jetzt gab es nur eines zu tun: Tanzen. Mitten in den Ruinen einer längst vergessenen Zivilisation tanzte sie. Und es war gut.





Komm

Stumpf starrte Felix ins Nichts. Das neue Gesicht am Gitter, ein Mensch, wohlgenährt und rotwangig, interessierte ihn nicht. Seine Kollegen bellten und sprangen herum, zeigten sich von ihrer fröhlichsten und charmantesten Art. Felix legte den Kopf auf die Vorderpfoten. Am Anfang hatte er es ihnen gleichgetan, aber als Mensch um Mensch kam und stets mit einem anderen von ihnen fortging, verstand er, dass sein Name eine Lüge war, ein falsches Versprechen. Er war nicht glücklich und er würde es nie sein.

Ein Schatten fiel auf ihn. Die Leine klickte in sein Halsband.

»Komm«, sagte der Mensch sanft

Und Felix strahlte.





Gesetzhüter

Hina presste sich an Janas Rücken, die Arme um ihren Leib geschlungen. Wie ein Wandgemälde schoss die Stadt in einem Sprühregen aus Neon vorbei. Hinas Finger gruben sich in Janas Lederjacke. Sie jauchzte, wollte kreischen und brachte nur ein Glucksen hervor.

Jana trat das Gaspedal durch. Bei 220 Sachen auf der Autobahn kreischte Hina doch.

Plötzlich hinter ihnen Blaulicht.

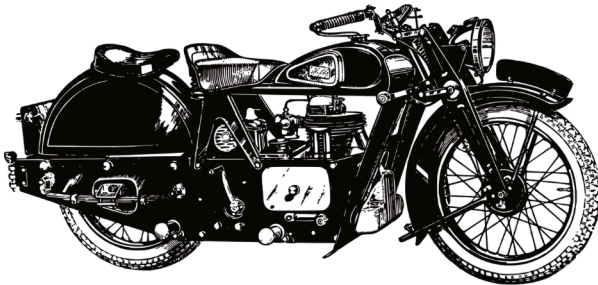
Jana hielt. Hina zitterte, wohlwissend, dass sie viel zu schnell gewesen waren.

»Stimmt was nicht?«, fragte Jana.

Der Polizist musterte sie quälend lang. »Beim Auffahren auf die Autobahn Blinker setzen«, sagte er schließlich.

Hina biss in ihren Ärmel.

Jana nickte. »Verstanden.«





Die Königin von St. Lucia

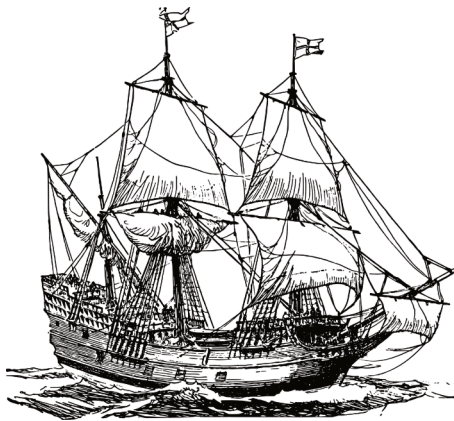
»Irgendwelche letzte Worte?«, fragte der Gouverneur.

Elaine, schon den Strick um den Hals, grinste. »Bestellt eurer Gattin schöne Grüße. Ich werde unsere süßen Stunden nie vergessen.«

Die Menge raunte, während der Gouverneur sich an seinem Atem verschluckte. »Impertinentes Weibstück! Henker! Ans Werk!« Da klopfte ihm eine Zofe auf die Schulter und raunte ihm etwas ins Ohr. Sein Gesicht wurde puterrot. »Warte«, sagte er, massierte seine Schläfen und winkte ab. »Lasst sie frei.«

Zurück auf ihrem Schiff wurde Elaine mit großem Hallo empfangen.

»Wieso hat die Gouverneurin dich rausgehauen?«, fragte der Maat. Elaine zwinkerte ihm zu. »Eine Lady genießt und schweigt.«





SOS – Mann über Bord

Die Deckglocke schrillt. »Mann über Bord!«

Ich schrecke hoch. Wie konnte so etwas auf einem Kreuzfahrtschiff geschehen, noch dazu bei vollkommen ruhiger See – sicher vertäut im Hafen? Wie alle anderen Passagiere renne ich hinauf auf das Achterdeck, wo sich bereits eine Mensentraube um den ersten Maat gebildet hat. Wild gestikulierend versucht der schnittige, junge Mann sich der ihn bedrängenden Gästinnen zu erwehren, ohne sie allzu sehr zu vergällen – immerhin genießt er zu anderen Zeiten ihre Bewunderung. »Bleiben Sie ruhig! Ich hole Hilfe!« Er winkt einem Matrosen. »Was stehst du denn hier tatenlos herum, Mann, hast du denn keinen Sinn für eine Notsituation?«

Der Angesprochene bekommt rote Ohren und stammelt etwas von sicherem Hafen, umliegenden Booten, kurzer Entfernung zum Landungssteg und bereits alarmierten Rettungskräften.

»Hast du auch noch etwas anderes zu bieten als fadenscheinige Ausflüchte, um der Besorgnis unserer hochgeschätzten Gäste Rechnung zu tragen?«

»Tut mir leid.« Der Matrose senkt den Blick. »Ich fürchte nicht.«

Der erste Maat, zufrieden mit der Tatsache, einen Sündenbock gefunden zu haben, plustert sich auf und setzt zu einer weiteren Standpauke an. Bevor es jedoch dazu kommt, meldet sich ein Herr in geblümter Badehose aus der dritten Reihe der Schaulustigen zu Wort. »Verzeihen Sie die Unterbrechung, mein guter erster Maat, aber wäre es nicht an der Zeit, die ins Wasser gefallene Person herauszufischen, bevor sie möglicherweise ertrinkt?«

Der erste Maat räuspert sich. »Selbstverständlich! Ich kümmere mich selbst darum!«

Unter den begeisterten Blicken der alten Damen und begleitet von ihren ermunternden Rufen und Pfiffen entledigt sich der erste Maat seiner Uniform. Bis auf die Unterhose entblößt, ist er gerade damit befasst, seine Socken abzustreifen, als sich die Menge teilt, um einer nahenden Gestalt Platz zu machen. Mit gemächlichem Gang und aufreizendem Hüftschwung nähert sich die Gräfin Andreny; ihr tropfnasses Haar wippt in der tropischen Brise und hinterlässt ein hypnotisierendes Muster auf dem Deck.

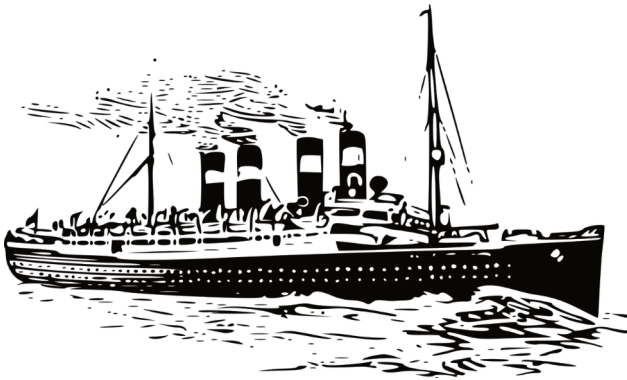
»Aber mein lieber erster Maat!« Sie klimpert mit den Wimpern.
»Entblößt vor aller Augen.«

Vom faszinierten Raunen und Gekicher der alten Damen begleitet nähert sie sich dem zunehmend errötenden Seefahrer und bleibt mit kaum einer Haaresbreite Abstand vor ihm stehen

»Das ist absolut bezaubernd von Ihnen, dass Sie zu meiner Rettung eilen wollten, wenn auch ganz und gar überflüssig.« Sie streckt den Arm aus, woraufhin wie von Zauberhand ein seidener Bademantel durch die Menge herangegeistert kommt – bei genauerer Betrachtung von der Gräfinns Zofe herbeigeschafft – und hält das Kleidungsstück dem ersten Maat hin. »Helfen Sie mir?«

»Sicher, gerne!«, stottert er.

War wohl falscher Alarm.





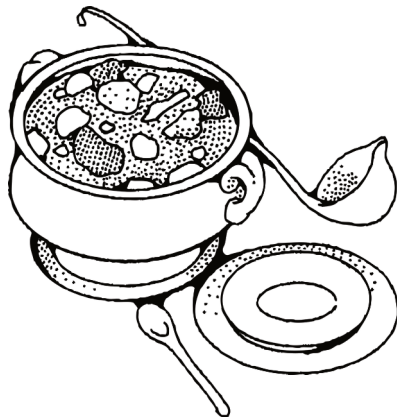
Expansion

Lebenserhaltungssysteme kritisch, meldete der Anzugcomputer. Wiley tastete nach dem Holz, das seinen Oberschenkel durchbohrt hatte. Zäh kroch sein Blut daran herab. Er verlor das Bewusstsein

Als er wieder zu sich kam, war der Anzug fort. Aber ein paar Meter entfernt lag sein Blaster. Er hechtete vom Lager, griff danach und zielte auf den Xeno, der sich in diesem Moment zu ihm umdrehte. Eine dampfende Schüssel in der Hand, musterte er ihn fragend. Wiley ließ den Blaster sinken. Nahm die Schüssel, aß und heilte.

»Wieso hilfst du einem Invasor?«, fragte er schließlich.

»Wir schätzen alles Leben«, erwiderte der Xeno. »Auch eures.«

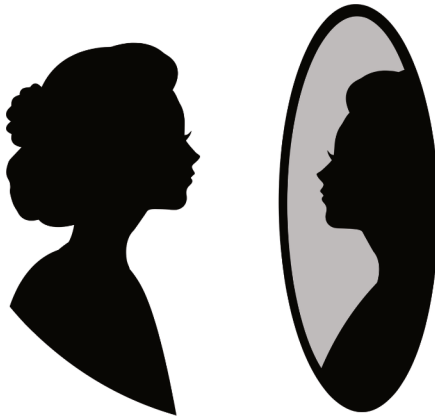




Fluch und Segen

Nie genug. Mera schlug sich Wasser ins Gesicht. Mit flammendem Blick starrte sie in den Spiegel. »Nie bin ich dir genug.« Sie spie die Worte aus. »Was ich auch tue, wohin ich auch gehe, egal wie schnell, hoch oder weit, du bist nie zufrieden!« Ihre Wangen brannten. Tränen wallten in ihr auf. »Aber *ich* hab jetzt genug. Ein für alle Mal! Ab heute bin ich *immer* genug. Hörst du mich?«

Ihr Zorn verrauchte. »Ich hab so lang darauf gewartet, dass du zu dieser Erkenntnis kommst.« Sanft berührte sie ihre Wange und wischte die Tränen fort. »Natürlich bist du immer genug.«





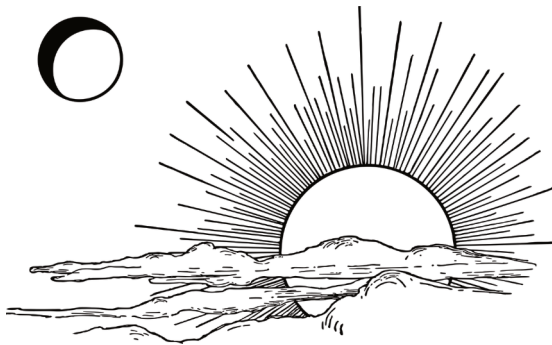
Blut und Glitzer

Bella lachte. »Ein Vampir?« Sie drückte den Eisbeutel gegen ihren Hinterkopf. »Hoffentlich nicht so ein im Sonnenlicht funkelnder Scheißhaufen? Nichts gegen Pattinson, er war jung und brauchte das Geld.«

Der Mann in dem teuren Anzug, der gerade gestanden hatte, sie auf ihrer gestrigen Nachtwanderung mit *Beute* verwechselt zu haben, ging zum Fenster. »Eigentlich nicht ...« Er zog die schweren Vorhänge auf. Wo die Morgensonne seine Haut berührte, warf diese Blasen, flammte auf und fiel als Funkenregen zu Boden.

Bella würgte.

Er schloss die Vorhänge wieder, woraufhin sich sein Äußeres regenerierte. »... aber das hängt von der Definition von *Funkeln* ab.«





Da ist der Wurm drin

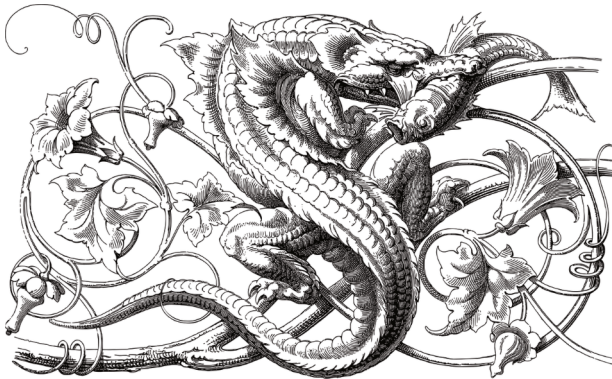
Eine Erschütterung fuhr durch den Felsen.

»Das dauert zu lange.« Amira fasste ihren Speer fester. »Wir müssen raus.«

»Nicht bevor wir den Schatz gefunden haben!«, protestierte Dio. Hinter ihm explodierte die Tunnelwand und ein Speiwurm brach hervor. Sein reißzahnbewehrtes Maul schloss sich um Dio. Amira pinnte den Wurm mit dem Speer an die Decke und befreite ihren Auftraggeber mit dem Schwert. Behutsam flößte sie ihm einen Heiltrank ein.

»Na gut«, stöhnte Dio, »raus hier.« Er rannte.

Amira warf einen Blick auf die Schatzhöhle hinter dem Wurmkadaver, in der sich hunderte Larven zwischen Gold und Geschmeiden wanden. Dann rannte auch sie.





31.10.2102

###Zielpunkt erreicht

###...

###...

###starte Aufzeichnung

###...

»Liebe Nana,

es ist eine meiner frühesten Erinnerungen: Wir sitzen in eurem Wohnzimmer, ich bin drei oder vier, auf Mamas geliebter Eckcouch. Wahrscheinlich stünde sie noch heute dort, wäre sie nicht dem Hochwasser '68 zum Opfer gefallen. Mama und Amma hatten extra für dich einen VR-Zugang gebucht, weil – und ich zitiere dich mit Genuss – du dir »lieber die Rosette tätowieren als ein BMI implantieren« gelassen hättest.

Während wir anderen uns die Live-Übertragung auf die Netzhaut projizieren ließen, hattest du dieses ulkige Gerät auf der Nase, für das das Millennial-museum Neu-Berlin wahrscheinlich ein kleines Vermögen bezahlt hätte. Es beeindruckt mich immer wieder, wie sehr du doch mit deinem Widerstand gegen das Brain-Machine-Interface recht behalten solltest. Wie viel Leid hätten sich Mama und Amma erspart, wenn wir auf dich gehört hätten.

Aber das ist eine andere Geschichte.

Da saßen wir also und waren so nah dran, als würden wir selbst aus der Fähre steigen und den Fuß auf den roten Staub setzen. Ich weiß noch, wie mir die Luft wegblieb, als Eartha Lockhart die Schleuse zum zentralen Wohnkomplex von Nüwa City öffnete und eine der fünfhundert ersten Siedlerinnen nach der anderen hineintrat.

Als Lockhart den Helm abnahm, die gefilterte, erwärmte Marsluft einatmete und in die Kamera lächelte, so voller Hoffnung und Tatendrang,

absolut bereit für das größte Abenteuer der Menschheit in diesem Jahrhundert, da hattest du Tränen in den Augen.

So sah er aus, dein Traum, dein größter Wunsch: wie die SpaceY-Pionierin den Helm abnehmen und mit deiner ganzen Hoffnung für eine bessere Zukunft in die Kamera lächeln. Das war 2054, zwei Jahre nach deinem siebzigsten Geburtstag. Ich sehe dich noch wie heute vor mir, das verzückte Lächeln auf den Lippen, während unter dem VR-Headset die Tränen herausliefen.

Seltsam, wie solche Erinnerungen im Alter wiederkommen.

Ich bin mir sicher, viele Jahre nicht daran gedacht zu haben. Wahrscheinlich bedeutete es mir damals gar nicht so viel, wie es mir heute erscheint.

Erinnerungen sind trügerisch und formbar und seit '75 weiß sowieso niemand mehr so ganz, was davor real gewesen ist. Ich bin froh, dass du das nicht mehr erleben musstest. Und doch – jede Krise ist immer auch eine Chance.

Warst es nicht du, die mich das gelehrt hat?

Für mich jedenfalls war der Weg danach so klar, dass er klarer nicht hätte sein können. Ich weiß nicht mehr, wann genau ich deinen Traum zu meinem machte. Ich kann nicht einmal ehrlich sagen, ich hätte es für dich getan.

Jedenfalls nicht nur.

Wie auch immer, was zählt, ist, dass wir heute hier sind, du und ich. Dort am Horizont, hinter der Betonfabrik, dort liegt sie, meine kleine Heuschreckenfarm. Hättest du das gedacht, dass die Viecher einmal so wichtig für unsere Zukunft werden? Du hast immer mit Stolz behauptet, du wärst die Erste im Dorf gewesen, die den Rügentaler Grillengriller im Supermarkt gekauft hat. Opi hingegen schwor Stein und Bein, du hättest sein Leben lang keine Heuschrecke angefasst. Was auch immer stimmt, hier und heute ernähren die süßen kleinen Plagegeister alle Aichttausend Einwohner am Tempe Mensa – und das gar nicht schlecht.

Aber ich schweife schon wieder ab. Vielleicht, weil ich den Moment noch hinauszögern will, weil ich noch nicht bereit bin, Lebewohl zu sagen.

So lange schon nehme ich dich auf jeden Ausflug in die Umgebung mit, aber ich glaube, heute ist es soweit.

Das ist der Ort.

Hier, im dichten Bambusgehölz gleich unter der Wassererwärmungsanlage ist ein guter Ort für einen Abschied.

Nana, du warst in so vieler Hinsicht mein Vorbild und ich bin froh und dankbar für alles, was du mich gelehrt hast – Schnürsenkel binden, Konservativen-Websites trollen, Kartoffeln anbauen...

Und auch wenn insbesondere Letzteres mir schon das Leben gerettet hat, so war dein größtes Geschenk an mich der Traum, den du mir hinterlassen hast: am Abend die Projektorfläche abzuschalten, um statt dem Symbolbild eines ausgestorbenen Mischwaldes Phobos und Deimos über dem Horizont aufgehen zu sehen.

Ohne dich wäre ich heute nicht hier.

Und auch, wenn du die beiden Monde des Mars nicht mit eigenen Augen sehen kannst, so glaube ich doch, dass deine Seele sich hier wohlfühlen wird.

Leb wohl, Nana.

Ruhe sanft.«

###beende Aufzeichnung
###platziere Datenkapsel
###aktiviere Langzeitspeicherung
###öffne Aschebehälter
###...
###...
###...
###berechne Rückfahrt



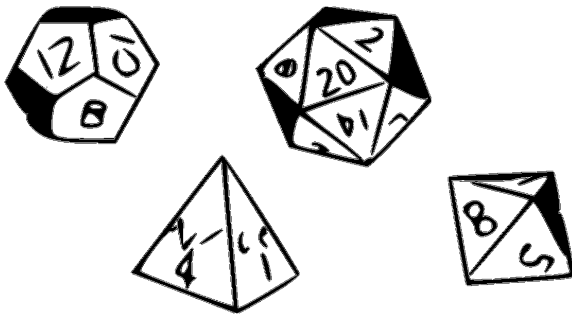


Hellfire Club

»Du stehst vor einer folgenschweren Entscheidung«, flüsterte der Meister mit düsterer Miene. »Willst du einer von uns werden, so musst du eine Probe bestehen, die selbst den mutigsten Krieger erzittern lässt.« Er grub die Finger in die Armlehnen seines Throns und fixierte sie. »Antworte, Anwärter! Bist du bereit, durch das Höllenfeuer zu gehen?«

Alliette rollte mit den Augen, nahm den zwanzigseitigen Würfel und warf ihn auf den Spieltisch. »Neunzehn, plus zwei auf Geschicklichkeit und eins für die Rüstung. Reicht das, um im Rollenspielclub mitspielen zu dürfen, Eddie?«

Der Meister räusperte sich. »Ja reicht. Aber an deiner Einstellung müssen wir arbeiten.«





Ritter ohne Ross

»Gut gelesen, Tammy, jetzt übersetze.«

Tammy starrte auf die japanischen Schriftzeichen, die sie mit Mühe entziffert hatte. Hätte sie doch die Vokabeln wiederholt! »Der ... ah, Mittelschüler ... ähm ...«

Vor Tammys geistigem Auge brach die Wand des Klassenzimmers ein und ein Ritter auf weißem Ross galoppierte herein, hob sie in den Sattel und ritt mit ihr in den Sonnenuntergang.

»Der Mittelschüler fragte, ob sie mit ihm Eisessen möchte,« meldete sich Paul zu Wort, den Blick auf Tammy gerichtet

»Das stimmt nicht ganz«, sagte die Lehrerin. »Tammy, versuch es nochmal.«

Tammy lächelte Paul an. »Ja«, sagte sie.

Die Lehrerin seufzte.

愛



Auf dem Weg zu dir

Der letzte Sonnenstrahl verschwand hinter dem Horizont und machte die Dunkelheit perfekt. Die Geräusche des Waldes legten sich wie eine Decke über Gene.

»Fürchtest du dich nicht?«, fragte Kieran.

»Nicht, solange du hier bist,« erwiderte sie, den Blick auf die Sterne gerichtet

Ein wuchtiger Schlag schickte sie zu Boden und beendete die Erinnerung, bevor sie ihren Satz beendet hatte. Mühsam zwang sie sich, aufzustehen. Fasste den Streitkolben fester. Wischte das Blut aus den Augen, um die herannahenden Dämonenkrieger besser sehen zu können. »Und auch nicht, solange ich auf dem Weg zu dir bin.« Von der Erinnerung getragen stürmte sie voran.



**Mehr von diesen beiden findest du in meiner
Trilogie »Seelenbande«, erhältlich überall, wo es Bücher gibt.**





Reingefuchst

»Wenn ich's doch sage, Herr«, Malte wischte sich übers schmutzige Gesicht. »Er ist weg. Abgehauen!«

Der Oberförster versetzte ihm eine Backpfeife. »Lügenbold!«

Laut aufjaulend fiel Malte zu Boden.

»Was soll der Tumult?«, fragte die Gräfin.

»Der Bengel behauptet, des Grafen Schuss hätte nicht gegessen, ich aber glaube, er versteckt das Tier.«

Die Gräfin schnaubte. »Und wozu? Essen kann man es ohnehin nicht.« Laut ergänzte sie: »Der Graf sollte lieber etwas Essbares schießen, sonst bleibt die Küche kalt.«

Zähneknirschend schickte der Oberförster Malte heim. »Kein Lohn für dich!«

»Reinekes Leben ist mir Lohn genug«, dachte Malte bei sich und eilte davon.





Beim nächsten Treppenabsatz rechts abbiegen

Bonk!

Benommen taumele ich rückwärts und halte mir die schmerzende Nase. Diese Tür ist doch nie zu! Ich taste nach der Klinke. Seltsam, sie fühlt sich viel rauer an als sonst. Ich drücke sie herunter und trete ins Bad. Unter meinen Füßen die kalten Fliesen ... nein. Was geht hier vor? Ich hocke mich hin und streiche über den Boden. Leicht federnd gibt das Holz unter meinen Fingerspitzen nach. Seine abgewetzte Oberfläche zeugt von den zahllosen Füßen, die das Parkett an dieser Stelle direkt hinter der Tür im Laufe der Jahre betreten haben. Ich richte mich auf und strecke die Hände nach dem Türrahmen aus. Behutsam lasse ich die ganze Tragweite der Situation auf mich wirken. Das hier ist nicht meine Wohnung. Und ich habe keinen blassen Schimmer, wie ich hierhergekommen bin.

Für einen Moment überlege ich, zurück ins Bett zu gehen, darauf zu hoffen, dass dieser schreckliche Albtraum endet, wenn ich nur einfach erneut daraus aufstehe. Allerdings ... muss ich wirklich, wirklich dringend pinkeln. Ich trete zurück in den Flur, den Teppichboden unter meinen nackten Füßen, der sich so vertraut anfühlt, dass ich immer noch nicht glauben kann, nicht zu Hause zu sein

Alles ist so ähnlich ... aber eben nur *so ähnlich* wie in meiner Wohnung.

Mit festem Schritt wende ich mich nach links, die Arme ausgestreckt, und zähle die Schritte. Drei bis zur nächsten Tür. Die Klinke,

auch hier aus kühlem Messing, ist noch abgegriffener als die vorherige und auch etwas speckig. Igitt! Dahinter ... kühle Fliesen! Sofort verzehnfacht sich der Harndrang. Die Luft hier drin ist muffig und riecht nach Füßen, Essigreiniger und Lufterfrischer. Den penetrant-künstlichen Blumenduft der preiswerten Variante aus dem Minimarkt, den ich kaufe, weil die Flasche so eine angenehme Form hat, erkenne ich sofort. Leicht in die Knie gehend, taste ich mich vor, bis ich ein Waschbecken finde. Emaille, viereckig und recht tief, mit rauen, bröckeligen Rändern. Eine alte Wohnung, wie meine. Dahinter das Klo. Dem Himmel sei Dank!

Endlich erleichtert ziehe ich an der Kette links neben meinem Kopf – und erstarre. Ich bin doch zu Hause, muss zu Hause sein, denn an der Kette hängt ein kleines Quietscheentchen. Es hat genau dieselbe Kerbe auf dem Rücken wie Duke Duck und die Öffnung im Schnabel, die sich so sacht an meinen kleinen Finger schmiegt, wenn ich es fasse. Was ist hier nur los? *Denk nach, verdammt!* Ist es eine Nachbarwohnung? Dass die Schlüssel überall passen, habe ich schon vor Jahren bei der Hausverwaltung moniert. Aber wie sollte das möglich sein? Ich habe doch in meinem Bett geschlafen – nun, in *einem* Bett – und niemand sonst ist hier gewesen.

Der Hahn quietscht und blubbert, als ich ihn aufdrehe und kaltes Wasser über meine Hände laufen lasse. Ich taste nach dem Seifenspender, finde aber nur einen Waschlappen und ein Stück Kernseife. Sie ist oben ausgetrocknet und unten glitschig. Angewidert verwende ich sie trotzdem. Bin ich in einen Zeitstrudel geraten und in einer widerlichen Zukunftsversion meiner eigenen Wohnung gelandet? Ich trete zurück in den Flur und überlege. Während ich noch zwischen links und rechts schwanke, weht ein lauer Luftzug von links zu mir. Er bringt den süß-säuerlichen Geruch und das Scheppern der Spielhalle gegenüber heran. Ich folge dem Geruch in ein weiteres Zimmer, zu dem die Tür offensteht

Der Luftzug muss vom Fenster kommen. Straßenlärm übertönt meine Schritte auf dem knarzenden Dielenboden

Ich taste mich voran, auf das Fenster zu, als ich mit dem Fuß gegen etwas stoße. Etwas Festes und doch Weiches. Vorsichtig beuge ich mich herab und erkunde das Hindernis. Es fühlt sich warm an, mit Stoff überzogen, der irgendwie feucht und klebrig ist. Meine Hände fahren

weiter über das Etwas, bis die Gewissheit meinen Herzschlag für eine Sekunde aussetzen lässt, nur, um mit doppelter Geschwindigkeit los zu galoppieren. Die Konturen ergeben das unmissverständliche Bild eines Körpers. Ich ertaste den Kopf – strubbeliges Haar, fettig klebt es an der feuchtkalten Stirn. Teigige Haut, ein unregelmäßiger Stoppelbart, die Nase kartoffelig, darauf eine kleine, haarige Warze. Mir wird schlagartig bewusst, dass ich einem Fremden im Gesicht herumtatsche. Und er nicht reagiert. Mein Mund wird ganz trocken.

Er ist ... er wird doch nicht ... Ich senke das Ohr über sein Gesicht. Erleichtert stelle ich fest, dass er ...

»Aaaaaaaah!«

Panisch stolpere ich rückwärts und knalle mit dem Kopf gegen ein Tischchen, reiße es um und bekomme etwas Weiches, Klebriges ins Gesicht.

»Frau Gesewetter, was machen Sie denn in meinem Wohnzimmer, um Himmels Willen?« Der alte Boddenwart lallt ein wenig.

Ich blinzele. »Ich weiß es nicht«, flüstere ich. Wut wallt in mir auf. »Was machen Sie in Ihrem Wohnzimmer?« Mir wird die Absurdität der Frage bewusst, also schiebe ich nach: »Da, auf dem Boden, mit einem feuchten Hemd und vollkommen reglos!«

»Tja, äh ... nun ...« Boddenwart räuspert sich. »Gestern hat der FC Scheeselong das Lokaltourier gewonnen. Sie wissen schon, ich hab denen doch den Torhüter gemacht, dreizehn Jahre lang ... und weil auch mein Geburtstag war, da hab ich vielleicht ein Schlückchen zu viel auf ihren Sieg getrunken.«

Zu viel. Ja, mir wird es auch zu viel. Ich kann die Tränen nicht mehr zurückhalten, ziehe die Knie unters Kinn und schluchze.

»Aber, aber, das wird schon wieder werden«, sagt er mit seinem schnarrenden R, setzt sich neben mich und reicht mir ein Handtuch, dessen Rauheit den Weichspülerduft Lügen straft. »Jetzt wischen Sie sich erstmal den Geburtstagskuchen von der Stirn und dann gehen wir gemeinsam zu Ihnen rüber.« Er hilft mir auf und begleitet mich hinaus.

»Da sind Sie gestern nach der Nachtschicht wohl falsch abgebogen, hm?« Er lacht. Es klingt ein bisschen wie ein Ziegenbock mit Husten.

»Ich weiß nicht, wie das passieren konnte«, murmele ich beschämt.

»Ah, Frau Gesewetter!« Im Treppenhaus begegnen wir Frau

Wupsmanchen aus dem Erdgeschoß. »Nu treff ich Sie doch noch! Der Hausmeister lässt schön grüßen, er hat das Geländer endlich repariert, Sie können wieder rechtsrum zu Ihrer Wohnung gehen.«

Boddenwart klopft mir mitfühlend auf die Schulter. »Den Aushang haben Sie nicht gesehen, gell?«

Ich seufze.





Als das Meer nicht mehr schwieg

Der Kapitän thronte auf der Brücke, hoch über allen. »Hier, in der Mitte des Schweigenden Meeres, soll heute, am sechshundertfünfundvierzigtausenddreihunderteinundzwanzigsten Sternentag nach ihrem Verschwinden die Sonne wiedererscheinen. Und wir werden Zeugen sein.«

Erwartungsvoll starrten alle hinaus.

»Achtzehnhundert Jahre und dann nichts«, murrte Silvo. »Bestimmt sind die Berechnungen falsch und wir bis zum Abendessen zurück in der Tretmühle.«

Ein Leuchten bildete sich unter der Meeresoberfläche, das rasant heller wurde.

»Kapitän, ich fürchte wir sind zu ...«, weiter kam der erste Offizier nicht. Seine Worte wurden vom Tosen der wiederkehrenden Sonne verschluckt

Als sie aufgestiegen war, schwieg das Meer – ebenso wie er.





Jonestown 1978

Mika und ich nickten uns zu. Im nächsten Moment sanken wir von unseren Stühlen. Versuchten, kaum wahrnehmbar zu atmen. Um uns herum fiel einer nach dem anderen auf den Boden der spärlich beleuchteten Kirche

Wir haben es geschafft, dachte ich, wir haben überlebt

Da fasste mich der Vater bei den Schultern und richtete mich auf. Wortlos reichte er mir einen Plastikbecher mit der rötlichen Flüssigkeit. Ich weinte. Er tätschelte meinen Kopf und half mir, den Becher zu leeren

Mein letzter Gedanke war, dass die Süße des Kool-Aid den bitteren Geschmack des Todes kaum zu überdecken vermochte. Dann schlief auch ich.





Glück

Am Ende der Straße wartet das Glück, pflegte Vater zu sagen, wenn er mich mit auf seine Touren nahm. Aber die Straße endete nicht. Sie führte von Missouri nach Montana und von Oregon nach Philadelphia, von den Rockies nach Atlanta und von den Great Planes nach Louisiana. Nein, meiner Ansicht nach wartete das Glück nicht am Ende der Straße, sondern am Anfang: Wenn Mutter uns die Reste vom Truthahn einpackte und zum Abschied auf die Nasen küsste, das war Glück. »Kommt heil zurück«, sagte sie

Da verstand ich, dass alles Glück bei ihr begann und endete – ebenso wie die Straße.





Cool

Jetzt oder nie – er musste sie fragen, bevor es zu spät war. Vier Jahre lang hatte er es nicht gewagt, aber heute beim Abschlussball sah er sie zum letzten Mal. Mit zitternden Knien durchquerte er die Halle. Ein Schweißfilm bedeckte seine Handflächen. Jetzt bloß keinen Rückzieher machen! Du kannst das, murmelte er bei sich, du kannst das

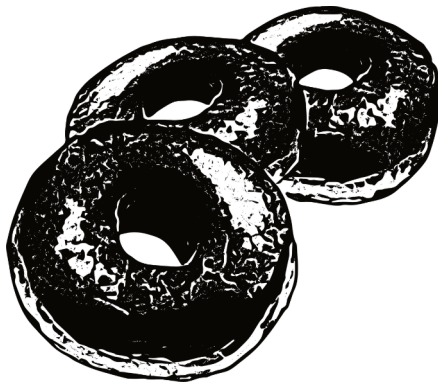
Er räusperte sich

»Ja, bitte?« Strengen Blickes hob Frau Müller den Kopf.

»Haben Sie Pommes in Flaschen?«

Da lachte sie. »Du Schelm, nimm einen Donut und verzieh dich.«

Glücklich kehrte er an seinen Platz zurück. Sie war wirklich so cool wie alle sagten.





Vergebung

Er wartete den Moment ab, in dem die menschliche Seele am empfänglichsten war – kurz nach dem Eintritt in die REM-Phase. Nach achtzehn Jahren, die er diese Gespräche schon führte und ihre Konsequenzen trug, hatte er eine gewisse Routine darin. Dennoch ... Augustus bildete nicht ohne Grund den Schluss seiner Liste. Keine und keiner der anderen empfand auch nach all den Jahren noch einen derart tiefgehenden Hass für ihn. Behutsam dehnte er seine Seele aus, bis sie die seines Ziels berührte – und fand sich unvermittelt auf einem Golfplatz wieder. Die Sonne brannte vom Himmel und blendete ihn, obwohl er nicht körperlich hier war. Ein intensiver Traum eines intensiven Mannes. Augustus hatte die Ärmel seines Designerhemds hochgekrempt und übte den Abschlag auf einem makellosen Putting Green.

Langsam trat er näher, die Hände in einer besänftigenden Geste erhoben. »Entschuldige die Störung.«

Augustus würdigte ihn keines Blickes.

»Du wirst dich nicht an mich erinnern, doch ich habe dir einmal viel Leid zugefügt.« Er näherte sich ihm von der Seite. Träume konnten ihm keinen physischen Schaden zufügen, aber bei der Intensität dieses hier würde ein Golfschläger gegen den Kopf, absichtlich oder unabsichtlich geführt, höllisch wehtun.

Augustus richtete den Blick in die Ferne, prüfte seine Position und schlug kraftvoll den Ball ab. »Ich erinnere mich sehr gut an dich, Kieran von Lough.« Er griff in den Korb voller Bälle auf der Bank hinter sich und maß sein Gegenüber dabei mit durchdringendem Blick. »Aber ich hätte nicht gedacht, dass du es wagst, dich in meine Träume zu schleichen. Was willst du?«

Instinktiv wich Kieran zurück. Die Kulisse des Traumes erlaubte ihm ungewohnte Empfindungen. Pochendes Herz, schweißnasse Hände, trockener Mund. Furcht. Alles in ihm sträubte sich gegen das, was er gleich tun würde. Doch achtzehn Jahre, in denen er sich nun schon seiner Mission hingab, verliehen ihm die Kraft, den Widerwillen zu überwinden

Er kniete nieder und senkte den Kopf. »Ich möchte dich um Vergebung bitten.«

Die Augen geschlossen, erwartete er eine der üblichen Reaktionen – ausgelacht, angebrüllt oder ignoriert zu werden. Halb und halb auch, die nächstnähige Bekanntschaft seiner Schläfe mit dem Golfschläger. Als geraume Zeit nichts geschah, hob er den Kopf wieder und sah Augustus an.

Dieser erwiderte seinen Blick – scharf, forschend. »Wieso?«, fragte er. Der Golfschläger diente ihm nun als lässiger Gehstock. Die Sonne über dem Golfplatz senkte sich mit großer Geschwindigkeit zum Horizont.

Kieran verharrte kniend und antwortete wahrheitsgemäß: »Ich möchte eine zweite Chance.«

Augustus schnaubte. »Abschaum wie du verdient keine zweite Chance.«

»Das stimmt.« Kieran sah ihm fest in die Augen. »Ich verdiene sie nicht. Doch du kannst sie mir schenken.«

Augustus hob die Augenbrauen. Scheinbar gegen seinen Willen verzog sich sein Gesicht zu einem Grinsen, bis er schließlich lachte. Tief, brummend und herablassend.

»Wofür hältst du mich, du kleiner Scheißer? Für die Heilsarmee? Den guten Samariter? Mutter Theresa? Newsflash, Kiddo: Ich habe nichts zu verschenken. Insbesondere nicht an Dämonenpack, und sei es noch so reumütig.« Er hob den Golfschläger wieder. Hinter ihm erhellten gewaltige Lichtkegel den Golfplatz unter einem unnatürlich klaren Sternenhimmel. »Jetzt verschwinde. Wegen dir verliere ich wertvolle Trainingszeit.«

»Bitte. Ich tue, was immer du willst. Nenne deinen Preis und ich werde ihn bezahlen.« Kieran stand auf und trat so nah an Augustus heran, dass er Gefahr lief, den nächsten Abschlag ins Auge zu bekommen.

»Ich will nichts von einem wie dir.« Augustus platzierte den Schläger hinter dem Ball und spähte zu dem Hügel, auf dem ein Fähnchen das Loch markierte.

»Ich habe Feenmagie. Genug, um jede deiner Fantasien zu erfüllen.« Kieran streckte die Hand aus und ließ einen Aston Martin über den Golfplatz heranbrausen. Ein Chauffeur mit weißen Handschuhen und Schirmmütze stieg aus und hielt Augustus die Schlüssel hin. »Ihr Wagen ist vorgefahren, Sir.«

Augustus starrte den Wagen an und schließlich Kieran. »Denkst du, dass du so leicht davonkommst? Mit einem Auto? Die Karre kaufe ich mir von meinem nächsten Quartalsbonus.« Er hob die Faust und drehte sie ruckartig. Wagen und Chauffeur zerfielen zu Staub, den der Wind davontrug.

»Wonach sonst sehnt sich dein Herz?« Kieran zeigte ihm die leeren Handflächen. »Sag es mir und es soll dein sein.«

Augustus blähte die Nasenflügel. »Kannst du mir mein Leben zurückgeben? Meine Schwester, die du geschändet hast? Meinen Vater, der durch deine Hand starb? Den Hof, den du und deine Waffenbrüder niedergebrannt haben? Meine Großmutter und die Lieder, die sie für mich sang, wenn ich nicht einschlafen konnte?« Seine Augen glänzten schwarz und wild. »Ich erinnere mich nicht mehr an sie. Keines davon will mir mehr einfallen, so sehr ich es auch versuche.«

Kieran schloss die Augen und suchte tief in seinem Inneren. Es dauerte einen Moment, doch er fand, was er suchte. Langsam, mit sanfter Stimme sang er:

*»Erdő, erdő, erdő
Marosszéki kerek erdő
Madár lakik benne
Madár lakik tizenkettő ...«*

Der Schlag traf ihn unvorbereitet. Ein stechender Schmerz explodierte in seinem Kiefer. Rücklings stürzte er zu Boden und schlitterte ein Stück über das feuchte Gras. Mit einem Ächzen schob er sich in eine sitzende Position und rieb sich das schmerzende Gesicht.

»Du hast kein Recht, dieses Lied in den Mund zu nehmen.« Augustus' Brust hob und senkte sich heftig. Hasserfüllt starrte er ihn

an. »Tust du es noch einmal, wirst du dir wünschen, du hättest die Hölle nie verlassen.«

Kieran betrachtete das Blut, das er von seinem Mundwinkel gewischt hatte. Es war nicht real, nur ein Traum. Nicht einmal seiner. Doch was sie hier erlebten, hatte reale Konsequenzen. Vielleicht konnte er ihn so gewinnen. »Dein Zorn ist gefährlich.« Er stand auf. »Wie wäre es, wenn ich dir damit helfe?«

Stirnrunzelnd ballte Augustus die Faust. »Worauf willst du hinaus?«

Kieran trat auf ihn zu und musterte ihn aufmerksam. »Du bist noch nicht lange zurück zur Erde gefallen, nicht wahr? So voller Wut ...« Er neigte den Kopf. »Wenn du sie gegen den Falschen richtest – etwa einen, der es verdient hat, aber unter dem Schutz der Quelle steht – dann leistest du mir viel eher in der Hölle Gesellschaft als dir lieb sein kann.«

Wieder schlug Augustus zu, doch diesmal fing Kieran den Schlag ab. »Du weißt, dass ich Recht habe.«

Noch ein Schlag und noch einer. Kieran duckte sich. Er nahm den Schwung des nächsten Schlages auf, packte Augustus am Arm und wirbelte ihn herum. Wütend stolperte er einige Meter weit, bis er sein Gleichgewicht wiedergefunden hatte. Er richtete sich auf. Sorgfältig strich er sein Hemd glatt und wandte sich zu Kieran um. »Erkläre mir noch einmal deinen Vorschlag.« Seine Stimme war nun ganz ruhig.

Kieran wählte die nächsten Worte sorgfältig. »Ich biete dir ein Ventil. Bring mir deine Wut in ihrer ganzen Stärke. Was auch immer der Tag dir abverlangt, kannst du getrost mir geben. Ich werde mich nicht wehren, niemals.« Inzwischen stand Augustus ganz nahe vor ihm. Seine schwarzen Augen funkelten. »Dann«, fuhr Kieran fort, »wenn du den Augenblick für gekommen hältst, schenkst du mir deine Vergebung.«

»Und du bekommst deine zweite Chance.« Augustus legte den Kopf schief. »Als Mensch?«

Kieran nickte. »Als Aufgestiegener. Mit Bewährungsauflagen, wenn man so will.«

Augustus blähte die Nasenflügel und entließ hörbar die Luft aus seinen Lungen

Schließlich nickte er. »Abgemacht.« Er reichte ihm die Hand.

Kieran ergriff sie

Das kalte Lächeln in den Augen seines Gegenübers erfüllte ihn mit einer Vorahnung auf die Zukunft. Jetzt aber gab es kein Zurück mehr. Nur noch dieser eine musste ihm vergeben. Er würde es durchstehen. Wie schlimm konnte der Zorn eines einzelnen Mannes schon sein?





‘Eine vernünftige Bitte

Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert, sagten sie. Erwin sah das ähnlich, nur das der Weg zu seiner persönlichen Hölle mit Sonderangeboten aus dem Summer Sale gepflastert war. Wo sollte er nur das Geld für alle diese Verlockungen hernehmen? Oder die Zeit zum Zocken? Die Abschlussprüfungen standen bevor und er sparte doch auf eine Reise nach Korsika. Da gab es nur einen Ausweg.

Sacht klopfte er an ihre Bürotür und trat ein. »Mama, ich liebe dich.«

»Wie viel brauchst du?«, fragte sie.

»Zehn.«

»Zehn was?«

»Zehn Tage ohne WLAN.«

»Okay.«

Er umarmte sie. »Du bist die Beste.«





Ori Ori

Ori flatterte über die verbotene Wiese zum Dusterwald. Sein Herz schlug wild, denn es war das erste Mal, dass er sich über Mutters Regeln hinwegsetzte. Kaum tauchte er in den Baumschatten, schon stürzte sich ein Kammtiger auf ihn. Ori zwitscherte und flatterte in Todesangst voran. Stieg höher, schoss zwischen den Ästen hindurch – und sah sie: die Goldblüte. Er zerrte mit dem Schnabel daran, der Tiger dicht auf seinen Fersen. Endlich löste sich die Blüte. Er wich dem Tatzenhieb aus und jagte zurück in den Schutz der Orinoko-Siedlung. Humon, Lobosch und Torika waren beeindruckt. »Okay, du darfst mitspielen«, sagten sie feierlich.





Ein Licht in der Dunkelheit

Piep.

»Hallo Hedwig, ich wollte nur noch einmal Danke sagen.

Ich hatte mich so an die Dunkelheit gewöhnt. Die ganze Welt war ein tiefes, schwarzes Loch, aus dem es kein Entrinnen zu geben schien. Bis du kamst und mir die sprichwörtliche Leiter hinuntergelassen hast. Erst wollte ich nicht. Ich konnte nicht glauben, dass da draußen anderes auf mich wartete als noch mehr Dunkelheit. Aber das stimmte nicht. Da warst du. Und wo du warst, war Licht.

Und dann warst es doch du, die vorausgegangen ist.

So bleibt mir nur, dein Licht für dich weiterzutragen.«

Bandende erreicht. Bitte Nachrichten löschen.

Piep.





Ich will brennen

Wutentbrannt warf ich den Kanister weg und holte die Streichhölzer hervor. Nichts, absolut nichts konnte mir mein Leben zurückbringen. Doch dieses Drecksloch abzufackeln, vermochte vielleicht den Schmerz zu lindern. Ich entzündete ein Hölzchen und ließ es in die Lache fallen. Mit einem Knall entzündete sich das Benzin und versengte mein Gesicht. Züngelnde Flammen schossen auf das leerstehende Waisenhaus zu und verschlangen es mit rasender Geschwindigkeit, so, wie mein Zorn mich verschlang. Doch als die letzten von ihnen verloschen, erlosch auch meine Wut. In der Ferne ertönte Sirenenklang, Blaulicht erhellte die Nacht. Ich wandte mich ab und ließ alles hinter mir.





Zwanzig Jahre

Liebe C.,

es wird wieder Frühjahr. Spürst du, wie das Leben zurückkehrt? ...
Ich nicht.

Zwanzig Jahre sind vergangen, seit ich dich zuletzt sah. Damals tranken wir billigen Whisky mit noch billigerer Cola und träumten von der Zukunft. Du von IT und ich von »irgendwas mit Medien«. Wir lachten, grölten mit Onkel Tom und Ohrenfeindt, bis meine Schwester wütend an die Zimmertür klopfte, und als es still wurde, weil wir nur noch kicherten, küssten wir uns. Ich erinnere mich nicht mehr, wer von uns damit anfang, oder warum ich dir das Shirt abstreifte. Ich weiß nur noch, dass wir aufhörten, weil ich meine Tage hatte und du sagtest: »Machen wir einfach beim nächsten Mal weiter.«

Eine Woche später saß ich im Bus nach Wien. Auf dem Weg zu meinem Verlobten, die erste gemeinsame Wohnung herrichten. Achthundert Kilometer zwischen mir und dir. Wir telefonierten noch einmal. Du sagtest, du wirst jetzt wohl Berufssoldatin, denn bei der Fremdenlegion nehmen sie keine Frauen. Ich lachte. Aber es war kein Scherz, nicht wahr? Dieses tiefe Gefühl, zu Hause und wahrhaft am Leben zu sein – das habe nicht nur ich empfunden, wenn wir zusammen waren. Nicht wahr? Aber damals wusste ich nicht, dass es so etwas gibt. Ich wusste nicht, dass eine Frau eine Frau lieben darf, nicht einmal eine, die so wundervoll ist wie du.

Und jetzt sitze ich hier, zwanzig Jahre später. Meine Kinder sind so alt wie wir damals, und ich denke an dich und was hätte sein können, wenn ich ein bisschen mehr Mut gehabt und ein bisschen mehr auf mein Herz vertraut hätte. Dann hätte ich gewagt, es dir zu sagen, ein ums andere Mal. Hätte es nicht abgetan als Spinnerei wie meine

Mutter oder die Vertrauenslehrerin. Dann hätte ich dich in meinen Armen gehalten und gesagt: Ich liebe dich. Und vielleicht hättest du gesagt: Ich dich auch. Dann wärest du jetzt hier und die Welt eine andere. Dann hätte »irgendwas mit Medien« uns vielleicht nach Bali geführt oder nach Peru, und nicht in einen Teilzeitjob bei der Stadtverwaltung. Dann hätten wir statt einem Haus in der Neubausiedlung ein Hausboot auf der Seine oder einen Wohnwagen in Antwerpen und ich müsste mich nie wieder fragen, ob es so etwas wie Glück überhaupt gibt. So aber helfe ich dem Großen mit den Umzugskartons und der Kleinen mit der Abiprüfung und dieser Brief bleibt unbeantwortet, wie all die anderen davor.

Bis zum nächsten Frühjahr, in Liebe, B.





Das Monster

»Beruhig dich! Hier kommt niemand rein!« Ich verriegelte die Tür und schob die Eichenkommode davor. Karla hatte sich auf dem Sessel zusammengekauert. Ihre Schultern bebten. »Warum hat er uns hierher eingeladen? Um uns alle zu töten?«

»Ich glaube nicht, dass unser Gastgeber der Mörder ist.«

»Aber wer dann, Luz?« Karla schluchzte.

»Etwas Musik?« Ich steckte mein Handy an die Stereoanlage an. Die Melodie von Meat Loafs *The Monster Is Loose* baute sich genauso dramatisch auf wie ich mich vor ihr.

»Dieses Lied, schon die ganze Zeit spielst du es...« Plötzlich riss sie Augen auf. »Luz!«

Ich lächelte. »So ist es.«





Ein Picknick im Park

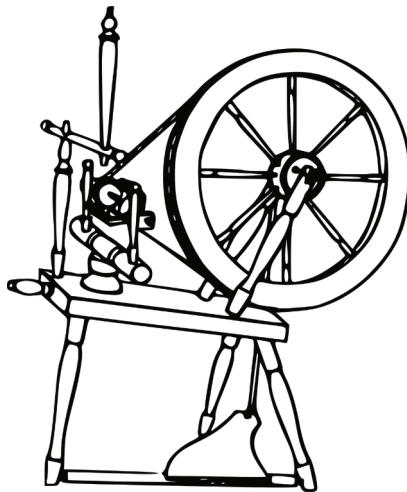
Sorgsam stellte sie den Picknickkorb ab und breitete die Decke auf dem Rasen aus. »Perfektes Wetter für ein kleines Tête-a-tête, nicht wahr?« Sie lächelte. Nach und nach holte sie alles aus dem Korb: Teller, Weingläser, eine Flasche 1996er Merlot und einen winzigen Schokoladenkuchen. »Von der Konditorei an der Ecke. Der, den du so gern magst.« Sie verteilte den Kuchen und schenkte Wein in beide Gläser ein. Sonne und Gras streichelten liebevoll ihre Hand, wie er es immer getan hatte. »Ach, Karl, so schön, dass es endlich mit unserem Picknick geklappt hat,« sagte sie und leerte das Weinglas auf sein Grab.





Schlafende Sonne

Es war einmal in einem weit entfernten Königreich, da stach sich die Prinzessin an einer Spindel und fiel in tiefen Schlaf, ebenso wie das ganze Land. Denn als die Prinzessin einschlief, entschlief auch die Sonne und Finsternis beschlug das Land. Die Menschen siechten dahin, abgeschnitten von Licht und Wärme wurden sie zu Schatten ihrer selbst. Bis ein tapferer Prinz ins Herz der Finsternis vorstieß und die Prinzessin fand. Er zog sein Schwert und befreite sie von ihrer sterblichen Hülle, auf dass die Sonne in den Himmel zurückkehren konnte. Von da an erstrahlte ihr Licht aufs Neue, den Menschen zum Wohlgefallen.





Über den Wolken

Sechstausend Meter über dem Boden. Wind reißt an meinem Haar. Der Gurt drückt, meine Hände schweißnass.

»Bereit?«, fragt der Sprunglehrer. Er lacht. »Kleiner Scherz.« Und springt.

Die Luft klatscht mir ins Gesicht, meine Wangen vibrieren. Ich sterbe tausend Tode und habe mich dennoch nie so lebendig gefühlt. Erst kann ich nicht atmen, dann kann ich nicht schreien. Das Grün und Blau und Bunt kommt rasend schnell näher. Ich breite die Arme aus und grinse. Das ist Leben. Das ist Sein. Der Sturz stoppt, wir sausen nach oben und segeln sanft hinab.

»Na?«, fragt er unten. »War's schön?«

Ich grinse nur.





Gegen den Blues hilft nur der Schmus

»Weil i nachert nimma mag, drum halt.« Edna knallte ihr Weinglas auf den Tisch und verschränkte die Arme. »Lecktsmialleamarsch.«

Anneliese nickte verständnisvoll. »Des macht des trübe Novemberwetter. Des geht scho wieder vorbei, wenn's Frühjahr wieder kimmt.« Sie zündete sich noch eine Zigarette an und blies den Rauch genüsslich zum offenen Küchenfenster hinaus.

»Hat der Heinz dir nicht das Rauchen im Haus verboten?« Edna nahm noch einen Schluck vom Merlot. Er war inzwischen etwas warm geworden, aber das störte sie kaum.

»Ah, geh weida, da musst nur gescheit lüften, dann merkt keiner was.« Sie überschlug die Beine und rutschte sich auf dem Stuhl zurecht. »Aber nochmal wegen deinem Winterblues: Was hältst davon, wenn mir an kleinen Trip in den Wald machen, mir zwei. Bissl Wellness und Massage von einem schicken, jungen Kerl. Nachert hast wieder bessere Laune, wirst schon sehen.«

Edna wiegte den Kopf. »Und wer soll des zahlen? Der Heinz vielleicht?«

Anneliese schmunzelte. »Freilich, wer denn sonst? Nehmen wir ihn halt mit.«

Edna lachte auf. »Na, wenn du des zusammenbringst, dann bin i dabei!« Sie leerte ihr Glas in einem Zug und stand auf. »Ruf an wenn du was weißt, gell?«

»Mach i.« Anneliese brachte ihre Freundin noch zur Tür, dann verteilte sie großzügig Lufterfrischer in der Küche und bereitete ihren Plan vor.

Als Heinz an diesem Abend vom Watten mit den Jungs heimkam, erwartete ihn ein seltener Anblick – der Tisch im Esszimmer war mit dem guten Geschirr gedeckt, ein üppiges Blumenbouquet thronte in seiner Mitte und die Luft erfüllte der verlockende Duft von Schweinsbraten und Eau de Cologne. »Geh, was hast'n angestellt? Muss i etwa eine eidesstattliche Erklärung abgeben, oder was?«

Anneliese, das schwarze, hautenge Minikleid am Leib, das sie auch zwanzig Kilo und vierzig Jahre später noch verdammt heiß aussehen ließ, stellte die Schüssel mit den Knödeln auf den Tisch. »Jetzt tu ned so, als tät i permanent was ausfressen. Setz dich.« Sie wartete, bis er saß, und ging mit sanftem Hüftschwung an ihren Platz. »Wie war's beim Watten? Hast mal einen Stich machen können oder bist wieder letzter geworden?«

Heinz setzte sich und griff nach dem Braten. »Weder noch, des is nämlich weder Skat noch Maumau, was mir da spielen. Also nu sag halt, was du angestellt hast, sonst krieg i keinen Bissen runter.«

Anneliese seufzte. »I wollt dir mal was Gutes tun, mal wieder was Schönes kochen wie in alten Zeiten, als die Kinder noch hungrig heimkamen und das Essen ned schnell genug am Tisch stehen hat können.«

Heinz beäugte sie misstrauisch und gab eine kräftige Portion Sauerkraut auf seinen Teller. »Also nix Ernstes, ja? Aber irgendwas willst, des spür i ganz deutlich.«

»Mei, was bist wieder misstrauisch! Kann a Frau ned für ihren Mo a schönes Abendessen kochen, ohne dass der sie glei verdächtig, vierzehn Tage auf Bali fliegen zu wollen?«

Heinz fiel das Knödelstück von der Gabel und klatschte in die Soße. »Bali? Vierzehn Tag? Bist du deppert?«

Anneliese rollte mit den Augen. »Geh, das war doch nur ein Beispiel! I hätt auch zwei Wochen Neuseeland oder Karibik sagen können, das ist genauso so schön und a so weit weg.«

Heinz legte die Gabel hin und lehnte sich auf den Tisch. »Lisl, I mag schon einmal wieder mit dir in Urlaub fliegen, aber nicht so hundsweitwegat, dass man nachert Thrombosestrümpfe im Flugzeug tragen muss, um am Strand keine Lungenembolie zu kriegen.«

Anneliese lächelte und nahm einen Schluck Wein. »Weiß i doch. Will i auch nicht. Aber so übers Wochenende nach Zwiesel, das wär schon was Feines.«

Heinz entspannte sich, lächelte sogar flüchtig, bevor er sich wieder im Griff hatte. Er nahm die Gabel und schob sich eine ordentliche Portion Schweinsbraten in den Mund. »Na, das können wir scho machen«, sagte er mit vollem Mund. »Und i dacht, du hast wer-weiß-was angestellt, mit deinem Aufzug und allem Pipapo.«

Anneliese verschränkte die Arme auf dem Tisch und schob den Busen darüber, dass er üppig und einladend, wie eine Cremetorte vor ihr thronte. Heinz brauchte ein Sekündchen, bis er es bemerkte, dann aber blieb sein Blick sehnsuchtsvoll dort hängen. »Gut schaut aus«, sagte er.

»Danke«, sagte Anneliese sacht.

Als sie fertig gegessen hatten, umrundete sie den Tisch und setzte sich auf seinen Oberschenkel. »Magst noch einen Nachtisch?«, fragte sie.

Heinz sah zu ihr auf. »Ist des aus einem deiner Schmonzettenbücher? I finds fei albern, wenn man's Schnackseln als *Nachtisch* verbrämt. Hat doch nichts mit Essen zu tun.«

Anneliese kicherte. »So romantisch der Herr. Dann frag ich halt anders: Magst schmusen? Mir war's grad wurscht.«

»Na also.« Heinz nickte zufrieden, schlang die Arme um sie und drückte ihr ein Bussi auf die Lippen. »Das mag i ganz gewiss.« Er schmiegte sich an ihr Dekolleté.

»Da wär nur eine Sache«, sagte die Anneliese sanft und streichelte ihm über den Kopf.

Er schloss die Augen. »I hab's gwusst, das dicke Ende kommt noch.«

»Die Edna hat den Winterblues und braucht dringend einen Tapetenwechsel. Meinst, mir könnten sie mitnehmen nach Zwiesel? Des tät ihr wirklich gut tun.«

Heinz fuhr mit der Nasenspitze von ihrem linken Busen zum rechten und zog sie fester an sich. »Die weiß gar nicht, was sie an dir hat, die Edna. Aber gut, nehmen wir sie halt mit.«

»Suppa, du bist ein Schatz.« Sie drückte sein Gesicht an ihren Busen und zerwühlte ihm das Haar. »Hab auch schon gebucht. Mit deiner Kreditkarte.«

»Das hab i mir scho denkt.« Heinz befreite das Gesicht und legte den Kopf schief. »Aber das mit dem Schnackseln war schon ernst gemeint – oder auch nur Teil des Bestechungsversuchs?«

Anneliese stand auf, fasste ihn bei der Hand und zog ihn zum Sofa. »Geh, Heinz, wann hab i des jemals ned ernst gemeint?«

Als Edna am kommenden Donnerstag hinten in den Ford Fiesta ihrer Freundin einstieg, nickte sie anerkennend. »Das hast ja fix auf die Reihe gebracht. Meinen vollsten Respekt.«

Anneliese zuckte nur mit den Schultern. »Musst nur a solides Price-Anchoring betreiben, bevor du ein Angebot machst.« Sie rauchte schnell ihre Zigarette fertig. »Und ein paar zeitlich begrenzte Boni oben drauflegen, dann kriegst eigentlich jeden rum.«

Heinz kam mit den Koffern und Anneliese stieg auf der Fahrerseite ein. »Aber das Wichtigste ist, du musst deinen Wert kennen.«

Edna seufzte. »Lass mich raten, das hast alles bei diesem Marketingseminar gelernt.«

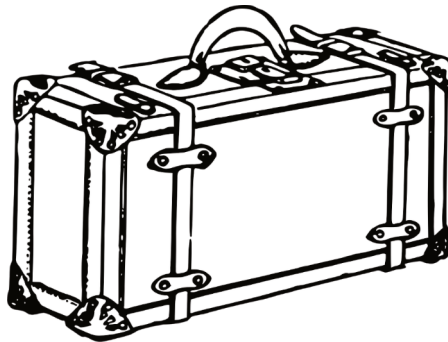
Anneliese lachte. »Geh, Schmarrn! Das weiß doch jedes Kind. Dafür brauch i kein Seminar.« Mit einem Seitenblick auf Heinz fügte sie hinzu. »Aber wenn i eins fände, des wo was taugt, dann tät i auch nicht nein sagen.«

Heinz seufzte. »Jetzt fahren wir erstmal nach Zwiesel und da kannst mir des mit dem Seminar nochmal erklären.«

Edna schüttelte den Kopf

Anneliese lächelte zufrieden. »Gegen den Blues hilft nur der Schmus, da bin i des beste Beispiel für.«

»Amen!«, sagten Heinz und Edna gleichzeitig.





Nicht Tinder-tauglich

»Ich kann dir ein Kindheitstrauma anbieten.« Sie grinste.

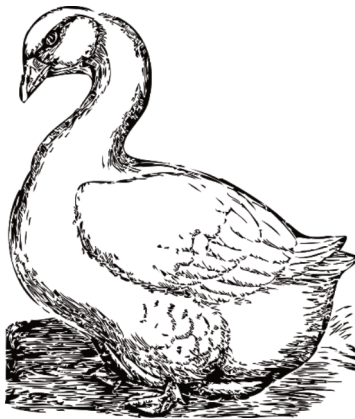
»Hau rein!«, sagte ihr Date.

»Einmal sind wir über den Asenhof gegangen, da war ich drei. Ein wütender Ganter kam auf uns zu und als wir uns abwendeten, biss er mich ins Genick. Meine Mutter hob mich auf den Arm und schrie den wildgewordenen Vogel an, er solle sich verpissen.«

»Das klingt wirklich traumatisch«, sagte er.

»Das eigentliche Trauma begann erst, als wir rückwärts in den Teich fielen und ich minutenlang untertauchte. Aber die haben einen flinken Rettungsdienst im Hundsrück.«

Er schluckte. »Vielleicht solltest du das lieber nicht in dein Tinder-Profil schreiben.«





Der Kuss des Judas

»Er wusste es. Als ich ihn küsste, sah ich es in seinen Augen. Und doch tat er nichts. Nickte nur, als wolle er sagen: Ich weiß, wer du bist. Das Silbergeld in meiner Tasche wog so schwer. Ich fiel auf die Knie, sank immer tiefer, bis ich den Schwefel meines Verrats schmecken konnte. Was habe ich getan?

„Was du musstest“, sagte er. „Dafür danke ich dir.“

Seine letzten Worte brennen wie Säure in meinem Herzen und lassen mich bis zum heutigen Tage nicht los. Ergibt das Sinn für Sie?«

»Natürlich, Herr Iscariot, aber vielleicht ziehen Sie sich erstmal was an?«





Erinnerungen

Mit einem Seufzen sank Gene auf die Matratze. Sie zog die Decke über sich und drückte sich an Kierans Seite

»Alles in Ordnung?«, fragte er.

Sie brummte zustimmend.

Er streichelte ihre Wange. »Habe ich dir wehgetan?«

»Frag mich das nicht immerzu.« Sie zog die Decke höher, denn die Kälte des finnischen Winters kroch in ihre Glieder. »Hast du nicht. Und selbst wenn, ich bin nicht aus Zucker.«

»Tut mir leid. Die letzte Frau, mit der ich – die ich ...«

Sie legte einen Finger an seine Lippen. »Lass die Vergangenheit ruhen. Du lebst dort nicht mehr.«

Er senkte den Kopf. »Danke.«



**Mehr von diesen beiden findest du in meiner
Trilogie »Seelenbände«, erhältlich überall, wo es Bücher gibt.**





Verschwörer wider Willen

»Falsche Antwort!« Ibraim gab dem Folterknecht ein Zeichen.

Kaleb heulte auf, als die Daumenschrauben fester gezogen wurden. »Bitte, Herr, Ihr müsst mir glauben!«, flehte er. »Das ist alles, was ich weiß.«

Ibraim hub zu einer Erwiderung an, als die Gräfin eintrat. »Lass ihn gehen«, befahl sie. »Wir wissen, wer den Grafen getötet hat.«

Ibraim erbleichte. Wie hatte sie es herausgefunden? Er tastete nach seinem Schwert. Sie würden ihn nicht lebend bekommen.

»Er war es selbst,« sagte die Gräfin laut und leise zu ihm: »Triff mich in meinen Gemächern.« Sie ging.

Ibraim räusperte sich. »Habt ihr nicht gehört? Lasst ihn gehen!«





Drachenkönigin

»Nein!« Varga schleuderte ihn zu Boden und richtete die Schwertspitze auf seine Kehle. »Du gehst erst, wenn ich die Wahrheit gehört habe!«

Schlagartig verstummten die Gespräche in der Taverne. Der Fiedler nahm den Bogen herunter und drei Dutzend Augenpaare richteten sich auf sie.

Arnault stöhnte. Er hatte damit gerechnet, dass sie ihn durchschauen würde – aber warum schon jetzt? Warum hier? Seine Geschichte war nicht für so viele Ohren bestimmt. »Varga ...«, bat er sanft.

Die Schwertspitze kam näher. Ihre Augen funkelten.

Früher hätte er es mit seinem entwaffnenden Lächeln und einem Scherz versucht. Doch das war vorbei. »Gut. Lass mich aufstehen und ich erkläre alles.«

»Erst zeigst du dein Gesicht.« Ihre Stimme ließ keinen Widerspruch zu.

Arnault schloss die Augen. Er könnte sich mit einem Zauber befreien, aber er war gerade erst zurück und wollte sie nicht schon wieder verlieren. Also gab er nach. Schob die Kapuze herab und wickelte den Schal von Mund und Nase

Varga runzelte die Stirn

Verständlich.

Er formte das Zeichen, flüsterte die Worte, und der Schatten, mit dem er seinen Körper verbarg, verschwand.

Ein Raunen ging durch die Menge. Dann Unruhe. Panik

»Drache!«, schrie jemand.

Stühle fielen, Tische rumpelten, Menschen stürzten, flohen. Der Fiedler rannte wild geigend zur Tür hinaus. Die Schankmaid kreischte

und warf einen Steinkrug, der Arnault nur knapp verfehlte, und einen zweiten, den Varga mit dem Schwert zerteilte.

»Ruhe!«, brüllte sie

Und es wurde still. Arnault bewunderte die Macht, die der Stimme seiner Schwester innewohnte.

»Raus. Alle. Aber langsam und geordnet.« Sie fegte einen weiteren Krug aus der Luft und deutete mit dem Schwert auf die Schankmaid. »Schluss damit!«

Als die Leute fort waren, setzte sie sich. »Tut mir leid, ich wollte keinen Tumult.« Seufzend rieb sie sich übers Gesicht. »Doch nach all deinen Worten und Taten war ich sicher, du wärst mein Bruder. Dass du gar nicht gestorben bist und du dich dennoch vor deiner Pflicht zur Thronfolge drückst. Mich auch noch mit deiner Anwesenheit verhöhnt.«

Arnault lächelte traurig. »Dein Instinkt war wie immer richtig, Schwester. Ich *bin* es.«

Ungläubig starrte sie ihn an. »Aber du hast die Prüfung der Drachen nicht bestanden. Ich sah dich in die Flammen stürzen!«

Er seufzte. »Hier hingegen irrst du. Ich habe die Prüfung bestanden. Nur leider etwas *zu* gut. Die Drachen machten mich zu einem der ihren.«

Schweigen

»Du wirst also nicht König?«

Er schüttelte den Kopf.

»Das habe ich befürchtet.«

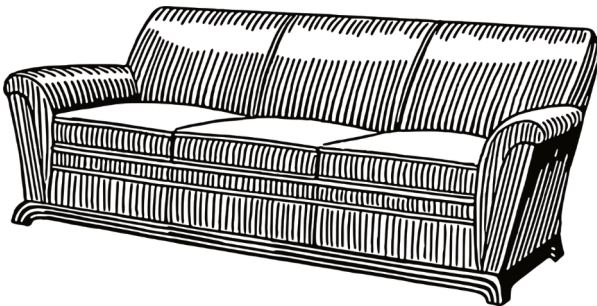




Einfach mal die Füße hochlegen

Am Sonntag auf der Couch liegen, empfand niemand als etwas Besonderes. Doch an einem Dienstagmorgen, einem Arbeitstag, fühlte es sich äußerst befriedigend an. Josia legte die Beine hoch und schaltete den Fernseher ein. Dabei stieß er mit dem Schlappen die Bierflasche um, die sich in den Ventilator ergoss, der einen Kurzschluss bekam und die Wandsteckdose entflamnte, was den Feuermelder auslöste, woraufhin die Nachbarin über ihm die marode Feuertreppe runterließ, die durch Fenster krachte, den Mixer von der Küchentheke riss und ihn von oben bis unten mit Rote-Beete-Smoothie bespritzte. Mutter stürzte herein und kreischte: »Was machst du denn?«

»Chillen«, erwiderte Josia.





Hallelujah

Ich habe nie daran geglaubt. Bei all den Gottesdiensten und Kirchenfesten nicht, nicht bei der Beichte und nicht bei den Wallfahrten. Aber als ich nach achtzehn quälend langend Jahren endlich dieses Haus und seine Finsternis hinter mir ließ, als kein Rosenkranz mehr auf meinem Nachttisch lag und kein Kreuz mehr um meinen Hals hing, da spürte ich plötzlich, dass es wahr ist: Jesus lebt. Er lebt in den Maiglöckchen unter der eingefallenen Mauer, in dem dreibeinigen Kätzchen, das an der Zwergeibe döst, in dem Hausmeister von Block II, der immer ein Karamellbonbon für den Jungen mit dem blauen Auge hat.





Junge

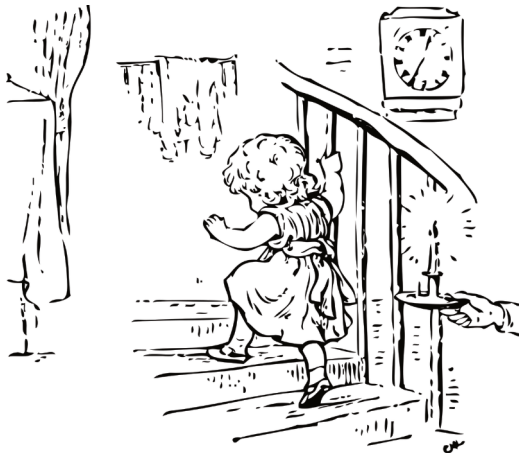
Still.

Meine Fingerspitzen gleiten über das saubere Viereck am Rand des staubbedeckten Schreibtisches, wo vor kurzem noch ein Computer stand. Das Bett ist fort, wie ich es geplant hatte. Es ist stabil, hat Platz für zwei und erinnert ihn an zu Hause. Hoffe ich.

In der Ecke neben dem Fenster steht eine Kiste, die nicht mehr in den Wagen gepasst hat. Ein paar Socken mit Loch hängen über der Heizung. Die Regale sind leer

Und obwohl alles richtig daran ist, dass er sein Nest verlassen hat, ist die Stille so laut und die Leere so betäubend.

Viel Glück, mein Junge.





Üppiger Glanz

Wie dunkle Wellen branden die Locken an ihre bloßen Schultern, umspielen sie mit einer Leichtigkeit, als bestünden sie aus Wolkenfäden. Der zarte Schimmer des Sonnenlichts, das sich in den üppigen Strähnen verfängt, gleitet hinab bis zu den makellosen Spitzen. Mit einem Lächeln lässt sie uns erkennen: Sie weiß um ihre Schönheit. Selbstbewusst schreitet sie auf uns zu, hält eine geschwungene Flasche in die Kamera und sagt: »Jetzt neu: Ultra Deluxe Shampoo von Haarkules für Glanz und Frische!«

Marie seufzt. »Gott, ich hätte auch gern so viel Photoshop im Haar.«

Jasmin gibt ihr einen Kuss. »Du bist auch ohne Photoshop wunderschön.«





Reverse trap

»Ich bin schwul«, verkündete Peter beim Abendessen.

Mutter sah von ihrem Mettbrötchen auf und zu Vater

Dieser zuckte mit den Schultern. »Okay.« Er griff nach dem Hummus und verteilte ihn auf seinem Hühnchen.

»Das WLAN spinnt«, sagte Ida.

»Immer noch? Ärgerlich.« Vater zerteilte das Hühnchen.

Stirnrunzelnd sah Peter seine Familie an. »Mehr habt ihr nicht zu sagen?«

»Nicht im Jahr 2020. Kann ich mal die Butter?« Ida streckte die Hand aus.

»Woher weißt du das denn?«, fragte seine Mutter.

»Wegen Charlie.« Peter war froh, es endlich sagen zu können. Vermutet hatte er es schon lange, aber seit Charlie war er sich sicher. Sechs Monate lang spielten sie nun jeden Abend *Destiny 2*, sahen sich Animes an oder chillten zu seiner LoFi-Playlist. Immer nur über den PC, nie persönlich. Gestern Abend hatte er all seinen Mut zusammen genommen und ihm seine Gefühle gestanden. Und Charlie hatte sie erwidert. Sein Herz hüpfte bei der Erinnerung.

»Du sagst das, als würde es irgendwas erklären.« Ida angelte über den Tisch nach der Butter. »Hättest sie mir ruhig geben können!«

Peter blinzelte. »Was gib't's da zu erklären? Ich liebe ihn, er liebt mich.«

»Und wie ist er so, dieser Charlie?« Vater rührte mit der Gabel in der Luft.

Ein seliges Lächeln kroch in Peters Gesicht. »Charlie ist der Coolste. Er kannte den Dawnblade Super Exploit schon bevor Gladd ihn im Stream gezeigt hat, sein Meme-Game ist *top notch* und ...«

Abwehrend hob Mutter die Hände. »Erzähl uns was, das wir verstehen, bitte. Wie alt ist er, wo wohnt er, was machen seine Eltern beruflich?«

Peter verdrehte die Augen. »Klar, dass euch bloß das interessiert. Aber da gibt's nur gute Nachrichten. Er ist etwas jünger als ich – hört man auch voll – hier auf dem Gymnasium und seine Mutter hat die Praxis am Schlosspark.« Strahlend verschränkte er die Arme hinterm Kopf. »Da sagt ihr nix mehr, was?«

Die Eltern wechselten Blicke. Vater räusperte sich. Mutter stand auf und verschwand aus dem Zimmer.

Irritiert nahm Peter die Arme runter. Was war denn jetzt los? Gerade wollte er ihr nachgehen, da kam sie zurück. Sie schmunzelte und wedelte sie mit dem Telefon in der Hand: »Margit ist eine alte Schulfreundin von mir. Sie und ihre Tochter Charlotte kommen morgen vorbei.«

Verwirrt starrte Peter sie an. »Margit? *Charlotte?*«

Mutter nickte. »Praxis am Schlosspark? Charlies Mutter?«

In Peters Kopf drehten sich die Zahnräder. »Warte, soll das heißen, Charlie ist ein Mäd...«

Ida stieß ihr Handy in die Luft. »Das WLAN geht endlich wieder!« Jubelgeschrei





Die pure Freude, am Leben zu sein

Seine Haut so dünn und zart, dass das Gewebe hindurchschimmert, dabei sein Griff noch immer fest und herzlich. Neben ihm das Piepsen der Geräte.

Ich schluchze. Tränen fallen auf seinen Handrücken

»Ach, Kind.« Er lächelt. »Weine nicht. Ich hatte ein langes Leben. Dass es nun endet, ist der Lauf der Dinge. Du aber schau nach vorn. So vieles liegt noch vor dir. Lass dich nicht von Trauer oder Bedauern aufhalten, sonst verpasst du das wirklich Wichtige: Die pure Freude, am Leben zu sein. Am Ende der Straße werden wir uns wiedersehen. Bis dahin wache ich über dich.«

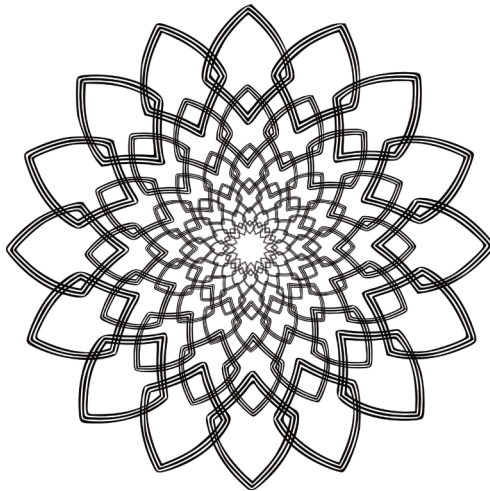
»Auf Wiedersehen, Opa.«





Meine Welt

Wenn ich meine Augen schließe, sehe ich sie klar vor mir: Berge aus Glas, bekrönt mit ewigen Flammen. Darüber das Wolkenreich mit seinen abertausend fliegenden Kesseln, aus denen Feenstaub auf den grünen Ozean regnet. Der betörende Gesang der Amethystwale in den Tiefen der Fluten verklingt erst, wenn ich die Augen öffne. Dann herrscht wieder Grau in Grau und das monotone Summen der Maschinen. Schon bald schließe ich die Augen wieder und kehre in meine Welt zurück. Reite auf dem Rücken des Ephemersittich über die Baumkronen des Curaçaowaldes. Dann – Leere. Wohlige Erwartung ergreift mich. Welche Wunder ich wohl hier entstehen lasse?





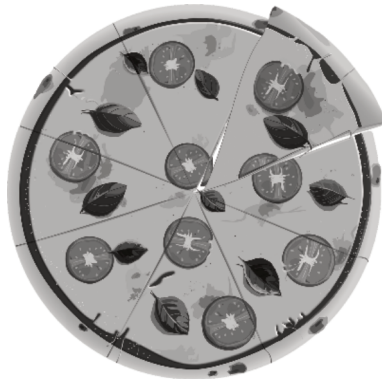
Ohne dich schlaf ich heut Nacht nicht ein

Ich kann nicht leben ohne dich. Ohne dich existiert nur schmerzhaft
Leere in mir. Du erfüllst mich mit Wärme, Frieden und Glückseligkeit.
Allein dein Duft versetzt mich in Ekstase. Ach, wärst du doch nur hier!
Voller Sehnsucht erwarte ich dein Eintreffen, du aber machst dich rar.
Was hält dich auf? Warum quälst du mich mit deiner Abwesenheit?
Weißt du nicht, wie ich dich begehre? Mich nach dir verzehre? Danach,
dich zu verzehren, dich ganz zu verschlingen und nichts von dir übrig
zu lassen, nicht einmal das verkohlte Stück am Rand?

Ding-dong!

»Moin, Pizzalieferung für Sie.«

Endlich erhörst du mein Flehen!





Ich will raus!

Es ist Juli. Die Zeit des Freibads, des Eisessens und der Sommerferien. Könnte man meinen. Ich aber sitze hier, in einem muffigen Raum, bei 40 Grad, mit sechsundzwanzig weiteren verlorenen Seelen und einer, die nicht mehr zu retten ist.

»Nachdem wir nun die erste Ableitung der Sinus-Funktion ermittelt haben, wer kann mir sagen, wo die Nullstelle ist. Ja, Mika?«

»Ich will raus! Raus aus meiner Haut!«, rufe ich verzweifelt

Da geschieht das Unfassbare. Sie lächelt. »Also gut, das reicht für heute. Geht nach Hause.«

Ich blinzele. Der Traum zerplatzt. Schweiß rinnt meinen Hals hinab. Und die Nullstelle lacht mich aus.





Der Soundtrack unseres Lebens

God was never on your side. Mit seiner Reibeisenstimme warf mir Lemmy Kilmister diese Worte entgegen. Die zitternden Hände hatte ich um das Lenkrad geklammert und starrte auf die Straße. »Ich weiß, wir reden nicht oft.« Der Scheibenwischer schabte über die mit feinen Tropfen übersäte Frontscheibe. »Aber wenn du ihn mir jetzt wegnimmst, dann sind wir wirklich geschiedene Leute.« Geräuschvoll zog ich die Nase hoch. »Hörst du mich, Gott?«

Ein Ruck fuhr durch den Wagen, als ich Gas gab und auf die Staatsstraße von Landshut einbog. Für gewöhnlich grölte ich Motörheads pessimistische Ballade mit, heute wischte ich sie weg. Nächster Song, Handy, bitte. Die melancholischen Klänge von *Farewell* von *Apocalyptica* brandeten über mich hinweg wie eine gewaltige Welle aus der Furcht, die mir in den Knochen steckte. Lähmende, am Rand zur Panikattacke balancierende Furcht, weil sie ihn in der Notaufnahme gleich dabehalten hatten. Und ich nicht wusste, nicht wissen wollte, wie es ohne ihn weitergehen sollte. Ich fingerte nach dem Handy und wischte auch diesen Song weg. Tränen sammelten sich in meinen Augenwinkeln.

Verdammte Heulsuse, du fährst Auto! Konzentrier dich gefälligst. Wer bringt ihm sonst die Tasche mit dem Schlafanzug, der Zahnbürste und der Switch? Hast du nicht extra noch beim Müller angehalten, um dieses Assassin's Creed-Spiel zu kaufen, obwohl du geschworen hattest, kein Geld mehr für Videospiele auszugeben, bis der Wagen abbezahlt ist?

Aber vielleicht siehst du ihn heute das letzte Mal. Vielleicht ...

»Halt den Mund!«, schrie ich und war doch ganz allein im Auto.

Ich schlug auf das Lenkrad und fluchte. Jetzt erst bemerkte ich die epischen Akkorde von *Glory to the Brave*. Viel zu leise, um der Macht von Hammerfall gerecht zu werden, und doch dröhnte der Song in meinem Schädel.

Ist das eine Botschaft, Gott?

Wieder zog ich die Nase hoch. Schluchzte. Bremste scharf und bog in die Haltebucht des Schulbusses ein. Meine Finger waren zu tränenfeucht, um das Display zu bedienen. Fast entglitt mir das Gerät, während Joacim Cans' Stimme sich zärtlich um mein Herz legte und es wie einen Schraubstock zusammendrückte, bis ich nicht mehr atmen konnte.

»Beruhig dich«, flüsterte ich. »Er schafft das.«

Wie ein Mantra betete ich mir diese beiden Sätze vor und konnte endlich zum nächsten Song weiterwischen.

Janis Joplin. Ich erinnerte mich noch gut daran, als ich *Me and Bobby McGee* zum ersten Mal gehört hatte.

Wir sitzen am Küchentisch. David gerade ein Vorschüler, Helen auf meinem Schoß, hoch konzentriert an einem Stück Brot saugend.

»Das wird dir gefallen«, sagt Tom und schmunzelt. Er legt die Kassette ein und drückt auf Play.

Die Gitarrenakkorde setzen ein, kurz darauf die markante Stimme dieser einzigartigen Frau, die viel zu früh gegangen ist. Der Song baut sich auf, windet sich wie ein Satinband um meine Kehle und schnürt sie liebevoll zu. Ein warmes, prickelndes Summen breitet sich in meinem Körper aus und weckt eine tiefe Sehnsucht nach etwas, von dem ich nicht wusste, dass ich es vermisste.

Das Piano der vorgetäuschten Fröhlichkeit gesellt sich zu Gitarre, Hammondorgel, Schlagzeug und ihrer Stimme, die meine Seele verschlingt und zu jeder Pore meines Seins wieder hinausdrängt. Und plötzlich ist es vorbei.

»Mama, warum weinst du denn?« David sieht erschrocken aus.

Helen lässt von dem Brotkanten ab und schaut zu mir rauf. »Wajum Mama meint?«

Ich lächele. »Das ist schwer in Worte zu fassen. Aber wisst ihr, Musik tut etwas mit uns. Sie durchdringt uns und trägt uns fort in andere Welten. Sie lässt uns das Wesen uns eigentlich fremder Menschen auf eine tiefgreifende Weise spüren und bringt uns Orten und Wahrheiten nahe, die außerhalb der

Musik gar nicht existieren. Die nicht in den Akkorden oder den Textzeilen stecken, nicht einzig in der Stimme der Sängerin oder dem Beat des Schlagzeugs, sondern erst entstehen, wenn all das zusammenkommt. Musik ist wie schwingende Lebensenergie. Wie eine Droge. Eine legale, vollkommen ungefährliche und dabei hochwirksame Methode, der Last des Alltags zu entfliehen und in die unendlichen Weiten in unserer Vorstellungskraft einzutauchen.«

Die Kinder starren mich mit offenen Mündern an. Tom schmunzelt. »Erzähl ihnen das in zehn Jahren nochmal, da hast du bessere Chancen.« Er verstrubbelt mir das Haar und drückt mir die Kassette in die Hand. »Hier. Die schenke ich dir.«

Jemand klopfte an die Scheibe. »Alles in Ordnung?«, fragte die Frau in dem weißen Kittel. Sie hatte die Schultern hochgezogen und die Augen zusammengekniffen, um dem Nieselregen zu trotzen. Hinter mir stand ein Kleinwagen im Rot-Weiß-Rot des örtlichen Pflegediensts.

»Ja«, sagte ich. »Tut mir leid. Ich wollte bloß die Musik wechseln.« Das Lächeln gelang mir nicht, aber die Frau schien zufrieden. Sie nickte, kehrte in ihr Auto zurück und scherte zurück auf die Staatsstraße aus.

Ich wischte weiter. *In the Middle of a Heartbeat* von Helloween begann mit einer für die Band ungewöhnlich sanften Melodiefolge, die sich zu einer sehnsuchtsvollen Ballade aufbaute. Ich rieb mir über die Augen. Hatte sich die verdammte Zufallswiedergabe gegen mich verschworen? Ich öffnete die Bibliothek und packte mir *Revenge of the Black Saucers* auf Repeat. Der kraftvoll-treibende Beat und die verspielten Formen des Synthwave-Titels mit dem Augenzwinkern trieb mir die Furcht aus den Gliedern und ersetzte sie durch überirdische Entschlossenheit. Schneller als erlaubt brauste ich zurück bis zur Abzweigung Mitterding, holperte über die Baustelle, um keine Zeit für die Umfahrung zu verschwenden, und bog in die Hofeinfahrt ein. Beim Aussteigen schaltete ich das Handy vom Auto auf die Bluetooth-Kopfhörer um und stieg von den Black Saucers getrieben in den ersten Stock hinauf. Warf Schlafanzug, Jogginghose, Waschtasche, Wasserflasche, Switch und Ladegerät, Toms Handy und Brieftasche, seine Hausschuhe und ein paar Lustige Taschenbücher in die Reisetasche.

»Beruhig dich«, flüsterte ich. »Er schafft das.«

Als die Black Saucers in Dauerschleife anfangen unangenehm zu werden, ersetzte ich sie durch weitere fröhlich romantisierende Titel von Hollywood Burns: *Scherzo No. 5 in Death Minor*, gefolgt von *Enter The Yakuza Club*.

Mein Blick glitt durch den Raum. Brauchte er sonst noch irgendwas? Inzwischen war die Panik abgeklungen und machte einer bleiernen Müdigkeit Platz. Es war doch nur der Blinddarm. Eine Routine-OP. Warum nur musste ich immer gleich an das Schlimmste denken? Ich schleppte die Reisetasche ins Auto, warf noch eine Tüte Gummibärchen und Luftschokolade hinein sowie das noch eingeschweißte Switch-Spiel und stieg wieder ein. Das Handy verband sich mit der Anlage und an der Hofeinfahrt erklangen die ersten Akkorde von Bruce Dickinsons *Navigate The Seas of The Sun* aus dem Türlautsprecher. Wieder stiegen Tränen in mir auf. Diesmal aber ließ ich es zu.

Ließ mich forttragen in die gefrorene Leere der Zeit, in der ich verloren ging. Ich wusste nicht, wer ich war und was ich zurückließ. Lebte ich nur ein halbes Leben? Ohne Tom wäre es nicht einmal mehr ein halbes. Wenn er ging, die Sonnenmeere zu erkunden, ohne je zurückzukehren, wenn unsere Kinder ...

»Verdammt.« Ich fuhr rechts ran und schrieb David eine Nachricht: *Papa ist im Krankenhaus. Abendessen wird später. Bitte hol Helen vom Tennis ab.*

Als ich auf *Senden* tippte, fing das Handy an zu vibrieren. Landshuter Vorwahl, dreistellige Nummer. Das Krankenhaus. Ich schluckte und schluckte, doch der Kloß in meinem Hals wollte nicht weichen, bis ich auf den Knopf gedrückt hatte. »Hallo?«, krächzte ich.

»Frau Nielke? Wir haben Ihren Mann gerade operiert. Er hat's gut überstanden. Es reicht, wenn Sie morgen früh kommen, aber bringen Sie bitte die Versichertenkarte mit.«

Es dauerte ein paar Sekunden länger als die Rezeptionistin Zeit hatte, bis ich reagieren konnte. Als ich das »Danke« herausbrachte, hatte sie sich schon verabschiedet und aufgelegt. Ich ließ das Handy sinken. Aus dem Lautsprecher drang Aoife Ni Fhearraighs betörend schöne Stimme und legte sich wie Balsam auf meine Seele. Was sie da sang, verstand ich nicht, und fürchtete, es würde den Zauber zerstören, wenn ich es täte. Der Titel aber versprach »*The Best is Yet to*

Come«. Ich lehnte mich zurück und schloss die Augen. Lemmy hatte Unrecht gehabt.



Als Tom fünf Tage später entlassen wurde, noch immer etwas bleich um die Nasenspitze, mit tiefen Augenringen und noch wackelig auf den Beinen, spielte ich das Lied wieder ab.

»Ist das nicht der Endtitel von Metal Gear Solid?« Er hatte den Kopf gegen die Stütze gelehnt und beobachtete unter halb geschlossenen Augenlidern die Straße.

»Hm-hm.« Heute fuhr ich nicht zu schnell, eher etwas gemächlich. »Irgendeinen Musikwunsch?«

»Wie wäre es mit *Blind and Frozen* von Beast in Black? Du weißt schon, in Memoriam an meinen Blinddarm.«

Ich lachte und reichte ihm das Handy. »Sicher, gerne. Hauptsache Musik. Solange es Musik gibt, ist kein Weg zu weit, kein Fluss zu breit, keine Schlucht zu tief, kein Tal zu finster, als dass wir es nicht überwinden könnten.«

»Aus welchem Song ist das?«, fragte Tom.

Ich griff nach seiner Hand und drückte sie. »Aus dem Soundtrack unseres Lebens.«





Eines Tages

»Ich mag-mag dich«, stotterte sie. Kopfschüttelnd hob sie die Hand. »Neuer Versuch.« Ein tiefer Atemzug, Augen auf, den Blick direkt auf sie gerichtet: »Ich mag dich. Nicht nur als-als-als ...« Sie brach ab, fuhr sich übers Gesicht. Mist. Warum war das so schwer? Mit bebender Brust startete sie nur und brachte endgültig keinen Ton mehr heraus. Das Funkeln in ihren Augen, das sanfte Lächeln, erwartungsvoll und freundlich, vielleicht sogar liebevoll, paralyisierte sie. Ob sie ihre Gefühle erwiderte? Nein, unmöglich. Sie riss das Foto vom Spiegel und rannte zurück in ihr Schlafzimmer. Eines Tages würde sie es ihr sagen. Eines Tages.





Kryptonit

»Stoppt ihn!«, schrie die Präsidentin. Doch zu spät. Doktor No entriss ihr den Generalschlüssel und fesselte sie an ihren Sessel. In aller Ruhe rückte No seinen Anzug zurecht, stieg über einen der Wachmänner und öffnete den Aktivierungsschalter für die Atomsprengköpfe. »Da sind wir nun«, sagte er, »am Ziel meiner Wünsche.« Sein Finger schwebte über dem Knopf. Die Präsidentin schrie: »In Gottes Namen, tun Sie das nicht!«

»In Gottes Namen? Nein.« No klappte den Schalterverschluss zu. »In Emilys Namen.« Er zerstörte den Schlüssel und zertrümmerte die Aktivierungsmechanik. »Einzig meiner Tochter verdanken Sie Ihr Leben und das aller Menschen in diesem Land.«





Popcorn

Ich höre die Stelle nochmal

Spule zurück.

Höre sie nochmal.

Spule zurück.

Verzweifele ein bisschen.

Gehe Kaffee holen.

Höre die Stelle zum vierten Mal.

Zum fünften. Zum sechsten.

Schreibe meine Kollegin in Dubai an. Sie weiß keinen Rat.

Frage meinen Sohn. Er auch nicht.

Gebe auf und fahre den Rechner herunter.

Um drei Uhr nachts schrecke ich aus dem Schlaf. Renne zum PC.

Höre die Stelle noch einmal und tippe fieberhaft die Transkription ein.

Drücke auf Senden und lehne mich zurück. Deadline eingehalten.

Wenn auch nur knapp.

Siegreich gehe ich zu Bett. Morgen gibt es eine neue Untertitelung zu meistern.





The Sound Of Silence

»Übrigens: Lattenrost ist keine Geschlechtskrankheit«, sagt Papa beim Abendbrot. Er schaut erwartungsvoll in die Runde. Wie ein Labrador mit der Leine im Maul. Niemand lacht. Man könnte eine Stecknadel fallen hören.

»Na gut. Wie wär's damit: Egal wie viel Curry du isst, Freddy ist Mercury.« Er grinst breit

Max stöhnt. »Papa, bitte.«

»Schwieriges Publikum, ich seh schon. Einen hab ich noch: Forscher haben letztens herausgefunden ...« Er macht eine Kunstpause. »... sind dann aber wieder reingegangen.«

Max schlägt die Hände vors Gesicht. Mama schmunzelt.

»Ich hab auch einen«, sagt Imchen. »Was hört man, wenn Papa einen Witz macht? The Sound of Silence!«





Die alte Schachtel

»Angelika, wir müssen los!«, tönte Karls Stimme aus dem Erdgeschoß.

»Bin gleich soweit!«, rief ich die Treppe hinunter und wandte mich wieder der Kiste mit den Fotos zu. Irgendeins aus Omi Getruds Jugend musste sich doch finden lassen. Die konnten doch nicht alle mit dem Schuppen in Rauch aufgegangen sein.

Eins nur! Ich hatte versprochen, eine tolle Diashow abzuliefern und alles schon so schön geplant, mit stimmungsvoller Musik und einer Lesung aus ihren Tagebüchern. Nur ein Jugendfoto für das Titelbild fehlte noch. Nur eins, das musste es doch geben!

Mit einem frustrierten Schnaufen klappte ich den Deckel der Kiste zu. Dann wohl nicht. Was soll's. Ich schob sie wieder ins Eck mit den anderen Umzugskartons unter der Dachschräge zurück. Und stutzte. Obwohl ich schob und drückte, wollte sie nicht mehr in die Lücke passen. Ich zog die Kiste nochmal hervor und stellte fest, dass dahinter eine Schachtel klemmte. Schmal, vergilbt und von meinem groben Kistendrücken ordentlich eingedellt.

Seltsam.

»Angelika! Was dauert denn da so lange?« Karls Stimme klang gedämpft und ärgerlich.

Kurz überlegte ich, ob ich es gut sein lassen und hinuntergehen sollte, denn zu spät zu kommen wäre unhöflich gewesen. Omi Getrud juckte es wohl kaum, aber Mama und Papa würden ziemlich sauer auf mich sein.

Die Neugier aber war zu stark. Ich kroch in die Lücke zwischen den Umzugskartons und angelte nach der Schachtel. Sie hatte sich dort hinten verklemmt und ließ sich kaum erreichen. Ich reckte mich und erreichte sie mit den Fingerspitzen, doch das Ding entglitt mir immerzu.

»Angelika!«, sagte Karl direkt hinter mir.

Ich ruckte in die Höhe, knallte gegen die Dachschräge und fluchte lästerlich. »Herrgott nochmal, erschreck mich doch nicht so!«

»Was machst du denn da zwischen den Kisten? Die Trauerfeier beginnt in einer halben Stunde! Willst du, dass deine Mutter uns in ihrer passiv-aggressiven Art in die letzte Reihe zu Onkel Eduard verbannt? Hast du vergessen, wie viel Knoblauch dieser Mann isst, weil er die Theorie vertritt, der Tod würde ihn dann nicht mitnehmen?«

»Ach, der alte Otto-Gag, das meint er doch nicht ernst.«

»Nicht ernst? Neunzig Minuten in einer kleinen Kapelle neben ihm zu sitzen *ist* ernst! Also komm jetzt!« Er deutete mit einer energischen Geste richtig Dachbodentür.

»Gleich. Hilf mir nur, diese Schachtel da unten rauszubekommen.«

Karl runzelte die Stirn. »Was für eine Schachtel?«

Ich kniete mich hin und zeigte sie ihm. »Die da. Ich muss wissen, was drin ist.«

Er rollte mit den Augen, kniete sich jedoch neben mich und angelte in die Lücke zwischen den Kisten. Nach einigem Ziehen und Zerren hatte er sie befreit und reichte sie mir. »Du kannst sie unterwegs aufmachen. Los jetzt!«

Karl holte den Wagen aus der Garage, während ich die Haustür verschloss und in der Einfahrt auf ihn wartete. Der Deckel ging ganz leicht von der Schachtel. Darin lagen einige Blätter und alte Fotos. Jackpot! Ich entfaltete das oberste Blatt, einen Artikel aus der Bregetaler Dorf gazette von 1934: *Kein Berg zu hoch – Gertrud Bimmermann als erste Bregetalerin auf dem Matterhorn*. Das Foto der aus drei Frauen und zwei Männern bestehenden Seilschaft war zu verblasst, um Omi richtig erkennen zu können, doch da stand ganz eindeutig ihr Name!

»Angelika!« Karls Stimme hatte diesen weinerlichen Tonfall angenommen, wenn er kurz davor stand, sich in die Faust zu beißen und mit dem Fuß zu stampfen.

Schnell kletterte ich auf den Beifahrersitz und nahm das nächste Blatt aus der Schachtel. Ein weiterer Artikel über Omi Getruds Jugend als Alpinistin, diesmal sogar aus dem Wurzheimer Stadtanzeiger.

»Unglaublich! Wer hätte das für möglich gehalten?« Als ich weiterblätterte, stieß ich auf ein Foto, das mir einen Schrei entlockte. Ich packte Karl am Arm. »Sieh nur! Sieh dir das an!«

Karl, der fast das Lenkrad verrissen hätte, fluchte. »Angelika, du machst mich wahnsinnig! Was ist denn?«

»Das ist ein Foto von Omi Gertrud mit Elisabeth Main, der bedeutendsten Alpinistin des frühen 20. Jahrhunderts!« Lächelnd sah ich das Foto an. Unsere Omi mit zarten 19 Jahren und einer internationalen Berühmtheit, das war perfekt für die Titelseite meiner Diashow! Mama würde so stolz auf mich sein. Jetzt musste ich es nur noch schnell abfotografieren und ... »Karl! Hast du meinen Laptop eingepackt?«

Karl stöhnte.





Der Regen hat ihn verraten

Detective Morson blieb stehen. »Das ist es«, sagte er zu Pater Foggerty. »Der Regen. Die Lösung lag die ganze Zeit vor uns! Ich muss zurück.« Er holte seinen Autoschlüssel hervor und ... erstarre

Foggerty richtete eine Pistole auf ihn. »Sie hätten den Fall abgeben sollen, als sie die Chance dazu hatten.«

Morson nickte. »Nun passt alles zusammen.«

»Leider werden Sie es niemandem erzählen können.« Foggerty drückte ab. Es klickte.

Triumphierend lächelte der Detective. »Verhaften Sie ihn, Jenkins.«

Der Deputy trat hinter einem Baum hervor.

»Sie wussten es die ganze Zeit?«, keifte Foggerty.

Morson nickte. »Wie ich schon sagte: Der Regen.«





Hier bin ich

Die Dinge, die wir am meisten fürchten, sind die Dinge, die wir am dringendsten tun müssen, heißt es. Also gehe ich in die Küche, obwohl die Furcht mein Inneres verknotet. Sie spült ab, er schneidet Gemüse.

»Mama, Papa, hier bin ich.«

Sie sehen mich an. Das Kleid, die Pumps, das Makeup. Ich könnte ohnmächtig werden, aber ich kann mich nicht mehr verstecken.

Mit einem Lächeln umarmen sie mich. »Wie schön du bist, Ben.« Er schnieft. Sie stöhnt.

»Schön?« Meine Unterlippe bebte. »Warum dann der Schmerz, die Tränen?«

»Rücken«, sagt sie.

»Zwiebeln«, sagt er.

Da muss ich weinen. Endlich, endlich frei!



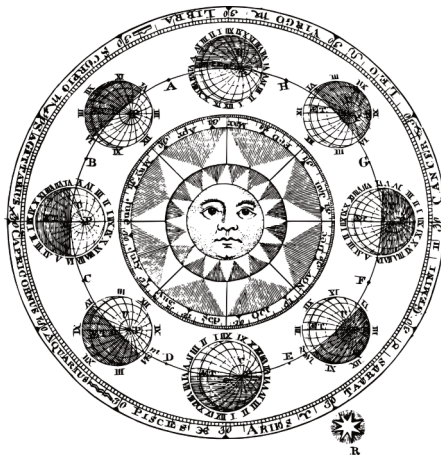


Don't Pay The Ferryman

»Ich verfluche dich, Chris de Burgh!«, Charon reckte die dürre Faust zum Himmel. Seine Stimme klang rau wie das Krächzen der Totenvögel. »All diese Schwachköpfe, die nur den Titel des Liedes kennen, aber nicht die zweite Textzeile, treiben nun im Styx und ich werde nicht bezahlt.« Er hob den Krug und prostete seinem Trinkbruder zu. »Da hast du's besser, Schnitter. Der Blue Öyster Cult hatte wenigstens genügend Anstand, die wichtige Information mit in den Titel zu packen.« Er nahm einen tiefen Schluck. »Wenn auch in Klammern.«

Der Schnitter schwieg, wie immer.

Charon seufzte. »Schön, spielen wir noch eine Runde Karten.«





Schwierige Entscheidung

»Bitte, lass mich gehen.« Sein flehender Tonfall sandte mir einen kalten Schauer über den Rücken.

Ich schluckte. Seine Augen erfüllte Schwärze und da waren die Hörner, aber nichts sonst unterschied ihn von einem Menschen. Ich hatte es schon nicht leicht, Wesen zu töten, die sich mit animalischer Wildheit auf mich stürzten und versuchten, *mich* zu töten. Aber einen unbewaffneten Kerl, dessen einzige Kleidung eine zerschlissene Hose voller Blutflecken darstellte?

»Ich kann nicht.« Entschieden schob ich das Halsband in die Tasche zurück.

Der Dämon entspannte sich. Er schloss die Augen und ließ den Kopf auf den Lehm Boden sinken. »Danke«, flüsterte er.



Mehr von diesen beiden findest du in meiner Trilogie »Seelenbande«, erhältlich überall, wo es Bücher gibt.





Wald-Fiesta

*In the shadows of the city
Where the neon lights collide
We chase our dreams through darkness
With the fire deep inside*

dröhnte es aus den Lautsprechern. Melissa hatte voll aufgedreht und sang ihren Lieblingssong mit, während Tim ihren Wagen über die Landstraße trieb. Links und rechts nichts als Schwarzwald – genau so, wie sie es sich vorgestellt hatten, als sie am Mittag in München losgefahren waren. »Whoo!«, rief Melissa, als der letzte Akkord verklang. Das Auto tat einen Satz nach vorn und wurde langsamer. Stirnrunzelnd trat Tim das Gaspedal durch. Wieder hüpfte das Auto, noch einmal und noch einmal. Der Motor erstarb und mit ihm auch das Radio.

»Was ist los?« Melissa schlang die Arme um sich und sah aus dem Fenster in die finstere Nacht.

Tim drehte den Zündschlüssel, doch nichts geschah. Er sah aufs Armaturenbrett und fuhr sich übers Gesicht. »Ach, das bedeutet die verdamnte Lampe.«

Melissa hob eine Augenbraue. »Welche Lampe?«

Tim deutete auf die Tankanzeige.

»Sag mal, bist du blöd?«, fuhr Melissa ihn an. »Wie hast du das denn übersehen können?«

»Woher soll ich wissen, was ein rotes E bedeutet? Bei meinem Wagen ist da eine Balkenanzeige und der letzte Balken blinkt, wenn der Sprit alle ist.«

Melissa stöhnte und vergrub das Gesicht in den Händen. »Das darf doch nicht wahr sein. Ich hätte selber fahren sollen.«

»Und auf die Cocktails bei Maike verzichten? Das will ich sehen.« Tim verschränkte die Arme und starrte an den beiden Lichtkegeln der Frontscheinwerfer entlang, die durch die Dunkelheit schnitten.

Melissa langte an ihm vorbei und schaltete das Licht aus. »Bevor die Batterie auch den Geist aufgibt.«

»Bist du verrückt?« Tim schaltete das Licht wieder ein. »Wenn das Auto dunkel ist, sitzt uns der nächste, der hier vorbeikommt, im Kofferraum!«

Melissa riss die Tür auf und stieg aus. »Ich geh das Warndreieck aufstellen.«

Als sie zurückkam, lehnte Tim an der Fahrtür mit dem Handy in der Hand. »Kein Netz«, sagte er.

»Klassiker.« Melissa holte ihr Handy hervor und kam zum selben Ergebnis. »Hast du eine Ahnung, wo wir sind?«

Tim sah sich demonstrativ um und breitete die Arme aus. »Ich würde sagen, wir stehen im Wald.«

Melissa stöhnte. »Mann! Warum hast du nicht vollgetankt, bevor wir los sind!«

»Du hast doch gesagt, die Tankfüllung reicht locker bis Wildbach.«

»Hätte sie auch, wenn du nicht vorhin mit der Kuh ums Dorf gefahren wärst, weil du ohne Handy nicht einen Meter weit navigieren kannst!« Ruhelos tigerte sie auf und ab.

»Fürs Navigieren ist eigentlich der Beifahrer zuständig, Miss *Ich weiß genau wo's langgeht*«, erwiderte Tim gereizt.

Melissa rollte mit den Augen. »Ja klar, jetzt wär's ich gewesen. Wer hatte denn die dämliche Idee quer durch die Pamperia ins Nirgendwo zu fahren, um in einer *Waldschenke wie Schiller einst* zu übernachten?« Sie unterstrich ihre Worte mit Gänsefüßchen, die sie in die Luft zeichnete.

Tim schnaubte. Er verschränkte die Arme und wandte sich ab.

Melissa fluchte. Eine Weile schwiegen sie sich an.

»Egal, streiten bringt uns jetzt auch nicht weiter«, sagte sie schließlich.

Tim nahm die Arme herunter. »Was machen wir jetzt?«

Achselzuckend wandte sich Melissa dem Kofferraum zu. »Ein Nachtlager aufschlagen. Solange das Auto mitten auf der Straße steht, sollten wir da nicht drin sitzen. Wenn es hell wird, gehen wir Hilfe suchen.«

Tims Schultern sanken herab. »Ich hab keine Ahnung von Lageraufschlagen.«

Melissa schmunzelte. Sie holte eine Abdeckplane und das Abschleppseil aus dem Kofferraum. »Sieh zu und lerne, junger Deshi.«

»Junger was?« Tim folgte ihr in den Wald.

»Deshi. Japanisch für Schüler.« Melissa befestigte das Seil am Stamm einer Kiefer.

»Du bist so ein Nerd.« Tim nahm das andere Ende des Seils und befestigte es an einem nahestehenden Baum.

Gemeinsam warfen sie die Plane darüber und beschwerten die Ränder mit Steinen. Melissa stemmte die Hände in die Hüften und betrachtete ihr Werk. »Sieht doch gut aus.« Ihre Augen funkelten. »Sollen wir Feuer machen?«

Tim verzog das Gesicht. »Und den Schwarzwald abfackeln? Nein, danke.«

»Ach komm, das ist romantisch! Es hat die ganze Woche geregnet, es ist windstill und außerdem wird es saukalt in diesem Zelt. Da will ich wenigstens aufgewärmt reinkriechen.«

Tim seufzte. »Na gut, schauen wir, wo's hier ein geeignetes Fleckchen gibt.« Er leuchtete mit der Handylampe in der Gegend herum, bis sie einige Meter weiter eine Stelle fanden, wo weder Bäume noch Büsche zu nah beieinander standen, und der Boden sich leicht von Laub und Ästen befreien ließ. »Optimal!«, freute sich Melissa und holte den Klappspaten aus dem Kofferraum, den ihr Vater ihr mit großer Geste überreicht hatte. »Da du selbst nie zur Bundeswehr musst«, hatte er gesagt, »sollst du wenigstens das eine Andenken besitzen, das das ganze Theater wert war.«

Während sie ein kleines Loch aushob und mit Steinen und Sand auspolsterte, suchte Tim nach trockenem Holz. »Au Mann, ich hoffe, das Zeug ist so trocken, wie es aussieht. Ich musste bis zur Hüfte ins Unterholz kriechen«, stöhnte Tim. Er reichte Melissa seine Ausbeute und half beim Aufschichten. Als sie Tims Arme im Licht der Handylampe sah, zuckte sie zusammen. »Ohje«, sie nahm seine zerkratzten Hände und küsste sie sacht. »Mein tapferer Jäger und Sammler.«

Er grinste. »Ach, auf einmal.«

»Schon immer.« Sie lächelte sanft.

Mithilfe des Stabfeuerzeugs aus dem Handschuhfach entzündete Melissa das Moos im Zentrum ihrer kleinen Anzündholzpyramide. Nach und nach gab Tim etwas größere Stücke dazu, bis sie ein kleines Feuer in Gang hatten.

»Nicht schlecht.« Melissa stellte eine der großen Wasserflaschen neben das Feuer, falls sie schnell löschen mussten, und setzte sich zu Tim auf die Decke. Sie lehnte sich an ihn und seufzte. »Okay, das ist ehrlich gesagt viel cooler als die Couch in der Wildbacher Pension.«

Tim lachte. »Das sagst du jetzt. Wenn dir morgen früh vom Schlafen auf dem Waldboden alle Knochen wehtun, wirst du mich wieder dafür beschimpfen, dass ich nicht vollgetankt habe.«

Melissa schlang die Arme um die Knie. »Tut mir leid, dass ich dich angeschrien habe«, sagte sie leise.

Tim winkte ab. »Ich hab's verdient. Wäre ja nichts dabei gewesen, gleich vollzutanken.«

Melissa küsste ihn sacht. »Du hast nichts als Liebe verdient.«

Tim legte den Arm um sie und zog sie näher zu sich heran. »So wie du.« Seine Hand glitt über ihren Oberschenkel. »Weißt du, was das Beste am Streiten ist?«, flüsterte er in ihr Ohr.

Melissa schmunzelte. »Ich glaube, ich weiß, worauf du hinaus willst.« Sie öffnete die Lippen, doch bevor sie ihn küssen konnte, erklang ein lauter, durchdringender Schrei. Sie zuckte zusammen und klammerte sich an Tim. »Was war das?«

Tim stand auf. »Ins Auto. Schnell.« Er zog Melissa auf die Füße, doch sie hielt ihn zurück.

»Da ist es gefährlich und wir können das Feuer nicht allein lassen.« Sie sah in die Richtung, aus der der Schrei gekommen war. »Vielleicht braucht jemand Hilfe.«

Energisch schüttelte Tim den Kopf. »Ich geh ins Auto.« Er streckte ihr die Hand hin, sie aber verschränkte die Arme.

»Ich komm gleich nach.« Sie holte ihr Handy hervor, schaltete die Taschenlampe ein und ging tiefer in den Wald.

»Melissa, nein!«, rief Tim. Er schien mit sich zu ringen, doch er folgte ihr nicht. Ihr Entschluss aber stand fest, sie musste nachsehen, was das für ein Schrei gewesen war.

Unruhig glitt der Strahl der Taschenlampe über den Waldboden. Ein kalter Windhauch streifte sie. Melissa fröstelte. Sie sah nach links.

Bäume, ein gespenstisch bebender Strauch, dornige Ranken, die ihr den Weg versperrten. Sie ging nach rechts. Wieder ertönte der Schrei, jetzt näher, durchdringender.

»Hallo?«, rief Melissa. »Wer ist da? Brauchen Sie Hilfe?« Aus dem Augenwinkel nahm sie eine Bewegung wahr. Der Lichtstrahl huschte hinüber, doch da war nichts. Angestrengt starrte Melissa das raschelnde Gebüsch an. »Hallo?«, fragte sie noch einmal. Ihre Stimme zitterte, vor Kälte, vor Aufregung, vor Furcht.

Ein Knacken ließ sie zusammenfahren. Jemand näherte sich schnell von hinten. Melissa schrie auf. Sie fuhr herum und duckte sich instinktiv. Etwas traf sie an der Schulter. Wieder erklang der Schrei, diesmal direkt über ihr. Sie schlang die Arme um den Kopf und kauerte sich zusammen. Etwas sprang über sie hinweg, noch etwas und noch etwas.

Als sie den Kopf hob, sah sie drei junge Hirsche zwischen den Bäumen verschwinden. Der letzte blieb stehen und wandte ihr den Kopf zu. Seine dunklen Augen glänzten im Mondlicht. Er öffnete das Maul und der Schrei, der Melissa hergelockt hatte, erklang. Das Tier drehte sich um und verschwand im Wald. Melissa starrte ihm nach. Nur langsam ließ das Zittern ihrer Glieder nach, bis sie plötzlich lachen musste. Prustend und grinsend stakste sie durch das Unterholz zum Wagen zurück.

»Tim!«, rief sie und winkte. »Tim, es waren Hirsche. Kannst du dir das vorstellen?«

Tim sprang aus dem Wagen und rannte auf sie zu.

»Wusstest du, dass die so tun?« Melissa ahmte den Schrei nach, noch immer ein Grinsen im Gesicht.

Tim nahm sie in den Arm und drückte sie fest an sich. »Warum kannst du nie irgendwas gehen lassen? Ich hab mir Sorgen gemacht.«

»Du hättest mir folgen können, so als tapferer Jäger und Sammler«, neckte Melissa ihn.

Tim presste die Lippen zusammen.

Sanft gab Melissa ihm einen Nasenstüber. »Ach, nun sei nicht beleidigt. Komm, setzen wir uns wieder ans Feuer.« Sie zog ihn mit sich.

Erschöpft ließ sich Tim auf die Decke fallen. »Ich glaube, wir sollten lieber schlafen gehen.«

»Gute Idee.« Melissa spitzte die Lippen. Sie fuhr mit dem Handrücken über seinen Oberarm. »Nun, da wir das Monster aus dem Wald vertrieben haben, könnten wir ja da weitermachen, wo ...« Das kurze Aufheulen einer Sirene ließ sie zusammenfahren.

Von der Straße näherten sich die Lichtkegel zweier Taschenlampen. Melissa beschirmte die Augen. Tim stand auf.

»Guten Abend, die Herrschaften«, sagte ein Mann, der sich als Polizist herausstellte. »Ist das ihr Fiesta, der da mitten auf der Straße steht?«

»Das Campieren in freier Wildbahn ist hier nicht gestattet«, sagte der zweite Beamte.

Tim hob entschuldigend die Hände. »Tut uns leid, wir hatten keinen Sprit mehr und da wir auch kein Netz hatten und keine Ahnung, wo wir sind ...«

Der Polizist maß ihn mit strafendem Blick. »Ah, Touristen. Warum sind Sie nicht einfach der Straße bis zum Ort gefolgt? Das sind vielleicht zwei Kilometer von hier.«

Melissa und Tim tauschten Blicke. »Echt?«, Melissa prustete. »Mist. Tut mir leid, da hätten wir wirklich drauf kommen können.«

Der Polizist seufzte. »Machen Sie das Feuer aus und packen Sie Ihre Sachen zusammen, dann fahren wir sie hin.«

Eilig löschten die beiden die Flammen und deckten die Feuerstelle mit Sand ein. Tim löste das Abschleppseil und Melissa faltete die Plane zusammen.

Als sie alles verräumt hatten, stiegen sie in das Polizeiauto. »Sobald Sie wieder Empfang haben, rufen Sie den Abschleppdienst, bevor noch was passiert«, sagte der Polizist auf dem Beifahrersitz in tadelndem Tonfall.

Melissa lehnte sich an Tim und raunte ihm zu: »Na, wenigstens haben wir jetzt was zu erzählen, wenn wir wieder bei Maike sind.«

Tim schüttelte den Kopf und lachte.





Irre und Unterdrückte

»Du bist jetzt eine von uns.« Grinsend entblößte Marsh eine Reihe schwarzer Zahnstümpfe. Ein Lachen entrang sich seiner Kehle. »Hier, deine Schaufel.« Er klopfte Nelly auf den Rücken.

»Aber«, hub sie an.

»Grab! Oder du kommst in die Küche. Niemand kehrt von dort zurück.« Marsh brachte sein Gesicht nah vor ihres. »Du weißt, was das bedeutet?«

Sie schüttelte den Kopf. Als hätte ihn was gestochen, fuhr er hoch und fing an zu graben. »Sie kommen! Grab was das Zeug hält!«

»Aber das ist ein Löffel!«, rief Nelly.

Marsh hielt inne und nickte anerkennend. »Jetzt hast du es verstanden. Nun grab!«





Der Gesang der Libelle

Klack.

Das Bambusrohr klappt auf den Stein. Wasser fließt in den Teich, das Rohr steigt wieder nach oben und füllt sich erneut. Zartes Sonnenlicht fällt auf die Pagode im Zentrum des Gartens. Takashi beobachtet eine Libelle, die sich auf einem Seerosenblatt nahe seiner Konstruktion am Teich niederlässt. Wieder klappt das Rohr herunter und erzeugt das Klacken. Die Libelle fliegt fort. Ein Windhauch trägt den Duft von Frühling und frischem Gebäck heran. Yuki kommt mit einem Tablett herein, stellt es ab und nimmt den Seiza ein. »Möchtest du Anpan zum Tee?«

Takashi wendet sich ihr zu und neigt den Kopf. »Gern.«





Der Geist der Stadt

Manchmal opfern sie mir Blumen. Sie legen sie an die Straßenränder und die höchsten Gebäude. Das gefällt mir, aber es besänftigt mich nicht. Die Empfindsamen unter ihnen spüren meinen Herzschlag in den U-Bahnen und auf dem Asphalt. Das schmeichelt mir, aber es besänftigt mich ebenso wenig. Manchmal bleiben sie stehen, richten den Blick gen Himmel und flüstern mir Worte der Hoffnung und ihre Wünsche zu. Das amüsiert mich. Sie sind so winzig und verletzlich, so leicht ersetzlich. Das besänftigt mich: Mit Regen und Dunkelheit dränge ich auf sie herab und lasse sie spüren: In Wahrheit gehören sie mir, nicht andersherum.





Heroin

Fina kam vor, ordnete ihre Notizen und wischte die schweißnassen Hände ab. Frau Hopper nickte ihr zu. Stotternd las sie: »Vor drei Jahren starb meine Mutter an einer Überdosis.«

Ein Raunen ging durch die Klasse. »Doch die Ärzte retteten sie. Und heute ...« Fina sah zur Lehrerin. Die nickte ihr ermunternd zu

»Heute ist sie clean. Deshalb ist sie meine Heldin.« Hastig eilte Fina auf ihren Platz zurück. Als die Klasse applaudierte, erfüllte Stolz ihr Herz.

»Hallo, Lebensretterin, wie war die Schule?« fragte Mama beim Abholen.

Fina umarmte sie. »Ich bin froh, dass du da bist.«

Mama lächelte. »Ich auch.«





Abwarten

»Alles zweitklassige Ware.« Hugin betrachtete mit abschätzigem Blick die jämmerlichen Gestalten, die Kerfrek ihnen präsentierte. »Lass uns weitergehen, Herrin.«

Kara winkte ab. Ihre Rechte ruhte auf dem Griff ihres Säbels, während sie an den niederen Dämonen mit den gesenkten Köpfen und den geschundenen Leibern vorbei schlenderte. »Manchmal findet man Perlen im Schlamm«, sagte sie und deutete auf eine Frau, die erhobenen Hauptes stur geradeaus starrte. Ihre Augen wirkten unnatürlich blau in dem schlammverkrusteten Gesicht. Vor ihr blieb Kara stehen und betrachtete sie eingehender.

Die beiden Rabenkrieger postierten sich links und rechts von ihr. »Mager«, sagte Hugin.

»Auf Ärger aus«, sagte Munin, als sie seinem Blick unverdrossen standhielt.

»Eine Kriegerin.« Kara fasste sie beim Kinn. »Oder täusche ich mich?«

Die Frau funkelte sie an. Ihre Finger zuckten. Ihr ganzer Körper wirkte so gespannt wie eine Gerte kurz vor dem Schlag.

Kara drehte ihre Gesicht hin und her. Nach oben und unten, bis sie sich ihrem Griff entwand. Mit verkrampftem Kiefer machte sie einen Schritt zurück.

Hugin stieß einen Pfiff aus.

Munin lachte leise. »Definitiv auf Ärger aus.«

Da sauste schon Kerfreks Peitsche durch die Luft. »Zurück in die Reihe!«, keifte er.

Das Leder krachte auf den Rücken der Aufrührerin und zwang einen Schrei über ihre Lippen. Sie trat wieder in die Reihe. Die Lippen trotzig zusammengedrückt, den Blick unverwandt auf Kara gerichtet.

»Es tut mir leid, Vogtin.« Kerfrek kratzbuckelte vor seiner besten Kundin. »Hat sie euch beleidigt? Soll ich sie auspeitschen lassen?«

Kara schmunzelte. Dieser Markttag versprach, noch interessant zu werden. »Was denn, mein Bester? Seit wann so eifrig dabei, deine Ware zu beschädigen?«

Der Händler spuckte aus. »Die bekomme ich sowieso nicht verkauft. Ein Reisender aus Tifa hat sie mir aufgeschwatzt. Versicherte mir, sie wäre in den unglaublichsten Künsten körperlicher Freuden bewandert. Aber seit ich sie habe, macht sie nichts als Ärger.« Er schnaubte und warf die Hände in die Luft. »Stiehlt Essen, versucht ständig zu fliehen, stachelt die andere Ware auf. Und jetzt beleidigt sie auch noch meine liebste und beste Kundin!« Das Haupt tief geneigt, sah er aus dem Augenwinkel zu ihr herauf. »Also, soll ich? Für einen kleinen Obulus mache ich auch eine angemessene Show draus.«

Kara ließ den Blick über die Frau mit den streitlustigen Augen gleiten. »Hier.« Drei Münzen aus ihrem Beutel wanderten in Kerfreks Hände.

»Sehr wohl, Vogtin. Es wird mir ein außerordentliches Vergnügen sein, sie für euch ...«

»Loszubinden, danke, mein Bester. Und mach zügig. Ich bin hier fertig für heute und kann es nicht erwarten, diesen feuchten, schmutzigen Ort hinter mir zu lassen.«

Der Händler stutzte. »Ihr ... kauft sie? Aber, Herrin, Vogtin, geliebte Beschützerin unserer schönen Provinz.«

»Hör auf zu quatschen, Mann.« Hugin baute sich vor ihm auf.

»Du hast die Herrin gehört.« Munin nickte in Richtung der Frau.

Kerfrek schluckte. »Natürlich, natürlich. Aber ich gebe keine Garantie. Und ich nehme sie nicht zurück, wenn sie euch Ärger macht.«

»Keine Sorge.« Kara trat ganz dicht vor ihre Neuerwerbung. »Ich weiß, wie man mit Aufrührern umgeht.« Genüsslich ließ sie den Blick über die Ware gleiten. Zum ersten Mal seit Kara vor sie getreten war, zeigte die Frau eine Spur Unsicherheit in ihren Augen.

Zufrieden lächelte Kara. »Wir beide werden eine Menge Spaß zusammen haben.«

Die matte, rote Sonne schob sich gemächlich über den Horizont. Ein gutes Geschäft, fand Kara. Nichts ließ einen Tag so angenehm beginnen, wie ein gutes Geschäft.

»Du hast zu viel bezahlt«, sagte Munin.
Hugin führte die Frau an der Kette um ihren Hals und schwieg.
Kara trommelte mit den Fingerspitzen auf dem Säbel. »Abwarten.«





Die Rache der Violinen

Eine Violinensaiten riss und peitschte Kurts Wange. Er zuckte und ließ das Instrument fallen. Krachend brach der Hals. »Was habe ich getan?«, flüsterte er. Wie von Geisterhand erhoben sich Violine und Bogen. Aus der Finsternis um ihn kamen weitere Violinen angeschlurft, deren gebrochene Hälse von Bögen gequält grausige Töne hervorbrachten. »Untalentierte!«, dröhnten sie. »Ungeschickte!« Sie jagten ihn immer tiefer in den Orchestergraben. »Tötet ihn!«

Kurt stolperte und fiel mitten unter die mordlustigen Violinen. Sie stürzten sich auf ihn.

Schweißnass und schreckensbleich fuhr er aus seinem Albtraum hoch. Gleich morgen würde er auf Kontrabass wechseln. Die konnten nicht so schnell laufen.





Der Kuss des Kobrakönigs

Priscilla saß vor dem Schminkspiegel und erwartete mit bebender Brust seine Ankunft. Ihre Schultern und Kehle lagen entblößt, sie spürte eine nahende Ohnmacht. Lag es an der eng geschnürten Korsage oder der Aufregung? Der Cobra King glitt aus der Sommernacht in ihr Gemach und umschlang sie sanft

»Ich bin bereit«, hauchte Priscilla

»Wenn du den Kuss von mir nimmst, gibt es kein Zurück, Geliebte. Bist du sicher, dass du das willst?«

Sie legte die Arme um seinen weichen, warmen Schlangenleib. »Ja, hundert Mal ja!«

Da biss er zu. Begierig verwandelte sie sich und ließ das einengende Kleid für immer zurück.





Smoke on the Water

In dichten Schwaden kräuselte sich der Rauch über dem Wasser. Die Wellen schlugen gegen die Nusschale, warfen sie umher. Der Schein des Feuers spiegelte sich auf dem Wasser, das nun aufgepeitscht über sie hinwegbrandete und sie in die Tiefe riss. Kreischen ertönte, Körper schlugen aufs Wasser auf, versanken

Im Mondlicht durchbrachen zwei Köpfe die rauchbedeckte Wasseroberfläche. »Geiler Pool.« Pat legte die Arme um Mike und küsste ihn. »Aber ich glaube, die Würstchen verbrennen.«

»Oh, fuck!« Mike kletterte aus dem Becken und rannte zum Grill. Lachend kletterte Pat ihm nach. Wo sie eben noch geplanscht hatten, dümpelte nur noch eine Walnusschale.





Make-up

»Bei der Macht des Mondes – mach auf!« Steffi schmiss sich in Pose.

»Mach auf? Das ist aber eine lahme Übersetzung für *make up*«, spottete Nina.

»Was wäre denn besser?« Steffi rückte ihr Mondsteindiadem zurecht.

»Na zum Beispiel: Hau rein!« Nina grinste

»Ich hau dir gleich eine rein!« Steffi zog ihr Oberteil straff und strich den Rock glatt.

»Okay, okay! Wie wäre es mit *Transformiere?*«

Steffi rollte mit den Augen. »Denk an die Zielgruppe! Die sollen das mitsprechen können.«

Nina stöhnte. »Schön, dann eben *mach auf*.«

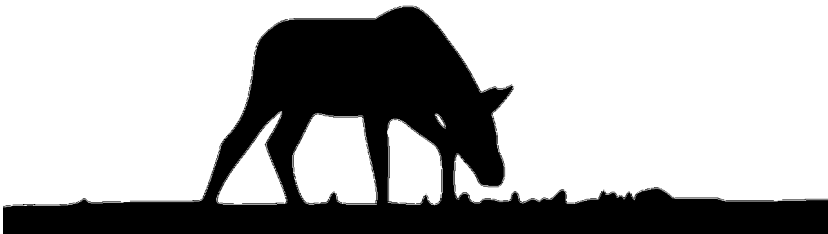
»Sag ich doch. Bereit?« Steffi riss den Vorhang auf und eroberte die Bühne des Kleinkunstnachtclubs.





Der Geist von Muskegon

Im Licht der Milchstraße wogte das Weideland wie ein Meer im Präriewind. Die Rinder hielten die Köpfe gesenkt und standen nah beieinander. Die Pferde grasten still, schlugen gelegentlich mit dem Schweif oder hoben den Kopf, wenn in der Ferne Coyoten schrien. Jim drückte seine Zigarette aus und legte sich hin. Er dachte an Shane. Drei Tage, bis sie sich wiedersahen. Für einen Tag nur, wie jeden Sommer beim Viehtrieb. Ein Tag, der das ganze Jahr erhellte und alle anderen Tage verblassen ließ. Wendy leckte ihm übers Gesicht und fiepte. Er kraulte ihren Kopf. »Ich weiß. Ich vermisse ihn auch.«





Wo du warst, bleibt ein Licht

Klaus saß auf der Küchenbank über einen Stapel Papiere gebeugt. Eine Zahnarztrechnung, eine Mitteilung der Klassenlehrerin, ein Schreiben der Stadtwerke. Neben ihm stand eine halbleere Tasse Roibuschtee, längst kalt. Aus dem Radio dudelte Weihnachtsmusik. Bing Crosby versprach *White Christmas*, aber draußen regnete es in Strömen.

Klaus lehnte sich zurück. Überall stapelten sich überfällige Baustellen: eine kaputte Schranktür, die Emma als Zeichentafel diente, ein überquellender Papierkorb, abblätternde Farbe in der Zimmerecke. Er sah auf die Uhr und seufzte. Emma kam herein. Sie hatte ihre Kuschli im Arm und Schlaf in den Augen. »Papa, warum bist du noch wach?«

»Das könnte ich dich genauso fragen. Ab ins Bett, morgen ist Schule!«

Emma riss die Augen auf. »Am Sonntag?«

Stirnrunzelnd sah Klaus auf den Kalender. »Ja, äh nein ... natürlich nicht. Na gut, komm her.«

Emma kletterte auf die Bank und kuschelte sich an ihn. »Der Weihnachtsmann hat meinen Wunschzettel bekommen, oder?«

»Klar. Du bekommst einen AC-170 Starfighter mit 2 Klonsoldaten und das Malset Glitzerpinsel-Eskalation. Wie gewünscht.«

Emma sah ihn sorgenvoll an. »Papa, das sind die Sachen, die ich mir von *dir* gewünscht habe. Also hat der Weihnachtsmann den Wunschzettel nicht bekommen?«

»Wo ist denn dieser Wunschzettel?«

Emma deutete auf den Apothekerschrank. »Im Weihnachtsmann-Briefkasten. Wie jedes Jahr.« Ihre Unterlippe bebte. »Da wurde er immer abgeholt, nur diesmal nicht. Jedenfalls war er gestern noch da.«

Klaus hob Emma von der Bank. »Geh wieder ins Bett, Mäuschen, ich kümmere mich darum. Der Weihnachtsmann bekommt deinen Wunschzettel auf jeden Fall.«

Emma nickte und tapste hinaus.

Klaus ging zu dem Schrank mit den hunderttausend Fächern. Clara hatte ihn geliebt und er ihn bis heute nie angefasst. Unten links gab es eine Schublade mit einem Weihnachtsmannesicht darauf. Er zog sie auf und fand eine selbstgemalte Postkarte darin. Auf der Rückseite stand: »Lieber Weihnachtsmann, ich wünsche mir, dass Mama wiederkommt, aber falls das nicht geht, wünsche ich mir, dass Papa trotzdem wieder fröhlich ist. Er lacht überhaupt nicht mehr.« Ein Stich fuhr Klaus ins Herz. Seine Augen brannten. »Oh, Emma«, murmelte er. »Ob der Weihnachtsmann das kann?«



Als Emma am nächsten Morgen in die Küche kam, ging sie schnurstracks zum Apothekerschrank, öffnete die Schublade und nickte lächelnd. Klaus saß mit einer Tasse Kaffee da und überlegte, wie er Clara wenigstens ein bisschen zurückbringen konnte. Was hatten sie und Emma immer gemacht? Plätzchen gebacken? »Hättest du darauf Lust?«, fragte er.

Emma berührte ihn sacht am Unterarm und sagte mit dem Tonfall einer Kindergärtnerin: »Ich kann keine Gedanken lesen, Papa.«

Ein Lächeln kitzelte in seinen Mundwinkeln. »Plätzchen backen. Magst du?«

Emmas Augen leuchteten. »Au ja! Und dann verteilen wir sie an die Nachbarn, ganz heimlich. Sch!« Sie legte einen Finger an die Lippen. Ihr Blick ging zum Fenster, wo sich der Regen über Nacht in dicke Flocken verwandelt hatte. »Woah!« Sie sprang auf die Bank. »Papa, es ist so schön draußen! Gehen wir auf den Weihnachtsmarkt?«

»Musst du nicht in die Schule?«

Emma rollte mit den Augen. »Papa, es ist Sonntag!«

Klaus stand auf und griff nach seiner Jacke. »Na gut, Weihnachtsmarkt, dann Plätzchen backen. Aber wir kaufen nicht noch mehr Baumschmuck!«

»Nur Schokofrüchte!«, rief Emma.



Im Lichtermeer unter der Samariterkirche reihten sich die geschmückten Buden aneinander. Emma streckte die Zunge heraus, um Schneeflocken zu fangen. Überall hingen Tannenzweige und goldene Kugeln, der Duft von frischen Waffeln lag in der Luft.

»Schokofrüchte!«, rief Emma und zerrte Klaus an den Süßwarenstand. Gegen seine Überzeugung kaufte er mit Vollmilchschokolade überzogene Erdbeeren, und für sich selbst Magenbrot. Da sah Emma einen Nikolaus, der Schokolade verteilte. »Papa, Papa, darf ich?«

»Lauf nur.« Klaus sah ihr zu, wie sie sich in die Traube aus Kindern einreichte und faltete die Tüte mit dem Magenbrot auf. Als er ein Stück herausnahm, sah er plötzlich Clara vor sich, wie sie es immer in ihren Glühwein getunkt und ihn dabei spitzbübisch angegrinst hatte. Die Erinnerung traf ihn wie ein Eisknödel. Seine Schultern sanken herab. Er legte die Tüte auf einen Stehtisch, schob die Hände in die Taschen und wanderte an den Ständen entlang.

»Sie fehlt Ihnen sehr, nicht wahr?«

Klaus sah auf. Die Frau, die ihn angesprochen hatte, saß hinter der Theke einer winzigen Bude. Warmes Licht strahlte heraus, überall baumelten Kugeln und Strohsterne.

»Kein Baumschmuck«, murmelte Klaus und ging weiter.

»Warten Sie, Herr Klemke.« Die Frau war aufgestanden und hielt ihm etwas hin.

Zögernd kam Klaus zurück. »Kennen wir uns?«

»Das ist für Sie.« Mit einem Lächeln reichte sie ihm eine Postkarte.

»Nein, danke.« Er wandte sich ab.

»Ein Geschenk. Emma wird sich freuen.«

Klaus runzelte die Stirn. »Wer sind Sie?«

Statt einer Antwort steckte die Frau die Karte in die Innentasche seines Parkas und klopfte ihm auf die Brust. »Am besten, Sie heften sie an den Kühlschrank. Neben den Stundenplan.«

Sprachlos starrte er sie an.

»Papa, Papa, guck nur, guck doch, guck!« Emma zupfte an seinem Ärmel. Sie hielt ihm eine deformierte Schokofigur hin, die Klaus erst

auf den zweiten Blick als Nikolaus identifizierte. »Sehr schön«, sagte er und sah wieder zu dem Stand. Doch dieser war verschwunden. Er blinzelte. Was?

»Alles gut, Papa? Du siehst aus, als hättest du den Weihnachtsmann gesehen und er hätte keine Geschenke für dich gehabt.«

»Doch, hatte er.« Klaus griff in seinen Parka. »Oder sie, besser gesagt.«

Auf der Postkarte war ein verschneiter Park zu sehen, mit einer Bank unter einem Baum, beleuchtet von einer Straßenlaterne. Das Bild wirkte friedlich – und irgendwie magisch. Mit einem sanften Schimmer flackerte eine Silhouette auf der Bank auf, die Klaus sofort an Clara denken ließ – so vertraut wirkte sie. Auf der Rückseite stand »Wo du warst, bleibt ein Licht«.

Emma griff nach der Karte. »Ui, die ist ja schön! Lass sie uns an den Kühlschrank hängen. Neben meinen Stundenplan!«

Klaus sah auf. »Was?«

»Ach, Papa, du bist so pusselig heute wie eine Oma! Gehen wir lieber Plätzchen backen, bevor du das noch vergisst!« Emma nahm ihn bei der Hand und zog ihn nach Haus.



Die Küche glich einem Schlachtfeld. Mehlstaub lag wie frisch gefallener Schnee auf der Arbeitsplatte, auf dem Boden und auch in Emmas Haaren. Klaus versuchte den Teig auszurollen, doch der klebte hartnäckig am Nudelholz fest. Er seufzte.

»Nicht aufgeben, Papa!« Emma tätschelte seine Schulter. »Du musst nur mehr Mehl nehmen!«

»Mehr Mehl?« Klaus besah sich den weißen Teppich, der alles bedeckte. »Mit dem, was hier rumliegt, könnte man eine ganze Bäckerei winterfest einstreuen.«

Lachend warf Emma eine Handvoll Mehl über den Teig. »Versuch's nochmal!«

Klaus lächelte. Zum ersten Mal seit langer Zeit fühlte er sich ... leicht. Sein Blick glitt zu der Postkarte am Kühlschrank. Neben dem Stundenplan. Was für eine verrückte Begegnung. Er rollte den Teig aus und Emma rammte mit Feuereifer die Ausstecher hinein.

Während sie das Blech im Ofen beobachtete, räumte Klaus auf.

Die noch warmen Plätzchen stopfte Emma abwechselnd in acht kleine Beutel und ihren Mund.

»Iss nicht so viel davon, du kriegst Bauchweh.«

Emma sprang mit den Beuteln im Arm von der Küchenbank. »Jetzt kommt der beste Teil! Der Ver-Teil!«

»Geh nur, ich räum hier auf.«

Emma sah ihn entsetzt an. »Aber ... das ist der beste Teil!«

Seufzend ließ sich Klaus mit ins Treppenhaus ziehen, wo sie wie Diebe im Dunkeln herumschlichen und vor jede Wohnungstür eine Tüte mit Plätzchen legten. *Hoffentlich steigt keiner drauf*, dachte Klaus. Emma sah jedoch sehr zufrieden aus.



»Das war ein schöner Tag.« Emma gab Klaus einen Kuss auf die Nase.

Er lächelte. »Ab ins Bett jetzt! Schlaf gut, Mäuschen.«

In der Küche herrschte Chaos, aber zumindest hing der Duft von Keksen in der Luft. Irgendwie war es Klaus gelungen, ein bisschen der alten Lebendigkeit der Weihnachtszeit einzufangen, aber letztlich blieben alle Bemühungen umsonst. Niemand konnte Clara zurückbringen. Nicht mal der Weihnachtsmann. Seufzend machte er sich ans Aufräumen.

Als er die Spuren der Plätzchenschlacht beseitigt hatte, sank er auf die Küchenbank. Sein Blick glitt zu der Postkarte. Wieder leuchtete sie. Was war das nur? Er pflückte die Karte vom Kühlschrank und drehte sie um. »Wo du warst, bleibt ein Licht«, las er noch einmal. Achselzuckend wollte er sie wieder befestigen, doch sie glitt ihm aus der Hand und segelte auf die Küchenbank. Er wollte sie aufheben, doch als er in Greifreichweite war, rutschte sie in den Spalt zwischen Sitzfläche und Rückbank.

Zögernd öffnete er die Bank. Im Inneren fand er ein Gewühl von Klemmbausteinen, abgebrochenen Stiften und zerfledderten Zeichnungen vor. Und obenauf ein Fotoalbum, mit der Postkarte darauf. Klaus blinzelte. Wie kam das da hinein? Er setzte sich auf die Bank und öffnete das Album. Ein Bild vom Holi-Festival in Mitte sprang ihm ins Auge. Ihr erstes Date. Er, weil ahnungslos, in seinen besten

Sachen, Clara mit ausrangiertem Sommerkleid und breitem Grinsen, beide vollständig mit Farbpulver eingestaubt. Da ein Foto vom Summer Breeze, mit dem Sänger einer dieser obskuren Bands, die Clara so geliebt hatte. Dann lauter Bilder von Clara und Emma. Beim Baden im Meer, beim Tanzen im Wohnzimmer, beim Singen im Park. Emmas erstes Weihnachten, wie sie auf Claras Arm lag und mit großen Augen den Baum anstarrte. Eine Träne fiel auf das Album. Schnell klappte Klaus es zu und rieb sich übers Gesicht. Er sah die Postkarte an. Auf der Bank schimmerten die Silhouetten eines Mannes und eines Mädchens im Licht der Laterne. Da verstand er es.

»Warum weinst du, Papa?«

Klaus fuhr auf. Er hatte Emma gar nicht bemerkt. Mit ausgebreiteten Armen winkte er sie heran. »Vor Freude«, flüsterte er. »Über dich.«

Emma kletterte in seine Arme.

»Weil da, wo du bist, auch immer Mama ist. Das macht mich froh.«

»Wirklich?« Emmas Unterlippe bebte.

Klaus nickte.

Emma bemerkte das Album und schlug es auf. »Woah, da seid ihr ja voller Farbe!« Sie deutete auf das Bild am Anfang.

Klaus lächelte.

Emma blätterte um. »Und hier hat Mama sooo einen Bauch.« Sie dachte nach. »Weil ich da drin bin?«

Klaus sah sie ernst an. »Nein, das ist ihre Weihnachtsmannverkleidung, fehlt nur der Bart.«

Emma runzelte die Stirn.

Klaus lachte. »Natürlich weil du da drin bist, Mäuschen.«

Emma strahlte. »Papa, du kannst ja wieder lachen! Das ist so schön!«

Klaus drückte sie fest an sich. Gemeinsam gingen sie das Album Bild für Bild durch. Emma ließ sich zu jedem die Geschichte erzählen, während draußen, im Licht der Laternen die Schneeflocken tanzten.





Sinéad

»Ich wollte, dass du dabei bist«, sagte sie, »wenn ich wieder auf die Bühne trete.« Behutsam legte sie die Rose auf sein Grab. »Wenn ich in ihre strahlenden Gesichter blicke, wollte ich dich sehen, wenn ihre Augen auf mich gerichtet und ihre Herzen meiner Musik geöffnet sind, wollte ich dich in der ersten Reihe wissen.« Langsam erhob sie sich. »Aber du warst nicht da. Und in der Finsternis konnte ich nichts erkennen.« Sie trat zurück, taumelte. »Ich weiß nicht, ob die Finsternis jemals endet, aber ich werde nicht aufhören, das Licht zu suchen.« Festen Schrittes ging sie in die Zukunft.





Nachhaltige Performance

»Ich bin beeindruckt. Du warst viel besser als ich erwartet hatte.«

Ich lachte. »Das höre ich öfter.«

»Wie schade, dass ich dich nicht einfach für mich behalten kann.«
Ein wölfisches Lächeln lag auf ihrem Gesicht.

»Das höre ich auch öfter.«

Jetzt war sie es, die lachte. Sie schob sich unter mir hervor und schlüpfte in ihre Kleidung. »Danke für die Einführung in die noble Gesellschaft der Münchner Gefallenen.«

Ich stand auf. »Gehst du schon?«

Sie legte die Arme um mich und küsste mich auf die Nasenspitze.
»Leider.« Schon schwebte sie davon.

Mein Herz pochte noch immer. Was für eine Frau.



**Mehr von diesen beiden findest du in meiner
Trilogie »Seelenbande«, erhältlich überall, wo es Bücher gibt.**





Turm 17

Als das rote Leuchten abrupt wieder verschwand, wusste Elijah, dass etwas Seltsames im Gange war. Er griff zum Funkgerät. »Firewatch Turm 17. Unklare Situation in Sektor 12-26. Ich seh mir das an.«

Der Strahl seiner Taschenlampe tänzelte unruhig über den Waldweg. Ein Knacken im Unterholz. Eine Windbö. Die Taschenlampe flackerte. »Firewatch Turm 17. Ich bin jetzt in ...« Plötzlich sprang eine gewaltige Flamme direkt vor ihm in die Höhe. Gleißend helles Licht umgab ihn mit der Stärke einer neugeborenen Sonne. Elijah ließ das Funkgerät fallen und stolperte rückwärts. Die Taschenlampe erlosch.

»Turm 17, bitte kommen. Elijah? Hören Sie mich? Elijah!«





Folge mir

»Das reicht«, sagte der Kommandant.

Mühsam richtete Sam sich auf. Ihre Knie schmerzten, ihre Glieder zitterten. Sie presste die blutigen Hände an die Seite.

»Hast du es jetzt verstanden?« Er maß sie mit kaltem Blick.

»Nein,« erwiderte sie schlicht.

»Dann wirst du es nie verstehen.« Er winkte die Wache herbei und ließ sie über den Hof zur Todeszelle schleifen

Zwei Lichtblitze durchzuckten die Dunkelheit und die Wachen brachen zusammen.

Eine verummte Gestalt reichte ihr die Hand. »Wenn du mehr mit deinem Blut bewirken willst als ein wenig üble Laune beim Kommandanten, folge mir.«

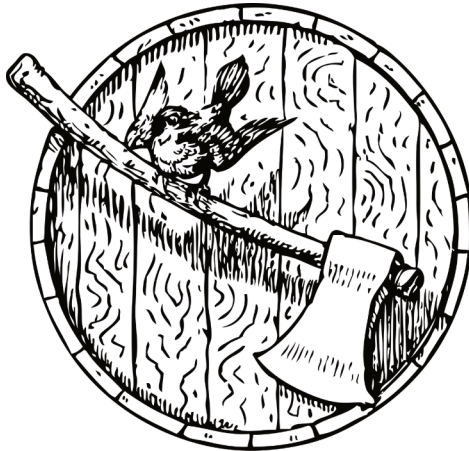
Das ließ sich Sam nicht zweimal sagen.





Unbezwingbar

Wenn du durch die Hölle gehst, bleib nicht stehen. Doch Erik stand. Als letzter, am Ende der Brücke, die zu halten sie geschworen hatten. Hinter ihm verschwanden die Flüchtlingswagen im Wald. Er hob die Axt und brüllte. Das Holz unter ihm glänzte vom Wasser des Flusses und dem Blut seiner Feinde. Er spürte weder Schmerz noch Furcht. Und er ließ niemanden passieren. Der Gedanke an seine Frau und Kinder, die in Sicherheit sein würden, wenn er nur ein wenig länger aushielt, verliehen ihm das Gefühl von Unbesiegbarkeit. So ließ er sich nicht bezwingen, bis sie das rettende Lager erreicht hatten.





Das Café Meer Lesen

Unter halb geschlossenen Lidern betrachtete Susanna die glitzernde Wasseroberfläche der Ostsee. Sie ließ sich die Sonne auf die Nase scheinen, für einen Augusttag war es recht frisch. Vor ihr stand ein leeres Glas mit einem Stahlöffel und einem Rest Sahne am Rand. Susanna strich mit einem Finger darüber und leckte ihn ab.

Jocelyn rührte in den Resten ihres eigenen Eiskaffees herum. Er war perfekt gewesen – mit einer riesigen Portion cremigen Schoko-Vanille-Softises am Grund und einer Sahnehaube, die den Titel *Mount Sahne* verdient hätte. »Warum heißt das hier eigentlich *Meer Lesen*? Ob die da drin Bücher haben?«

Susanna richtete sich leicht in ihrem Korbstuhl auf. Die Terrasse des Cafés *Meer Lesen* bot einen traumhaften Blick auf das Meer vor Usedom, wo sich Segelboote wie weiße Schmetterlinge über die sanften Wellen bewegten. »Weiß nicht, ich war nie drinnen.« Sie deutete mit dem Daumen auf das dunkle Gebäude hinter sich. »Willst du nachsehen?«

Jocelyn wippte mit dem Fuß ihres überschlagenen Beins. »Hm«, machte sie nur.

Susanna lächelte. Sie streckte die Beine aus. Nach den anstrengenden Monaten im Büro war diese kleine Auszeit mit Jocelyn genau das, was sie gebraucht hatte. »Ist doch herrlich hier, oder nicht?«

Jocelyn spitzte die Lippen. Immer wieder wanderte ihr Kopf zum Eingang des Cafés. Schließlich stand sie schwungvoll auf. »Weißt du was, Schatz? Du hast recht.« Sie streckte sich wie eine Katze, die einen Impuls folgend ihr Fleckchen in der Sonne verlassen hatte. »Ich geh mal kurz rein. Wenn man genau hinsieht, scheint doch eine richtige kleine Bibliothek da drinnen zu sein. Wenn die hier wahnsinnig

schöne Bücher haben und ich seh sie nicht? Tät ich mir nicht verzeihen.«

Susanna lachte. Sie winkte ihr zu und lehnte sich in ihrem Stuhl zurück. »Viel Spaß!«

Doch zu ihrer Überraschung ergriff Jocelyn ihre Hand. »Jetzt komm.« Sie sah nervös aus. »Ich geh nicht ohne dich.«

Susanna blinzelte. »Was? Warum das denn nicht?«

Jocelyn nagte an ihrer Unterlippe. »Weiß nicht. Spürst du nicht diese Gänsehaut, die es ausstrahlt?« Sie zog Susanna auf die Füße. »Nur ein kurzer Blick. Bitte?«

Susanna strich ihrer Liebsten eine Strähne aus dem Gesicht. »Geh eben nicht, wenn es dir Gänsehaut macht. Lass uns lieber ein bisschen schwimmen. Hörst du nicht das Meer rufen?«

Mit nachdenklichem Blick starrte Jocelyn die Tür des Cafés an. »Oh ja, es ruft mich«, hauchte sie. Ihr Kopf wanderte ganz langsam zu Susanna herum. Sie starrte sie mit großen Augen an

Susanna zuckte zurück. Jocelyn aber hielt sie fest und lachte. Sie tippte Susanna auf die Nase. »Guck doch nicht so geschreckt! Komm schon, ich brauche dein Gespür für fantastische Bücher da drinnen.«

Susanna schnaubte und ließ sich mitziehen.

Das Innere des Cafés überraschte sie. Es wirkte größer als das Gebäude von außen und die Wände waren vom Boden bis zur Decke mit Bücherregalen gesäumt. Alte Lederbände standen neben modernen Paperbacks, maritime Sachbücher neben Fantasy-Romanen. Der unvergleichliche Duft von druckfrischem Papier vermischte sich mit der Meeresbrise, die durch die geöffneten Fenster wehte. »Wow«, murmelte Susanna. Ihre anfängliche Skepsis war verflogen. »Das ist wirklich beeindruckend.«

Jocelyn strahlte. »Hab ich's nicht gesagt? Schau mal hier!« Sie zog Susanna zu einem Regal in der hinteren Ecke, wo besonders alte und prächtige Bücher standen. »Die sehen aus wie echte Schätze.«

Ihre Finger glitten über die Buchrücken. Susanna tat es ihr gleich. Täuschte sie sich oder stieg ein saches Kribbeln von dem alten Leder auf? Sie hob den Blick und suchte nach der Bedienung. Diese aber war nirgends zu sehen. Wenn sie es genau betrachtete, musste Susanna sich fragen, wo sie überhaupt den Eiskaffee machten, denn der Raum enthielt nur Bücherregale und nichts anderes. »Seltsam«, murmelte sie

Jocelyn zog einen der alten Wälzer aus dem Regal. »Sieh nur!«, flüsterte sie. Der Einband war in tiefem Meeresblau gehalten und mit silbernen Verzierungen überzogen, die im gedämpften Licht des Cafés – der Bibliothek? – schimmerten.

»Geheimnisse der tiefen See«, las Jocelyn den Titel vor. »Klingt ominös, nicht wahr?«

»Joy, wir haben gar nicht gefragt, ob wir diese Bücher anfassen dürfen. Sie sehen wahnsinnig wertvoll aus!« Mit besorgter Miene nagte Susanna an ihrer Unterlippe.

Aber Jocelyn hatte den Folianten bereits aufgeschlagen. »Nur einen kleinen Blick.« Sie lächelte verschmitzt und blätterte um.

Die erste Seite zeigte eine atemberaubende Illustration des Meeresbodens. Die Farben waren so lebensecht und intensiv, dass sie fast dreidimensional wirkten. Blaue und grüne Schattierungen flossen ineinander über, während bunte Korallen und exotische Fische über die Seite zu gleiten schienen, als wären sie wahrhaft lebendig.

»Das ist ja unglaublich«, hauchte Susanna. Alle Bedenken waren vergessen. »Die Bilder sehen aus, als könnte man hineingreifen.«

Jocelyn blätterte um. Die nächste Seite zeigte eine versunkene Stadt mit hohen Türmen und gewundenen Treppen, über die sich Meeresspflanzen rankten. Kleine Luftbläschen stiegen von der Seite auf – oder bildete sich das Susanna nur ein?

»Wie unfassbar schön!«, flüsterte Jocelyn und schlug die dritte Seite auf.

Diesmal sahen sie eine Unterwasserschlucht, so tief und dunkel, dass sie endlos zu sein schien. Plötzlich begann die Seite zu leuchten, immer heller und heller, bis das Licht sie vollständig umhüllte.

Susanna wollte schreien, aber ihre Stimme schien wie weggewischt. Sie spürte, wie sie nach vorn gezogen wurde, direkt in das Buch hinein. Jocelyn neben ihr schrie erstaunt auf, dann wurde es still.

Als das Licht nachließ, stand Susanna auf dem Grund eines Meeres. Das Wasser umgab sie von allen Seiten, aber sie konnte atmen, als wäre es die natürlichste Sache der Welt. Ungläubig hob sie die Hand und beobachtete die kleinen Bläschen, die sich von ihren Fingern lösten.

»Jocelyn?«, rief sie, staunend darüber, dass ihre Stimme unter Wasser zu hören war. »Joy!« Sie drehte sich um die eigene Achse und hob dabei vom Boden ab.

»Hier bin ich!« Jocelyn kam hinter einem Felsen hervorge-schwommen. Ihre Augen leuchteten. »Su, das ist unfassbar! Das bedeutet *Meer Lesen!* Im wahrsten Sinne des Wortes das Meer lesen!«

Um sie herum erstreckte sich die Unterwasserwelt, die sie auf den Seiten gesehen hatten. Bunte Fische schossen zwischen Korallengärten hindurch, und in der Ferne ragten die Türme der versunkenen Stadt auf. Es war wunderschön und surreal zugleich.

»Wie ist das möglich?«, murmelte Susanna. Sie schwamm langsam neben Jocelyn her. »Das kann doch nicht real sein.«

»Doch, es ist real«, ertönte eine raue Stimme hinter ihnen.

Sie fuhren herum und sahen eine alte Frau, die aus dem Schatten einer gewaltigen Koralle hervortrat. Ihre Haare wogten wie Seetang um ihr freundliches Gesicht, und ihre Augen schimmerten in demselben Tiefblau wie das Wasser. Sie trug ein Gewand, das aus getrockneten Meerespflanzen und Muscheln zu bestehen schien.

»Wer sind Sie?«, fragte Susanna mit klopfendem Herzen.

»Ich bin Nereida, die Hüterin dieser Gewässer«, antwortete die Alte mit einem Lächeln, das zu viele, zu spitze Zähne zeigte. »Ihr seid nicht die ersten, die den Weg in mein Reich gefunden haben, und ihr werdet nicht die letzten sein.«

»Eine Meerhexe«, flüsterte Jocelyn ehrfürchtig. »Eine echte Meerhexe!«

Nereida lachte glockenhell. »Hexe, Zauberin, Hüterin, nennt mich wie ihr wollt. Viel wichtiger ist, wer ihr seid.« Sie schwamm näher und musterte sie mit ihren durchdringenden Augen. »Da ihr den Weg hierher gefunden habt, seid ihr Gäste des Meeres. Und als meine Gäste steht euch nach alter Tradition ein Wunsch zu. Jeder von euch einer.«

Susannas Magen krampfte sich zusammen. Etwas an der ganzen Situation ließ in ihr die Alarmglocken schrillen. »Wir wollen einfach nur zurück ins Café«, sagte sie schnell. »Wir brauchen keine Wünsche.«

Aber Jocelyn sah aus, als wäre Weihnachten auf ihren Geburtstag fallen. »Einen Wunsch? Fantastisch! « Sie schwamm aufgeregt um Nereida herum. »Ich weiß genau, was ich will!«

»Joy, nein!«, warnte Susanna. »Das ist eine schlechte Idee. Lass uns einfach zurückkehren, bitte.«

»Komm schon, Su, das ist eine einmalige Gelegenheit, das kann ich mir nicht entgehen lassen.« Jocelyn strahlte die Meerhexe an. »Ich

wünsche mir, unter Wasser atmen zu können! Dann kann ich auch ohne das Buch hierherkommen und alles erkunden.«

Susanna packte Jocelyn, um sie aufzuhalten, doch in diesem Moment nickte Nereida zufrieden

Sie streckte eine knochige Hand aus. »Dein Wunsch sei gewährt, Kind.« Sie berührte Jocelyns Stirn, und ein blaugrünes Licht umhüllte sie. »Es ist vollbracht.«

»Und du?«, fragte die Hexe Susanna. »Was ist dein Herzenswunsch?«

»Ich will, dass wir genau da wieder auftauchen, wo wir hergekommen sind«, sagte Susanna fest. »Sofort.«

»Wie du wünschst.« Nereida winkte mit der Hand. Gleißendes Licht umhüllte Susanna und Jocelyn.

Einen Moment später standen sie wieder im Café. Das Buch lag aufgeschlagen vor ihnen auf dem Tisch, aber die Seiten zeigten nur noch normale Illustrationen ohne den magischen Glanz von vorher.

»Das war Wahnsinn!«, keuchte Jocelyn. Sie fasste sich an die Kehle und rang nach Luft. »Su, ich ...« Sie gab einen erstickten Laut von sich.

»Joy!« Susanna packte sie an den Schultern. »Was ist los?«

Jocelyn deutete auf ihre Kehle und öffnete und schloss den Mund wie ein Fisch auf dem Trockenen. Ihre Lippen wurden langsam blau.

»Oh nein«, flüsterte Susanna. »Die Hexe! Sie hat dir gegeben, was du wolltest. Du kannst unter Wasser atmen, aber nicht mehr an Land!« Hastig griff sie Jocelyn unter die Arme und zog sie aus dem Café. Jocelyns Beine gaben nach, als sie die Terrasse erreichten. Mit letzter Kraft schleppte Susanna sie zum Strand hinunter. »Ins Wasser, schnell!«, keuchte sie und half Jocelyn in die Ostsee, bevor sie das Bewusstsein verlieren konnte.

Sobald Jocelyns Kopf unter Wasser war, beruhigte sich ihre Atmung. Sie öffnete die Augen und sah Susanna durch die Wasseroberfläche hindurch an. Ihre Lippen bewegten sich, aber Susanna konnte nicht verstehen, was sie sagte.

Tränen liefen über Susannas Wangen, während sie bis zu den Knien im kalten Wasser stand. Ihre geliebte Jocelyn war gefangen in einem Element, das nicht das ihre war. Wie sollten sie jemals wieder zusammen sein?

»Ich bringe das in Ordnung«, rief Susanna entschlossen. »Warte hier!«

Sie rannte zurück zum Café, ignorierte die verwirrten Blicke der anderen Gäste, und stürzte sich auf das Buch. »Ich muss zurück«, murmelte sie und blätterte zu der Seite mit der Unterwasserschlucht.

Wieder umhüllte sie das Licht, und Sekunden später stand sie erneut vor Nereida.

»Schon so bald wieder hier?«, fragte die Meerhexe amüsiert. »Und wo ist deine hübsche Freundin?«

»Sie kann nicht mehr an Land atmen!«, stieß Susanna hervor. »Sie wird sterben! Bitte, machen Sie den Zauber rückgängig!«

Nereida schüttelte den Kopf. Ihre Miene sollte wohl Bedauern ausdrücken, doch Susanna bemerkte den amüsierten Glanz in ihren Augen. »Das geht nicht, Kind. Ein Wunsch ist ein Wunsch. Aber...« Sie lächelte mit einem Ausdruck tiefer Liebenswürdigkeit. »Ich könnte einen neuen Zauber wirken, der ihren vorherigen Zustand wiederherstellt.«

»Dann tun Sie das, bitte!« Susanna rang die Hände.

In einer fließenden Bewegung schwamm Nereida um sie herum und strich über Susannas dunklen Locken, die im Wasser wie ein edler Vorhang um ihren Körper wogten. »Als Gäste des Meeres steht euch jeweils nur ein Wunsch frei. Ein weiterer ...« Sie packte Susannas Haar. »... kostet dich etwas.«

»Alles, was Sie wollen.« Susanne presste die Augenlider zusammen.

»Dein schönes Haar.« Nereida wickelte Strähne um Strähne um ihre Finger. »Gib es mir und deine Freundin wird wieder Luft atmen wie ihr anderen langweiligen Landbewohner.«

Susanna ballte die Hände zu Fäusten. Ihr Haar war ihr ganzer Stolz, schon als junges Mädchen. Alle bewunderten sie dafür. Die Vorstellung, kahlen Kopfes umherzugehen, stach ihr ins Herz. Doch alles war besser als ein Leben ohne Jocelyn. »Einverstanden«, sagte sie

»Sehr schön!« Eine Muschel erschien in Nereidas Hand. Die Kanten waren scharf wie ein Messer.

Susannas schlang die Finger ineinander und schloss die Augen.

Strähne für Strähne schnitt Nereida ihr die Locken ab. Mit jeder abgetrennten Locke kullerten Tränen über Susannas Wangen. Aber sie hielt still und schwieg, bis ihr Kopf vollkommen kahl war.

Nereida sammelte das abgeschnittene Haar ein und nickte zufrieden. »Es ist vollbracht. Deine Freundin atmet wieder Luft. Jetzt geh!«

Wieder umhüllte Susanna das Licht und sie fand sich im Café wieder. Stolpernd rannte sie zum Strand. Da stand Jocelyn bis zur Hüfte im Wasser und starrte aufs Meer hinaus. Sie hatte die Arme um sich geschlungen.

»Joy!«, rief Susanna und watete hinaus.

Jocelyn drehte sich um und sah Susannas mit schreckgeweiteten Augen an. »Was ist passiert?«

Susanna fuhr sich instinktiv über den kahlen Kopf. Sie fasste Jocelyns Gesicht und küsste sie. »Du atmest wieder Luft«, sagte sie leise.

»Aber dein wunderschönes Haar ...« Tränen stiegen Jocelyn in die Augen. »Das ist alles meine Schuld.«

Susanna legte einen Finger an Jocelyns Lippen und schüttelte den Kopf. »Es spielt keine Rolle. Ich würde es ohne zu zögern wieder tun.«

Jocelyn küsste Susanna sanft auf die glatte Kopfhaut. »Du hast dein Wertvollstes für mich geopfert«, flüsterte sie mit tränenerstickter Stimme

Susanna lachte mit ebenso tränenschwerem Ton. »Du bist mein Wertvollstes, Dummerchen.«

Jocelyn küsste sie wiederum. »Ich liebe dich so sehr.«



»Und so hat eure Großmutter damals ihre Haare verloren«, beendete Jocelyn ihre Erzählung und grinste in die Runde.

Die drei Enkel, die um den Küchentisch versammelt saßen, starrten sie mit großen Augen an. Matti, mit seinen acht Jahren der Älteste, verschränkte die Arme. »Das ist voll gelogen!«, rief er. »Magische Bücher gibt es gar nicht! Und Meerhexen auch nicht!«

»Delogen!«, stimmte die zweijährige Jenny begeistert zu, denn sie bewunderte ihren großen Bruder, auch wenn sie vermutlich nicht verstanden hatte, worum es ging.

Leo jedoch, mit seinen fünf Jahren erstaunlich vernünftig und nachdenklich, rutschte auf seinem Stuhl herum. »Aber Oma Su hat doch wirklich keine Haare«, sagte er schließlich. »Vielleicht stimmt's ja doch?«

Jocelyn lachte herzlich und streichelte Susanna über den kahlen Kopf. »Ihr müsst wirklich mehr lesen, Kinder«, sagte sie mit einem Augenzwinkern. »Dann wisst ihr, dass alles möglich ist.«

Susanna schüttelte lächelnd den Kopf. »Hört nicht auf eure Oma Joy. Die erfindet die verrücktesten Geschichten.«

»Erfinden?«, fragte Jocelyn mit gespielter Empörung. »Ich erzähle nichts als die reine Wahrheit.« Sie schmunzelte.

»Können wir das Café mal besuchen?«, fragte Leo.

»Das ist schon lange geschlossen«, antwortete Susanna schnell. »Es gibt nur noch normale Cafés dort.«

»Schade«, murmelte Leo enttäuscht.

Matti runzelte die Stirn. »Ich glaub euch trotzdem nicht. Ihr wollt uns nur Angst machen, damit wir nicht in fremden Büchern lesen.«

»Oder vielleicht«, sagte Jocelyn geheimnisvoll, »wollen wir euch Mut machen, genau das zu tun.« Sie erhob sich aus ihrem Lehnstuhl. »So! Wer möchte Kuchen?«

Alle drei Kinder schrien jubelnd durcheinander. Susanna legte den Arm um Jocelyn und gab ihr einen sachten Kuss.





Gewalt

»Wenn Gewalt keine Lösung ist, hast du nicht genug Gewalt angewendet«, sagte Shawn und richtete die Schrotflinte auf das Schloss der Stahltür. Der ohrenbetäubende Knall ließ Spencer zusammenzucken. Shawn grinste und trat die Tür auf. Aus der muffigen Dunkelheit dahinter kam leises Wimmern. Shawn kniete sich hin. »Kommt schon her, Jungs.«

Nach und nach tapsten ein Dutzend Welpen auf ihn zu. Sie warfen sich in seine Arme und leckten sein Gesicht ab. Shawn lachte und schmuste mit den kleinen Rackern. »Alter, mach dich nützlich!«, blaffte er. Eilig schob Spencer die befreiten Tiere in den Korb und schleppte sie zum Truck.





Königin der Herzen

Celeste schlug betont langsam die Beine übereinander und zog an ihrer Zigarettenspitze. »Königin der Herzen, sagst du?« Sie blies eine Rauchwolke in die Luft und lachte. »Was für ein lächerlicher Titel.« Mit einer Geste brachte sie Tom dazu, sich neben ihren Sessel zu knien. »*Ich werde sie erobern, schon bald gehört sie mir* – das hat bisher noch jeder behauptet. Aber am Ende knien sie vor mir wie der Rest.« Sie tätschelte seinen Kopf. »Geh und hol mir noch mehr Champagner, Schätzchen.«

Tom sprang auf und tat wie ihm geheißen. Celeste lächelte. Im Schein der Nachttischlampe blitzten ihre spitzen Eckzähne hervor.





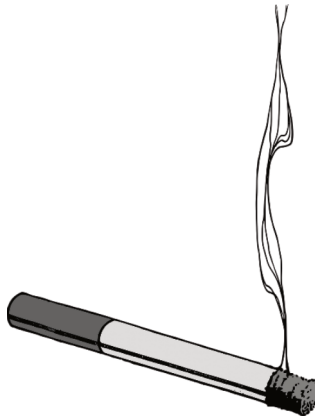
Im Schatten der Akazien

Ein Zittern lag in der Luft. Der Geruch von Regen durchdrang alles wie eine böse Vorahnung. Silens trat auf die Veranda und blinzelte in den Abendhimmel. Die Sonne sandte ihr letztes Rot über den Horizont, als er sich eine Zigarette entzündete. In filigranen Wölkchen schlängelte sich der Rauch zum Himmel. »Ich wusste, dass du kommen würdest.«

Mort schälte sich aus den Schatten unter den Akazien. Nur einen Schritt, nahe genug, ihn zu erkennen, zu weit, ihn zu berühren. »Du hast es nicht vergessen.«

Silens trat die Kippe aus. »Leicht werde ich es dir nicht machen.«

Mort lächelte. »Das hoffe ich.«





Ohne Wiederkehr

»Ab hier gibt es kein Zurück mehr.« Die Stimme des Erzählers hing in der Luft wie ein alles durchdringender Nebel. »Wenn du den Test bestehen willst, muss du durchhalten, sonst bist du verloren. Du wirst nicht wissen, wie lange. An jedem Wegpunkt wirst du dich fragen, ob dies der letzte ist, und die Antwort wird immer *vielleicht* sein. Niemals ja, niemals nein. Erst, wenn du den Test als dein Leben akzeptierst, als deine neue Heimat, als alles, was jemals mehr existieren wird, kannst du zum Meister werden. Also sag mir: Bist du bereit?«

Jamy schloss die Augen. Dann nickte sie.





Schließ die Tür

»Alter, ich bin so durch. Diese Meetings treiben mich noch in den Wahnsinn.«

Mark hatte Kamera und Mikrofon mit dem Kommentar »scheint ein technischer Fehler zu sein, ich logge mal ein Ticket bei der IT« ausgeschaltet, damit niemand sehen oder hören konnte, wie er nebenbei Tetris spielte, bis ihm der Rücken vom langen Sitzen wehtat.

Mit einem Ächzen lehnte er sich in seinem Bürostuhl zurück und starrte an die ergrauten Deckenplatten. Lauter kleine Löcher zierten sie, die meisten davon über seinem Schreibtisch, an einem Punkt gebündelt. Etwas weiter links, über dem Arbeitsplatz seines Kollegen Tim, steckte sogar noch ein Bleistift in der Decke. Mark sah zu dem leeren Schreibtisch und fragte sich, mit wem er sich das Büro in Zukunft teilen würde, jetzt, wo Tim ein *Sabbatical auf Bali* machte. Wie konnte der kleine Schleimer sich das leisten? Wann hatte er das Geld dafür auf die Seite geschafft?

Stöhnend ließ Mark den Kopf gegen die ergonomische Bürostuhllehne sinken und schloss die Augen. Wann würde *er* ein Sabbatical auf Bali machen? Oder wann würde wenigstens die Marketingchefin mit ihrem Gelaber fertig werden?

»Durch, für – schließ die Tür.«

Mark schlug die Augen auf. Es war dunkel im Büro, obwohl er klar erkennen konnte, dass das Deckenlicht brannte. Die Dunkelheit schien ihn selbst zu umgeben, ja, von ihm auszugehen.

»Ohne, um – dreh dich um.«

Mark richtete sich auf und sah sich um. Wo kam diese Stimme her? Sie klang seltsam verzerrt, als würde man ein Tonband langsamer ablaufen lassen. Und dieser krude Reim? Was hatte das zu bedeuten?

»Hallo?«, rief er und verschluckte fast seine Stimme.

»Gegen, wider – tu's nie wieder.«

Durch, für, ohne, um, gegen, wider – die Akkusativpräpositionen. Jetzt erinnerte er sich: Diesen Reim hatte er in der Grundschule auswendig lernen müssen, um sich auf einen Test vorzubereiten. Wieso ploppte der gerade jetzt in seinem Kopf auf?

»Weil du durch bist, Junge, absolut durch«, murmelte er zu sich selbst.

Mark stand auf und rieb sich die Schläfen. Die Finsternis aber wich nicht. Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken. Er brauchte dringend einen Kaffee. Schnell griff er nach der Türklinke.

»Durch, für – schließ die Tür.«

Doch statt sie aufzureißen und in Richtung Kaffeeküche zu fliehen, drückte er sie zu und drehte den Schlüssel um.

»Nein!« Er rüttelte an der Tür, die er eben selbst verschlossen hatte. »Geh auf, geh doch auf!«

»Ohne, um – dreh dich um.«

Mark zitterte. Schweißperlen traten ihm auf die Stirn.

»Ohne, um – dreh dich um!«

»Ohne, um – dreh dich um!«

»Ohne, um – DREH DICH UM!!«

Mark biss sich in die Faust und gehorchte. Das Büro war verschwunden. Ersetzt durch einen endlosen grauen Gang voller Türen. Ohne dass er sich selbst bewegte, zog eine Tür an ihm vorbei und öffnete sich. Dahinter: ein Meeting. Blanke Gesichter starrten auf eine PowerPoint-Präsentation über *Synergieeffekte*.

eine PowerPoint-Präsentation über *Stakeholder-Management*.

eine PowerPoint-Präsentation über *Paradigmenwechsel*.

eine PowerPoint-Präsentation über mit einem Knall fiel die Tür ins Schloss, sodass Mark zusammenfuhr.

»Gegen, wider – tu's nie wieder!«

Mark presste die Hände auf die Ohren und schrie.

Die nächste Tür öffnete sich: Ein Meeting.

Die nächste Tür: Ein Meeting!

Die nächste Tür: Ein MEETING!!

Schluchzend sank Mark auf die Knie. »Was habe ich nur getan? Ich hätte nie diesen Job als *Junior Vice President of Expense Justification*

annehmen dürfen.« Mit Tränen in den Augen hob er den Blick und starrte den Gang hinunter. Die Bewegung hatte aufgehört, stumm und anklagend lagen die Türen vor ihm, bis eine nach der anderen verschwand.

Mit wackeligen Beinen richtete Mark sich auf und tat einen Schritt. Noch einen und noch einen. Immer schneller, bis er rannte, den türlosen, endlosen Gang hinunter. Weg. Einfach nur weg!

Bis ihm eine weitere Tür den Weg versperrte. Mit klammen Fingern drückte er dagegen.

Sie öffnete sich.

Strahlender Sonnenschein fiel ihm ins Gesicht, wärmte seine gespannte Stirn. Sattes Grün und Vogelgezwitscher umgaben ihn. Eine Parkbank lud zum Verweilen ein, von irgendwoher drang Kinderlachen heran.

Erschöpft ließ sich Mark auf die Bank sinken. Eine sachte Brise wehte den Duft von frischen Waffeln heran. Seine Fingerspitzen berührten das sonnengewärmte Holz unter sich. Er lehnte sich zurück und schloss die Augen.

»Ich tu's nie wieder«, flüsterte er. »Versprochen.«

»Herr Zaudern? Sind Sie noch da?«

Blinzelnd öffnete Mark die Augen. Das Gesicht der Marketingchefin in mittlerer HD-Qualität hing vor ihm auf dem Bildschirm. Offenbar hatte sie gerade ihre Präsentation beendet.

Schnell aktivierte er das Mikrofon. »Ich bin da«, krächzte er.

»Und?«, fragte die Marketingchefin.

»Und ... was?« Mark rieb sich über die Stirn.

»Haben Sie noch eine Frage?«

»Äh.« Pause. »Nein.«

Die Marketingchefin grinste schief. »Vielleicht nehmen Sie sich mal einen Tag frei, Herr Zaudern. Das dürfte Ihnen guttun.«

Mark nickte stumm, bemerkte, dass sie das nicht sehen konnte, und sagte matt: »Ja, vermutlich.«

Die Marketingchefin beendete das Meeting.

Mark schaltete den Computer aus und rieb sich übers Gesicht. »Alter, ich bin so durch. Diese Meetings treiben mich noch in den Wahnsinn.«

Er sah aus dem Fenster. Strahlender Sonnenschein. Gespannte Stirn. Er stand auf, griff seine Jacke und ging hinaus. Vielleicht konnte

er sich kein Sabbatical auf Bali leisten, aber eine Kaffeepause auf der Parkbank schon.





Wann ist ein Mann ein Mann?

Erobere die Wildnis – mit unserem machtvollen Survival-Gear!

Angus schluckte. Kratzte sich am Knie.

Unleash the Beast – ultimative Performance für wahre Helden!

Seine Handflächen schwitzten. Unstet zuckte sein Blick umher.

*Für Männer, die keine Kompromisse eingehen – die unschlagbare
Werkzeugserie für echte Kerle!*

Hastig griff er den erstbesten Gegenstand aus der überwältigenden Auslage des 3M-Kaufhauses – Maskulines für männliche Männer – und rannte zur Kasse. Er knallte das Ding auf den Tisch, ohne hinzusehen, und zog die Brieftasche hervor.

Die Kassiererin nickte anerkennend. »Gute Wahl. Mango-Bierchen dazu?«

»Nein, danke.« Knallrot im Gesicht trug Angus sein *Mojo Dojo Casa Haus* aus der Kendom Collection hinaus.





Das Glück dieser Erde

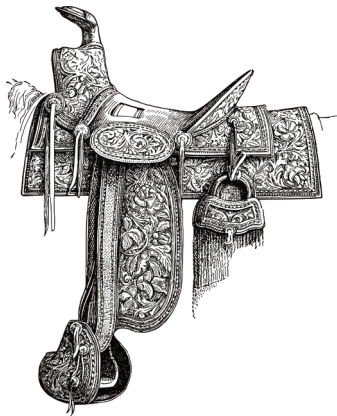
Einem Schlager zufolge fängt der wilde Westen an der Hamburger Autobahn an. Das ist natürlich Auslegungssache und hängt auch davon ab, aus welcher Richtung man sich dem besungenen Ort Maschen nähert. Von Osten und nicht über die Autobahn, sondern zu Fuß, konnte Theo die rote Sonne versinken sehen und kam sich auf der dünnen Heide tatsächlich wie ein Cowboy vor.

Einer, dem das Pferd geklaut worden war.

Und das Schießisen.

Ebenso wie Hut und Stiefel

Nur nicht der Sattel. Den schleppte er eisern bis zu Sabrinas Pferdepension, denn er hatte einen Traum und den würde er sich heute endlich erfüllen.





La Quebrada

»Den Sprung in den Glauben kann mir niemand abnehmen«, sagte der Papst feierlich. »Ebenso wenig wie diesen Sprung von La Quebrada, mit dem ich beweisen möchte, dass Gott stets bei mir ist.«

Sechs Kamerateams und zwölf Kardinäle begleiteten den Papst zum Klippenrand.

Er nahm Anlauf und vollführte einen Doppelsalto vorwärts mit halber Schraube, segelte durch die Luft und tauchte in die Fluten. Wie der Papst hielt auch die Welt den Atem an. Als er die Wasseroberfläche durchbrach, die Hände zum Himmel gereckt, erschallte gewaltiger Jubel.

Trotz dieses PR-Stunts blieben die Kirchenmitgliedszahlen rückläufig, der Papst aber hatte fortan ein neues Hobby.





Klapp das Verdeck ein

Rosa klappte das Verdeck herunter und brauste los. Mini schrie auf, als sie einen dahinkriechenden BMW rechts überholte. Sie krallte sich in die Armlehne, als Rosa einem Mercedes auffuhr, der sie gerade geschnitten hatte. Nachdem Rosa endlich geparkt hatte, seufzte Mini: »Dein Fahrstil ruft mir stets deinen jungen Geist ins Gedächtnis. Wild, unberechenbar und viel zu schnell.«

Rosa hob die Schultern. »Menschen wie wir werden älter, aber niemals erwachsen.«

Eine blutjunge Frau von vielleicht vierzig Jahren nahm sie in Empfang. »Da sind ja unsere Tagesgäste für die Seniorenfahrt nach Wacken.«

Mini setzte die Kapuze ihres Beast-in-Black-Hoodies auf. »Weiß ich doch.«





Einverstanden

Erotische Kurzgeschichte

Bevor wir ins Hotel eincheckten, erledigten wir ein paar Einkäufe im Nachtmarkt. Bier natürlich, Cola, Chips, Erdnüsse und Kondome. Ich nahm einen 3er-Pack und einen 6er-Pack aus dem Regal und hielt sie ihm hin. »Na? Die Großpackung ist wohl bisschen optimistisch, hm?«

Ari schmunzelte. Er beugte sich an mir vorbei, sodass sein Atem meine Wange streifte. »Denkst du, ich kenne nur eine Methode, dich zum Höhepunkt zu bringen?« Sein Haar fiel auf meine Schulter, als er an mir vorbei ins Regal griff, und der Duft seines Shampoos umgab mich. »Ich denke, das hier werden wir auch brauchen.« Er hielt mir eine Tube Gleitgel hin.

»Ach, denkst du?« Ich war mir ziemlich sicher, dass wir es nicht brauchen würden, so wie mich seine neckenden Berührungen schon jetzt heiß machten.

»Safety first.« Er küsste mich.

Zurück im Hotel schaltete er den Fernseher ein. »Welchen Film willst du sehen?« Er stellte die Einkäufe auf den Tisch.

»Ich hab gehört, John Wick soll ganz gut sein.« Genau genommen hatte ich gehört, er solle recht repetitiv sein und damit ideal, um sich interessanteren Beschäftigungen zuzuwenden. »Aber lass uns erst was zu essen bestellen. Meine letzte Mahlzeit waren ein Espresso und ein Gratiskeks kurz vor dem Landeanflug.«

Ari reichte mir sein Handy und ich bestellte Pizza. Dabei fiel mir auf, dass der größte Technikmuffel diesseits des Bottnischen Meerbusens eine neue App installiert hatte. »Du lernst Deutsch?«, fragte ich.

Er zuckte mit den Schultern. »Finnisch kann ich schon recht gut und da dachte ich mir, es ist Zeit für eine neue Herausforderung.« Sanft strich er mir übers Haar und sah mir suchend in die Augen. »In München spricht man Deutsch, oder?«

Mir wurde klar, was er andeutete, und es gefiel mir nicht. Ich mochte die Unverbindlichkeit dieser Beziehung und die viertausend Kilometer zwischen uns. »Sowas Ähnliches.« Ich lächelte knapp. »Hast du den Film schon gebucht?«

Wir aßen Pizza, während Keanu Reeves einen Hundewelpen adoptierte, und küssten uns, während er sich durch einen Nachtclub ballerte

Ari schaltete das Gerät aus.

»Was ist?«, fragte ich.

Er legte die Fernbedienung weg und beugte sich über mich. »Ich kann so nicht arbeiten.«

Ein Schmunzeln auf den Lippen küsste ich ihn. »Oh, kannst du nicht? Findest du Keanu Reeves etwa nicht sexy?«

»Unglaublich sexy.« Er schob mein T-Shirt nach oben und streichelte meinen Bauch. »Aber das viele Blut und die Schüsse, das bringt ungute Erinnerungen zurück.«

Mein Lächeln verschwand. »Oh, fuck. Tut mir leid.«

»Jetzt ist es ja vorbei.« Er schob mein T-Shirt noch höher und ließ die Fingerspitzen über meine Brust gleiten. »Aber wir fangen gerade erst an.«

Seufzend legte ich den Kopf in den Nacken und genoss die behutsamen Berührungen seiner Hände und seiner Lippen.

»Warte.« Ich schob das Shirt über den Kopf und warf es aus dem Bett. »Besser.«

Eine Spur aus Küssen führte erst hinauf zu meinem Schlüsselbein und dann ganz langsam hinab zu meinem Bauch und tiefer. Er löste die Knöpfe meiner Jeans und zog sie ganz herunter, ohne einen Kuss auszulassen. Ich stöhnte leise und schob ihm meine Hüfte entgegen. Seine Hände glitten über die Außenseite meiner Oberschenkel hinab und an der Innenseite hinauf, streiften wie zufällig den Ort, der sich am meisten nach Berührung sehnte. Ich wollte ihn drängen, weiterzumachen, endlich zur Sache zu kommen, aber ich wusste, dass er sich nur noch mehr Zeit lassen würde, wenn ich es tat. Also schloss ich die

Augen und konzentrierte mich mit wiegenden Hüftbewegungen auf jede Berührung, die er mir schenkte. Ein Zittern fuhr durch meinen Körper, als ich endlich seine Lippen in meiner Mitte spürte. Ich grub die Hände in sein Haar und warf den Kopf in den Nacken. Näher und näher brachte er mich an den Moment, den ich seit dem Morgen herbeigesehnt hatte. Er kannte den Rhythmus, er wusste seine Zunge geschickt einzusetzen und er verstand meinen Körper gut genug, um sich im letzten Augenblick zurückzuziehen. Die Anspannung wich aus meinem Unterleib. Ein enttäuschter Seufzer entkam mir. Seine Küsse wanderten wieder höher bis zu meinen Lippen.

»Du bist so grausam«, flüsterte ich und küsste ihn.

»Ich weiß.« Er lächelte verschmitzt. Seine Hüfte lag zwischen meinen Beinen, drängte sich an mich, doch noch immer trennte der unverschämte dicke Jeansstoff das Objekt meiner Begierde von meiner Haut. Dabei konnte ich spüren, dass er bereit war. Schwungvoll schlang ich die Beine um ihn und brachte ihn unter mich. »Deine grausame Herrschaft endet hier«, sagte ich und zog seine Hose herunter. Er ließ genüsslich den Blick über mich gleiten. »Oh, nein. Was wirst du nun mit mir machen?«

Meine Fingerspitzen kreisten sanft um seine Mitte. Er schloss die Augen und stöhnte. »Safety first, nicht wahr?«, sagte ich, und kümmerte mich darum.

Endlich spürte ich seine Hitze in mir und seufzte erleichtert auf. Mit langsamen, langen Bewegungen ritt ich ihn. Er streichelte meine Brüste, meinen Po und meine Mitte, sah mir zu, wie ich mich in die Empfindung hineinsteigerte. Mit einem kleinen Hicksen spannte ich mich an und kam. Er hielt mich fest, bewegte sich nicht, ließ mir Zeit, das Gefühl bis ganz zu Ende zu genießen. Erschöpft sank ich auf seine Brust.

»Du bist so gierig«, flüsterte er und küsste mich.

»Ich weiß.« Das Kribbeln in meiner Mitte versetzte mich in angenehme Entspannung.

»Sollen wir aufhören?«, fragte er.

»Bist du verrückt?« Ich glitt von ihm herunter und zog ihn über mich. »Jetzt bist du dran.«

Ein wohliger Schauer erfasste mich, als ich ihn wieder in mir spürte.

Mit geschlossenen Augen ergab ich mich seinem Rhythmus. Ich krallte die Finger in seinen Rücken und trieb ihn mit kleinen Schreien an. Er aber ließ sich Zeit. Erst, als er nicht mehr an sich halten konnte, erhöhte er das Tempo und kam schließlich mit einem langgezogenen Seufzer.

Ich schlang die Arme um ihn und zog ihn zu mir herab. Die Schwere seiner erhitzten Brust auf meiner erzeugte ein Gefühl von Geborgenheit und Ruhe in mir.

Zärtlich streichelte ich ihn und küsste seine Schulter. Er sank neben mich und kuschelte sich an meine Seite. So lagen wir eine Weile da, ich spürte den Empfindungen nach, die noch immer durch meinen Körper pulsierten.

»Sollen wir den Fernseher wieder einschalten?«, fragte ich schließlich und neckte ihn mit einem Nasenstüber. »Und den Rest Pizza essen?«

»Gern.« Ari stand auf und fasste seine Haare zu einem Knoten zusammen. »Aber sehen wir uns lieber *Bill und Teds verrückte Reise durch die Zeit* an. Der ist auch mit Keanu Reeves und du schaust in einer Viertelstunde sowieso nicht mehr hin.«

Ich spitzte die Lippen und blinzelte mit gespielter Unschuld. »Einverstanden.«





Widerstand gegen die Staatsgewalt

»Es kommt die Zeit, da wir uns entscheiden müssen, wofür wir bereit sind, einzustehen!« Mit flammendem Blick schlug Mita in ihre Hand. »Wie viel Unterdrückung sind wir bereit, zu erdulden? Wann stehen wir auf und setzen uns gegen die patriarchalischen Strukturen zur Wehr, deren einziger Zweck die Ausbeutung des unfreien Proletariats ist?« Sie breitete die Arme aus. »Dieser Augenblick ist jetzt!« Die Arme verschränkt warf sie einen Seitenblick auf Amica, die ihr mit glänzenden Augen applaudierte.

Mutter seufzte. »Bringst du bitte einfach den Müll runter, während ich Amicas Fläschchen aufwärme? Ich muss unbedingt mit deiner Vorschullehrerin über ihren Lehrplan reden.«





Mehr als nur ein Spiel

Buchstäblich mit Lichtgeschwindigkeit trafen die Schüsse aus seiner Pistole ihr Ziel. *Neuer Highscore* blinkte auf der Anzeige. Dariusz wischte sich den Schweiß von der Stirn, wischte dann den Controller sorgfältig am T-Shirt ab und reichte ihn Marika. Er lächelte aufmunternd. »Versuch du es!«

Marika warf einen Chip in den Automaten. *Doom Guy's Revenge* blinkte in 16-Bit-Grafik auf und die ikonische Melodie erfüllte den abgelegenen Bereich der Spielhalle. »Möchtest du Eis?«, fragte Dariusz.

»Popcorn«, erwiderte Marika.

Als er wiederkam, blinkte *Neuer Highscore* auf der Anzeige. Dariusz erstarrte. »Willst du mich heiraten?«, flüsterte er.

Marika grinste. »Ich dachte schon, du fragst nie.«





Kingdom Builder

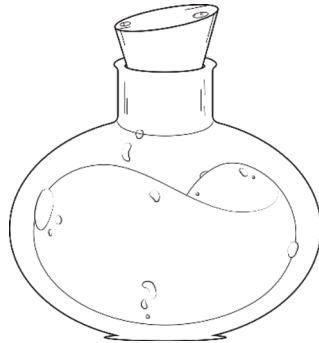
Sacht schob er die letzte Nadel in ihr Gehirn. Er prüfte die Kabelverbindung zum Reaktor. Alles funktionierte. Jetzt hieß es nur noch, auf ein Gewitter warten

Nach drei makellosen Herbstsonnentagen fing Frankentina an, zu müffeln.

Der Professor wollte verzweifeln. »Ein Königreich für ein Gewitter!«, rief er

Das hörte sein Nachbar, fuhr seinen Wagen vor die Tür und fing an, ihn zu waschen. Sofort verdunkelte sich der Himmel, kurz darauf schlug ein Blitz in die Leitung ein und Frankentina die Augen auf

Kopfschüttelnd ging der Professor zum Nachbarn. »Hier, wie versprochen«, sagte er und gab ihm das Spiel des Jahres 2012.





Die Melodie des Lebens

»Das Universum schwingt‘, hatte mein Physikprofessor gesagt. ‚Alles, was existiert, besteht aus Musik.‘ Dieser Satz bildete über sechs Jahrzehnte die Grundlage meiner Forschung und heute ist es so weit: Verehrte Damen und Herren, ich präsentiere Ihnen die Melodie des Universums!« MacIntyre trat vom Pult zurück und aktivierte die Soundanlage. Das Publikum internationaler Wissenschaftler lauschte gespannt, als sich ein reicher Klangteppich vor ihnen ausbreitete. Die komplexen Melodien wogten wie die Gezeiten des Kosmos und erfüllten den gesamten Hörsaal mit ihrer gewaltigen Kraft.

»Ist das ... Blind Guardian?«, flüsterte Adrian an MacIntyre gewandt.

Der greise Professor zwinkerte ihm zu. »Verrat mich nicht, ja?«





Süß wie die Dattel, stürmisch wie die See

KAPITEL 1: HORSD'ŒUVRE

Ana saß in einem Liegestuhl, die große Sonnenbrille in die Stirn geschoben, um keine ungleichmäßige Bräune zu bekommen, und beobachtete die Schäfchenwolken, die über den Himmel von Jbeil zogen. Von der Salina wehte das Lachen zweier junger Damen zu ihr herüber, die sich gerade in den Meerwasserpool geworfen hatten.

Es war ein herrlicher Tag im April, gerade sonnig genug, um im Kleid an der libanesischen Küste zu sitzen, noch nicht so warm, dass es unangenehm wurde. Das orthodoxe Osterfest hatte viele Touristen in den Norden des Libanons gezogen. Trotzdem waren an diesem Morgen nur wenige Gäste im *Plage Bleue*.

Schmunzelnd erinnerte sich Ana an die Bewertung des Clubs, die sie auf der Buchungsseite gelesen hatte: »Hier ist alles perfekt, der Pool ist klasse, die Zimmer sind sauber, das Essen ist fantastisch und das Personal superfreundlich. Deshalb vergebe ich 1 von 10 Sternen, denn ich will auf keinen Fall, dass sich das herumspricht und nachher alle hier reindrücken.«

Die launige Bewertung war es dann auch, die sie zur Buchung verleitet hatte. Und natürlich das Drängen ihrer Tochter Evi, die so versessen darauf gewesen war, ihr eine Reise in ihre alte Heimat zu schenken, dass sie gerade noch selbst entscheiden durfte, wo es hinging, aber nicht, wann und wie lange.

Nun, es gab durchaus schlimmere Schicksale, als zum Herumfläzen auf einer Liege an einem herrlichen Strand verdonnert zu sein. Ana griff nach dem in Wachspapier eingeschlagenen Knefeh mit Kaak, das ihr vorhin ein schlaksiger Junge vom nahegelegenen Imbiss gebracht hatte.

Es gab eigentlich keinen besseren Start in den Tag als mit dieser zartschmelzenden, klebrigen Süßigkeit im frischen Sesambrot.

Ana hatte vergessen, wie glücklich es machte, wenn Knefeh den Bauch mit Wärme füllte. Während sie aß und dabei immer wieder an dem Milchkaffee nippte, den ihr der gutaussehende Kellner unaufgefordert gebracht hatte – nach inzwischen siebzehn Tagen des immer selben Frühstücks musste er nicht mehr fragen –, lag ihr Blick auf den jungen Frauen.

Sie hatten aufgehört zu planschen und posierten nun kess für einen Fotografen mit einer teuer aussehenden Spiegelreflexkamera. Ana räkelte sich und lächelte. Es fühlte sich gut an, ohne die Schatten, die Stimmen und das Kreischen, ohne das Zittern, das Beißen und das Stechen, ohne die Finsternis und den Zorn, die Furcht und die Wut und den Regen unter ihrer Haut, hinter ihren Augen, direkt in ihrem Kopf.

Evi hatte sie begleiten wollen, Mona hatte sie gar nicht fliegen lassen wollen und Tony ... für einmal war es gut, dass er so viel arbeitete und sie es ihm einfach verschweigen konnte. Aber so viel hatte für Ana festgestanden – wenn sie nun, nach ihrer wundersamen Heilung und dreißig Jahren, die sie München nicht für eine einzige Stunde verlassen hatte, wieder in ihre alte Heimat flog, dann allein. Dann nur mit sich und ihrer neu gewonnenen Stärke, ihrem großen Sonnenhut und Knefeh an jedem einzelnen Morgen, nur für sie allein.

Der Fotograf kam zu ihr herübergeschlendert. »*Marhaba*«, sagte er mit einem Lächeln und deutete auf die Liege neben ihr. »Ist hier noch frei?«

Ana schmunzelte. »Sicher, bitte!«

Er reichte ihr die Hand. »Fares.«

Sie reichte ihm das Handgelenk, denn ihre Finger waren noch klebrig vom Sirup, den sie üppig über das Knefeh gegeben hatte. »Ana.«

Er sah sie erwartungsvoll an.

Sie lachte. »Das ist mein Name. *Ana Ana*.«

Fares blinzelte. »Oh, tut mir leid, ich dachte, Sie wären Libanesin.«

Ana legte den Rest Knefeh zur Seite und säuberte sich mit einem Erfrischungstuch die Hände. »Doch, doch, bin ich, allerdings schon vor vielen Jahren ausgewandert.«

Fares lächelte. »Sind wir das nicht alle? Und doch ist unser Herz stets hier, in der Heimat.«

»Eh«, erwiderte Ana und nickte.

Der Fotograf legte seine Kamera auf das kleine Tischchen zwischen den Liegen und sah Ana lange an. Er war jung, konnte kaum älter als Mitte Fünfzig sein, die ergrauten Schläfen verliehen seinem pechschwarzen Haar und dem markanten Gesicht etwas Gediegenes. Er hatte die Ärmel seines weißen Hemds hochgekremgelt und trug ein kleines Kreuz an einer Goldkette um den Hals. »Sie sind mir aufgefallen«, sagte er.

Ana lachte. »Während Sie die stattlichen jungen Damen fotografiert haben? Das halte ich für unwahrscheinlich.«

»Oh doch«, sagte er. Mit einer Geste winkte er den Kellner herbei und bestellte einen Kaffee. Dann widmete er sich wieder ganz Ana. »Die Mädchen fotografiere ich, weil mich ein Magazin beauftragt hat. Sie zu fotografieren, wäre mir eine große Ehre und ein Vergnügen.«

Ana lachte erschrocken auf und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. »Mich altes Weib? Um Himmel Willen!«

Fares aber ließ sich nicht aus der Fassung bringen. »Sie tun sich unrecht. Wissen Sie, was ich sehe, wenn ich in ihr Gesicht blicke?«

Ana schüttelte stumm den Kopf

»Ich sehe eine Seele von vollkommener Schönheit. Eine Rose, die sich furchtlos dem Himmel entgegenreckt, obwohl Hagel sie einst traf. Eine Blume, deren Stiel geknickt und gebrochen wurde, und die dennoch aufrecht steht. Eine Frau, die durch die härtesten Winter und die heißesten Sommer nicht den Glauben an das Gute im Menschen verloren hat. Eine Frau, die aus großer Dunkelheit ins Licht getreten ist und sich von nichts und niemandem auf dieser Welt dieses Licht niemals wieder nehmen lassen wird.«

Ana starrte ihn an. »Hat ... hat meine Tochter Sie engagiert?«

Fares lachte. »Was meinen Sie damit?«

»Das ist so ... so unglaublich zutreffend und ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass Sie das alles in meinem Gesicht lesen können.«

Fares berührte sacht die Armlehne von Anas Liege. »Und doch ist es so. Ich bin Fotograf. Seit ich eine Kamera halten kann, wähle ich meine Motive nach ihrer inneren Schönheit, nicht nach ihrem Äußeren.« Er hob die Schultern und machte eine unbestimmte Geste in Richtung Salina. »Sicher, der Mensch muss essen, aber das hier ist etwas anderes. Sie sind etwas anderes.«

Anas Herz schmolz. Sie presste die Hände auf die Brust und seufzte. »Meine Güte, Sie machen das so gut, aber ich habe leider gar kein Geld. Ich fürchte, Sie müssen sich eine andere alte Dame suchen, die Ihre Drinks bezahlt.« Sie lächelte ihn zuckersüß an.

Fares lachte laut auf. Er nahm dem Kellner seinen Kaffee ab und trank einen Schluck, ohne Ana aus den Augen zu lassen. »Ich kann Ihre Skepsis verstehen. Aber seien Sie versichert, meine Motive sind ehrlich.« Er stellte die Tasse ab. »Warum machen wir es nicht so: Ich fotografiere Sie und wenn Ihnen die Bilder nicht gefallen, sehen Sie mich nie wieder.« Ein Funkeln lag in seinen Augen. »Aber wenn Sie Ihnen gefallen, darf ich Ihnen eine Kopie ausdrucken und meine Telefonnummer darauf schreiben. Was denken Sie?«

Ana prustete. Aber der junge Mann hatte ihr Interesse geweckt und nachdem sie so viele Jahre von allen Abenteuern und jeglicher Freude abgeschnitten gewesen war, fühlte sie sich wagemutig. »Einverstanden«, sagte sie.



»Ungefähr so?« Ana hielt die Krempe ihres großen Sonnenhuts fest und posierte eine Hüfte nach vorn gereckt vor der Mauer des antiken Tempels von Baalat-Gebel. Die Sonne hatte inzwischen ihren Zenit überschritten, doch das bedeutete lediglich, dass es immer wärmer wurde.

Ana war froh, sich für April als Reisezeitpunkt entschieden zu haben, denn obwohl sie ihre gesamte Kindheit und Jugend hier verbracht hatte, mochte sie Hitze nicht. So aber wärmte die Sonne lediglich ihre bloßen Schultern und verwöhnte die Zehen, die aus ihren weißen Sandalen schauten, mit ihren Strahlen

»Sehr gut«, sagte Fares, der sie durch den Sucher seiner Kamera betrachtete. »Den Ellenbogen ein bisschen weiter nach links, jetzt das Kinn heben und lächeln, meine Liebe. Bitte!«

Aus Anas amüsiertem Schmunzeln wurde ein breites Lächeln. Sie konnte nicht festmachen, was an diesem Mann sie so faszinierte, doch seine Gegenwart fühlte sich durch und durch angenehm an.

Bei ihrem Fotoshooting war die Zeit wie im Fluge verronnen. Fares nahm die Kamera herunter. »Wunderschön«, sagte er.

»Ja, nicht wahr?« Ana strich über die Gravuren in der Tempelmauer. »Wenn ich daran denke, was sie bereits vor dreitausend Jahren für unglaubliche Errungenschaften vollbracht haben, überkommt mich Demut beim Gedanken an unsere phönizischen Vorfahren.« Anas Blick glitt die Säule zu ihrer rechten hinauf. »Wusstest du, dass sie eines der allerersten Alphabete erschufen, auf dem das Griechische und das Lateinische basieren?« Ana wandte sich um und stellte überrascht fest, wie nah Fares vor ihr stand.

Seine dunklen Augen ruhten auf ihr. »Baalat-Gebel ist nicht die einzige Göttin, die in diesem Tempel verehrt wird.« Er nahm ihre Hand und hauchte einen Kuss darauf.

Ana kroch Hitze in die Wangen. Für einen Augenblick verlor sie sich in der Lebenslust, die Fares' Augen ausstrahlten, fuhr im Geiste die Lachfalten um seine Augen entlang und fragte sich, wie es wohl wäre, ihn zu küssen.

»Hast du Hunger?«, fragte er.

»Und wie«, erwiderte sie.

»Dann komm, ich kenne ein hübsches Lokal am Hafen.«

Während die beiden nebeneinanderher durch die kopfsteingepflasterten Gassen der alten Souqs von Jbeil hinunter zum Hafen schlenderten, frischte der Wind auf und die Sonne verschwand mit überstürzter Eile hinter dem Horizont. Ana fröstelte. So sehr sie Hitze verabscheute, so wenig vertrugen ihre Gelenke kalte Luft. »Ich denke, ich werde zuerst ins *Plage Bleue* zurückkehren und mir eine Jacke holen.«

Fares sah zum Hafen hinüber und sagte: »Das ist sicher klug. Ich werde die Zeit nutzen, um ein paar der Bilder auszudrucken. Treffen wir uns in einer Stunde an Pier 7?«

Ana drückte seine Hand. »Bis später.«

Zurück auf ihrem Zimmer holte sie das Handy aus der Tasche und rief ihre Tochter Evi an. Obwohl sie es ein gutes Dutzend Mal klingeln ließ, ging Evi nicht ran. Das war bei ihr nicht ungewöhnlich. Meistens

musste man es ein paar Tage hintereinander zu unterschiedlichen Zeiten versuchen, dann hatte man irgendwann Glück. Ana allerdings hatte es eilig, denn sie musste wissen, ob Fares einfach nur ein unglaublich sympathischer Weltenbummler war oder ob sie sich etwas Übernatürliches eingetreten hatte, das sie am besten ehestmöglich vom Hacken bekam.

Deshalb tat sie etwas, was sie gewöhnlich zu vermeiden versuchte, und rief Evis Vater an. Nach dem zweiten Klingeln hob er ab. »Ana, wie schön, von Ihnen zu hören! Wie kann ich helfen?« Die dunkle Bassstimme des Finnen und sein schwerer Akzent, wenn er Englisch mit ihr sprach, hatten ihr schon bei ihrer ersten Begegnung gefallen.

»Viktor, wie schön, dass ich Sie erreiche.« Sie tauschten einige Nettigkeiten aus, bevor Ana mit ihrer eigenen Frage herausrückte. »Woran erkenne ich sie, diese übernatürlichen Jäger, vor denen Evi und Sie mich gewarnt haben? Gibt es verlässliche Anzeichen?«

Viktor brummte nachdenklich. »Sie sind überirdisch schön, äußerst eloquent und ihre Gegenwart ist geradezu berauschend.«

Ana schnalzte mit der Zunge. »Das ist nicht besonders konkret und außerdem sehr subjektiv.«

»Das nachdrücklichste Zeichen ist, dass ihre Gegenwart, so berauschend sie zu Beginn ist, nach kurzer Zeit zu Erschöpfung führt und den dringenden Wunsch nach Schlaf und Essen auslöst.«

Ana dachte darüber nach. Sie fühlte sich nicht ausgelaugt, ganz im Gegenteil. »Wie zuverlässig ist das?«

»Eigentlich äußerst zuverlässig. Aber wenn Sie jemand Bestimmtes im Auge haben, kann ich einen Blick auf die Person werfen.« Viktor klang aufrichtig, doch Ana wollte ihn nicht noch mehr beanspruchen. Sie würde es morgen nochmal bei Evi versuchen. »Danke für Ihre Mühe, Viktor. Alles Gute!«

Nachdem das Gespräch beendet war, zog Ana sich um, machte sich frisch und begab sich zu Pier 7. Fares erwartete sie bereits. Gerade schoss er ein paar Bilder vom Sonnenuntergang über dem Mittelmeer. Als er sie bemerkte, zog er einen Umschlag aus seiner Umhängetasche. »Ich denke, du wirst zufrieden sein.« Er steckte den Umschlag wieder weg. »Aber zuerst essen wir.«

Das *Bab El Qala'a* war ein kleines Restaurant mit Tischen direkt am Wasser. Ein Kellner deckte den gerade freigewordenen Tisch frisch ein und entzündete die Kerze in der Mitte.

»Wie wäre es mit einer Mezze?«, fragte Fares, der die Karte studierte.

Ana nahm sich auch eine Karte. »Sehr gern. Ich habe die ganzen Tage hier keine gehabt, weil ich sie allein nicht aufessen könnte, aber ich nehme an, mit einem Mann in den besten Jahren an meinem Tisch werden wir die eine oder andere Vorspeise vertilgen können.«

Fares schnaubte. »Kein Zweifel möglich. Nehmen wir dann Tabouleh oder Fattoush?«

»Immer Fattoush«, sagte Ana. »Dazu Hummus, natürlich, vielleicht Falafel und ... oh, ich habe so lange kein Kibbeh mehr gegessen. Das nehmen wir auch.«

Fares hob die Augenbrauen. »Du hast aber nicht vor, von all dem nur zu naschen und mich rechtschaffen zu mästen? Ich brauche Platz für eine Hauptspeise. Der *Lekoss bil tahineh* hier ist legendär.«

Schmunzelnd warf Ana ihm einen Blick über den Kartenrand zu. »Wir lassen den Rest einfach einpacken.«

Fares schlug auf die Tischplatte und lachte. »Da spricht die Deutsche aus dir!«

Achselzuckend wandte Ana sich der Liste der Hauptgerichte zu. »Ich denke, ich nehme das *Mloukhhieh*.«

Fares wirkte überrascht. »Das ist eines der besten Fischrestaurants in Byblos. Und du entscheidest dich für ein Arme-Leute-Essen?«

Ana lächelte. »Es ist Saison und in München bekommt man Muskraut praktisch gar nicht, wenn man es nicht selber anbaut. Aber dafür ist das Klima ungeeignet. Also nutze ich die Gelegenheit, ein paar Kindheitserinnerungen aufzufrischen. Fisch kann ich überall auf der Welt essen.«

Fares' Züge wurden weich. Sein Lächeln wirkte so warm wie ein Sommerabend. »Eine kluge Frau, die ich da im *Plage Bleue* getroffen habe. Gut, dass ich den Auftrag für dieses Magazin angenommen habe, sonst wäre ich heute womöglich stattdessen in Santorini gewesen und hätte all das verpasst.«

»Du bist ein rechter Weltenbummler, hm?« Ana legte die Karte weg.

Er breitete die Arme aus. »In wahrhaft phönizischer Tradition.«

Ana lachte. Fares bestellte einen lieblichen Rotwein, der schwer und süß die Kehle hinabrann. »Auf unverhoffte Begegnungen«, sagte er und prostete ihr zu

Ana hob ihr Glas. »Auf eine hoffnungsvolle Zukunft.«

Der Kellner brachte Fares einen verlockend duftenden *Lekoss bil tahineh*. Die goldbraunen Fischfilets in cremig-weißer Tahinisaucе waren garniert mit frischer Petersilie und etwas Sumach, gekrönt von geröstetem Sesam auf der Tahinisaucе. Fares löste ein Stück Fisch, tauchte es in die Sauce und hielt es Ana hin. »Der erste Bissen für die Königin des Abends?«

Schmunzelnd öffnete Ana die Lippen und ließ sich den Bissen füttern. Die zarte Textur des Filets, umhüllt von der samtig-glatten Sauce, ließ sie genüsslich die Augen schließen.

Das Aroma des kunstvoll gegarten Barsches mit seiner zarten Süße, die sich wunderbar mit der cremigen Fülle der Tahinisaucе verband, beseelte sie mit der Lust auf mehr

Sie gab ein genussvolles Geräusch von sich. »Ein Fest für den Gaumen«, sagte sie anerkennend.

Fares spitzte die Lippen. »Bereust du schon, nicht dasselbe gewählt zu haben? Ich teile gern.«

Ana hob abwehrend die Hände. »Oh nein, er gehört ganz dir, mich erwartet etwas viel Verlockenderes.«

Als wäre das sein Stichwort gewesen, brachte der Kellner das *Mloukhieh* und entschuldigte sich wortreich für die Verspätung. Selig betrachtete Ana die Schale mit der reichhaltigen, dunklen Brühe und den leuchtend grünen *Mloukhieh*-Blättern darin. Zarte Hähnchen- und Lammstücke schmiegtен sich in das Meer aus duftendem Muskraut, fein gehackten Zwiebeln und Koriander.

Das einzigartige Aroma mit Noten von warmen Gewürzen, herzhaftem Fleisch und Hühnerbrühe und intensivem Kräuterduft ließ Ana nostalgisch werden. Sie dachte an ihre Großmutter, die dies immer für sie gekocht hatte, als sie noch klein gewesen war. Ihre Großmutter, die so lange vor ihrer Zeit ging, ebenso wie ihre Mutter.

In Momenten wie diesen befahl sie ein beißendes Schuldgefühl, dass ausgerechnet sie es war, die den Fluch hatte überwinden und alt werden dürfen. Doch sie wischte das Gefühl fort und konzentrierte sich auf den Segen, den sie erfahren hatte, wie sie es Evi versprochen

hatte. *Ab jetzt lebst du nur für dich und in vollen Zügen, verstanden, Ma?* Ana lächelte. Sie war nicht immer mit ihrem Gott im reinen, aber in diesem Augenblick schon.

Der reichhaltige und komplexe Geschmack, den *Mloukchieh* mit Hühnerbrühe, Lamm und Knoblauch bildete, besänftigte die Melancholie und das Schuldgefühl. Sie ließ sich ein zartes Stück Fleisch auf der Zunge zergehen und versank ganz in der harmonischen Mischung aus herzhaften, sanften und aromatischen Noten.

Als sie aufsah, bemerkte sie, das Fares sie die ganze Zeit über beobachtet hatte. »Ich verstehe jetzt, warum du dieses Gericht bevorzugst. Dein Gesichtsausdruck spricht Bände.«

Ana lächelte und schwieg.



»Es war wie verhext. Der Pudel wollte einfach nicht stillhalten. Ich weiß noch, wie Madame Dupont ausrief: *Pierre, du desavouierst mich!*« Fares imitierte die Stimme der Geschäftsfrau und verdrehte spielerisch die Augen. Er lachte. »Am Ende sind doch ein paar gute Bilder herausgekommen.«

Ana hatte das Kinn aufgestützt und betrachtete ihn genüsslich. »Selbstverständlich, du bist schließlich Profi.«

Fares schürzte die Lippen. »Das klingt fast, als würdest du an mir zweifeln. Aber dagegen habe ich etwas.« Er holte den Umschlag aus seiner Tasche und reichte ihn ihr.

Ana öffnete und fand darin großformatige Ausdrücke ihres Fotoshootings. Wärme kroch ihr in die ohnehin schon vom Wein erhitzten Wangen. Die Bilder waren exzellent. Hätte sie es nicht besser gewusst, die Frau auf dem Bild hätte ein Model sein können. So elegant und mühelos, wie sie sich in Pose warf, so natürlich und dabei verführerisch war sie in ihrem ganzen Leben noch nicht abgelichtet worden. »Beeindruckend. Hast du die nachbearbeitet?«

Fares wirkte empört. »Meine Liebe, was unterstellst du mir? Das ist deine Schönheit gepaart mit meiner Expertise. *A Match Made in Heaven*, nicht weniger.«

»Ich mochte Carmichael ehrlich gesagt nie«, erwiderte Ana. »Aber die Bilder sind wirklich schön. Darf ich eines behalten?«

»Nicht eines«, Fares berührte sacht ihre Hand. »Alle.«

Ana betrachtete seine Hand auf ihrer und lächelte. »Danke für den schönen Abend.«

Er winkte dem Kellner und beglich gegen Anas Protest die ganze Rechnung. »Mein Flug nach Dubai geht um 5 Uhr.« Er schob seine Visitenkarte über den Tisch. »Wenn ich dich einmal wieder fotografieren darf, ruf mich an.« Er leerte sein Weinglas und stand auf.

»Warte«, sagte Ana. Sie holte einen Stift aus ihrer Handtasche, riss ein Stück des Umschlags ab und schrieb ihre Handynummer darauf. »Wenn es dich jemals nach München verschlägt, revanchiere ich mich für das Abendessen.«

Fares lächelte. Er küsste ihre Hand, steckte das Stück Papier ein und ging. Ana sah ihm nach. Verträumt berührte sie die Stelle auf ihrem Handrücken, wo seine Lippen ihn berührt hatten. Dass sie sich noch einmal so jung und lebendig fühlen würde, wäre ihr im Traum nicht eingefallen.

Sie leerte ihr Weinglas und ging zurück zum *Plage Bleue*. Sie wusste nicht, ob Fares eines dieser berüchtigten Wesen war, mit denen Evi zu tun hatte. Es war ihr auch egal. Wenn es sich so anfühlte, von einem vernascht zu werden, dann durfte er es jederzeit wieder tun.



KAPITEL 2: AMUSE-BOUCHE

Ana stapelte gefüllte Mangoldblätter in einen großen Aluminiumtopf, der schon bessere Zeiten gesehen hatte. Dennoch hatte er die ideale Größe und Form, um gefüllte Blätter darin zu garen. Draußen pladderte der Regen gegen die Scheibe des kleinen Küchenfensters. Eigentlich erwartete Ana niemanden zum Abendessen, aber sie hatte einfach Lust gehabt, zu kochen, und spätestens am Wochenende würden ihre Enkelkinder zu Besuch kommen. Und wer wusste schon, wann plötzlich eine sehr hungrige Evi in der Tür stand? Ihre jüngste Tochter und zugleich ihr Sorgenkind hatte die Angewohnheit, tage- oder gar wochenlang von der Bildfläche zu verschwinden.

Ana hatte es nicht mehr ins sich, um ihr Wohl zu fürchten, es bereitete ihr zu großen Herzschmerz. Also konzentrierte sie sich auf das, worauf sie Einfluss hatte, und sorgte dafür, dass immer etwas Köstliches zum Aufwärmen bereitstand. Sie belegte die mit Reis und Fleisch gefüllten Mangoldblätter mit Tomatenscheiben, goss heißes Wasser an und setzte den Topf auf den Herd. Aus dem Wohnzimmer erklang der erste Refrain von Rhageb Alamas *Taalili* und Ana bekam einen kleinen Schreck.

Hatte sie etwa wieder das Smartphone angelassen? Zu Hause benutzte sie es eigentlich nicht, doch seit YouTube am Fernseher abgestürzt war, musste sie auf das Smartphone ausweichen, um ihre Fitness- und Meditationsvideos zu sehen. Ihre Kinder riefen sie immer auf dem Festnetz an, folglich konnte es nur jemand sein, der ihr eine Solaranlage verkaufen wollte.

Mit wiegendem Schritt, das Lied mitsummend, tänzelte sie ins Wohnzimmer und sah auf das Display. Eine ausländische Nummer, also vielleicht doch eher der Microsoft-Support. Oder ein verunfallter Enkel? Schmunzelnd stellte sie sich vor, was das wohl für ein »Unfall« sein könnte. Brezel in den Kakao gefallen, Wachsmalstift in die Nase gesteckt oder Spielzeugauto aus dem Fenster gestürzt?

Joseph war noch zu klein, um ein Handy zu bedienen, aber Melissa wäre es zuzutrauen, ihrer *mamie* einen Streich zu spielen. Das Kind war ihr unheimlich. Es erinnerte sie so an ihren verstorbenen Sohn, dass ihr ansonsten unerschütterliche Glaube an das Himmelreich jedes Mal ins Wanken geriet, wenn sie solch zweideutige Dinge sagte wie:

»Mamie oder *maman*, ganz egal, am hübschesten bist du, wenn du lachst, Ana.«

Sie schüttelte sich und schlug sicherheitshalber ein Abwehrzeichen. Das Smartphone klingelte wieder. Lächelnd summte sie mit. »Na gut, Mister Microsoft-Support, ratschen wir.« Sie hob ab und flötete: »Ich habe eine wichtige Frage an Sie, Monsieur: Welche Zahnpasta würden Sie empfehlen?«

Stille am anderen Ende. Ana kicherte und wollte schon wieder auflegen, doch: »In jedem Fall eine mit Minzgeschmack. Darf ich im Gegenzug auch eine Frage stellen?«

Ana stockte der Atem, ihre Wangen erhitzen sich. »Fares! So eine Überraschung!« Sie presste die flache Hand auf die Brust und schluckte. »Ich hatte nicht damit gerechnet, dass ... tut mir leid, normalerweise bin ich nicht so albern.«

Er lachte. »Entschuldige dich doch nicht! Sag mir lieber, ob du heute Abend schon etwas vorhast.«

Ana stutzte, sie stoppte ihr Umhergehen, merkte jetzt erst, wie sie wieder und wieder das Sofa umrundet hatte. »Eigentlich nicht ...«

»Und uneigentlich?«

»Ich ... koche gerade.« Sie klopfte sich auf das Schlüsselbein und wippte auf den Zehen.

Fares schwieg eine Weile. »Ah, ich verstehe, du hast Gesellschaft-«

»Nein! Ich koche auf Vorrat, für die Kinder, weißt du?« Ana rieb sich über die Stirn. »Möchtest ... du vielleicht vorbeikommen? Frisch schmeckt es am besten.«

»Ich möchte dir keine Umstände machen, aber ich muss gestehen, dass sich das verlockend anhört.« Fares' Stimme klang warm und aufrichtig interessiert.

Ana lächelte. »Dann um 18 Uhr?«

»Gern.«

Als sie aufgelegt hatten, bereute Ana ihre Entscheidung bereits. Fares war ein Mann in den besten Jahren, gutaussehend, kultiviert und vermutlich unheimlich reich. Sie hingegen wohnte im vierten Stock eines heruntergewirtschafteten Wohnblocks am Münchner Ostbahnhof.

Der Teppich - fadenscheinig, die Küche - aus den Siebzigern, die Möbel - Second-Hand. Konnte sie ihn hier empfangen? Wollte sie das

überhaupt? Sie straffte sich innerlich wie äußerlich und strich ihr Kleid glatt. Fares kam zum Essen und wenn sich die Hausgemeinschaft über etwas einig war, dann, dass niemand so gut kochte wie Ana.

Außerdem kam er entweder ihretwegen und nicht um der Möbel willen oder er konnte sich gleich wieder zum Teufel scheren. Sie nickte entschlossen und kehrte in die Küche zurück, drehte die Herdplatte auf die kleinste Stufe, prüfte ihre Vorräte für die Zubereitung eines Hauptgerichts und welche Weinflaschen sich noch in der Lücke hinter dem Vorratsschrank verbargen.

Da waren zwei Lambrusco von der letzten Pizzabestellung, ein Dornfelder, den sie zu ihrem siebzigsten bekommen hatte, und ein Spätburgunder von 2015. Ana spitzte die Lippen. Sollte sie den für Fares opfern? Sie hatte ihn für eine besondere Gelegenheit aufgespart. Allerdings wurde er sich nicht besser vom Rumstehen und wenn der erste Herrenbesuch seit achtundzwanzig Jahren keine besondere Gelegenheit war, dann wusste sie auch nicht. Sie stellte den Wein in den Kühlschrank und eilte ins Schlafzimmer, um die gute Tischdecke zu suchen

Wenn sie Fares schon kein Ambiente wie im *Plage Bleue* oder im *Bab El Qala'a* bieten konnte, so wollte sie ihm doch zumindest das Beste bieten, was sie hatte. Mehr ging sowieso nicht.



Schnell wischte Ana die Hände am Küchentuch ab und eilte zur Tür. Es hatte schon zweimal geklingelt, aber natürlich genau in dem Moment, in dem sie die letzten Mangoldblätter in die Frischhaltebox gestapelt hatte. Es waren mehr als genug, um trotz Abendessensgast einen Gutteil für Evi und die Kinder einzufrieren. Als sie die Tür öffnete, stockte ihr kurz der Atem. Fares hatte sich einen gepflegten Vollbart stehen lassen, in dessen Schwärze sich zwei schlanke ergraute Strähnen sanft seine Wangen hinauf kräuselten.

Er trug ein blütenweißes Hemd, was sie in Anbetracht der angekündigten Tomatensauce gewagt, aber auch äußerst attraktiv fand. Dazu eine schwarze Jeans und Turnschuhe, als wäre er noch keine Vierzig. Mit einem Lächeln hielt er eine Box Baklava hoch. »Ich habe den Nachttisch mitgebracht. Ich hoffe, das war in Ordnung?«

Ana drückte die Tür auf und bat ihn herein. Sie hatte das sommerliche Blütenkleid angezogen, in dem sie sich kennengelernt hatten. Einem Münchner Oktober war es zwar eigentlich nicht angemessen, aber dank des Holzofens in der Küche machbar. »Das war sogar sehr in Ordnung«, erwiderte sie. »Denn dafür hatte ich leider keine Zeit mehr.«

Außerdem machte sie Baklava nie selbst. Evi hatte es vor Jahren ein paar Mal getan, um ihre Liebschaften zu beeindrucken, aber Ana war das schon immer zu viel Aufwand für etwas Süßes gewesen. Sie führte Fares ins Wohnzimmer, wo sie den Esstisch mit Kerzen und Blumen geschmückt und für zwei gedeckt hatte

»Hübsch hast du es hier.« Er strich über das Furnier des Telefonschränchens im Flur und blieb vor der Fotowand stehen. Mona und Ben hatten sie zu ihrem fünfzigsten Geburtstag gestaltet. Ein Jahr nach Georges' Tod, ein paar Wochen, bevor Evi in ihr Leben getreten war und es auf buchstäblich magische Weise verlängert hatte. Wahrscheinlich wäre sie längst mit ihren beiden verstorbenen Ehemännern vereint, wenn dieses abgemagerte, verlauste Kind nicht plötzlich vor ihr gestanden hätte.

Sie trat neben Fares und sah sich die Bilderwand an. Da war ein Bild von ihr und Joseph mit Tony auf dem Arm, aufgenommen vor der St.-Georgs-Kathedrale in Beirut. Die dekorativen Bögen und Minarette, die sowohl die byzantinischen als auch die osmanischen Einflüsse auf die Architektur verbanden, ragten majestätisch hinter ihnen auf. Trotz ihrer atemberaubenden Schönheit blieb St. Georg für Ana ein Mahnmal des Schicksals, denn es war das letzte Foto, das vor seinem gewaltsamen Tod von Joseph aufgenommen worden war.

Sie presste die Hand auf die Brust und richtete ihren Blick lieber auf das neueste Bild, auf dem auch schon die Partner ihrer Kinder zu sehen waren. Die brillanten Farben des Gruppenbilds von ihrem letzten Besuch im Bayern Park, bei dem sogar Evi dabei gewesen war – wenn auch unter Protest und ohne den schmucken, jungen Mann, den sie nach wie vor zu verheimlichen versuchte – zeigten die lachenden Gesichter ihrer drei überlebenden Kinder und ihrer beiden Enkelkinder, die sie heiß und innig liebte.

Fares berührte ihre Schulter. »Du hast viel durchgemacht, *ya rouhi*«, sagte er sanft. »Lassen wir die Vergangenheit ruhen und konzentrieren wir uns auf die Gegenwart.« Er beugte sich herab, um ihr

besser in die Augen sehen zu können, und nickte in Richtung Küche. »Denn sie duftet köstlich.«

Ana berührte seinen Arm. »Setz dich, ich fülle die Teller.« Zuerst servierte sie die Mangoldblätter mit einer zarten Sauce aus aufgeschlagenem Joghurt und Minze

Fares lobte ihre Kochkunst. »Die Blätter sind so zart, beeindruckend. Wenn mein Bruder dieses Gericht zubereitet, fühle ich mich bei jedem Röllchen wie eine kurzsichtige Taube, die an einem Schnürsenkel zerrt, den sie für einen Wurm hält.«

Ana lachte laut auf und hielt sich die Hand vor den Mund.

»Lach nicht, das ist mir schon mal passiert! Ich sollte eigentlich das London Eye fotografieren für einen Artikel über seinen Einfluss auf die Skyline, als ich plötzlich von einer mafiös organisierten Gruppe Tauben attackiert wurde. Besonders versessen waren diese Biester auf meine Schnürsenkel. Und das Clubsandwich in meiner Messenger Bag, aber *das* haben sie nicht bekommen.«

Ana kicherte weiter, während Fares, zufrieden mit der Wirkung seiner Anekdote, einen Schluck Wein nahm. »Oh, der ist gut!« Er nickte anerkennend und nahm noch einen Schluck.

Ana sah ihm verträumt zu, wie er sich den Mund abwischte und die Serviette neben seinen Teller legte.

»Das war köstlich«, sagte er.

»Das war der erste Gang.« Ana zwinkerte ihm zu und verschwand wieder in der Küche.

Als sie mit zwei vollen Tellern zurückkam, stand Fares am Fenster und sah hinaus auf die Stadt. Es war dunkel draußen und trotz der spärlichen Beleuchtung in der Wohnung dürfte er kaum mehr als sein Spiegelbild sehen. Er drehte sich um und nahm ihr einen Teller ab. »Oh, das sieht fantastisch aus. Artischocken mit Lamm und Reis. Du verwöhnst mich, meine Liebe.«

Ana räusperte sich und setzte sich mit ihrem Teller. »Das ist gar nichts, ich hätte sowieso gekocht. Meine Tochter liebt dieses Gericht.«

Fares setzte sich auch. »Welche von beiden?«, fragte er.

»Die jüngere. Meine ältere Tochter ist eher heikel, wenn es ums Essen geht. Eigentlich ernährt sie sich nur von *Labneh bil Riz* und Spaghetti.«

»Labneh bil Riz, ja?«, Fares schnaubte. »Das erinnert mich an ein Fotoshooting in Marrakesch. Hast du jemals die Medina dort besucht?«

Ana verneinte.

»Ein absolutes Labyrinth, sage ich dir. Nun ist mein Orientierungssinn ohnehin nicht der beste, aber mit den fragwürdigen Übersetzungen meines Projektleiters und der Masse an Händlern, die uns schier bedrängten, hätte ich fast meinen Flug nach Barcelona verpasst. Kannst du dir vorstellen, wie sehr sich Darija vom Libanesischen unterscheidet? Ich war immer der Meinung, Arabisch wäre Arabisch, aber weit gefehlt!«

Ana lachte. »Ach, das ist wie mit dem Bayerischen und dem Hochdeutschen. Sollte ich mich jemals in den Norden des Landes verirren, würde mich dort wohl niemand verstehen und ich auch niemanden.«

Fares sah überrascht aus. »Tatsächlich? Das hätte ich auch nicht für möglich gehalten.«

»Aber was hat denn deine Odyssee durch Marrakesch nun mit *Labneh bil Riz* zu tun?«

Fares überlegte. »Eigentlich nichts, aber bei Labneh muss ich immer an Marrakesch denken. Frag mich nicht, warum.«

Ana schnaubte. Sie nickte in Richtung seines Tellers. »Willst du nicht probieren?«

»Oh, doch, natürlich!« Fares schob sich eine der zarten Artischocken in den Mund. Er tat es langsam und genüsslich.

Ana beobachtete seinen Gesichtsausdruck, während sie selbst einen Bissen nahm. Zufrieden stellte sie fest, dass die Sauce genau richtig geworden war und das Artischockenherz auf der Zunge zerging. Der frische, leicht grasige Geschmack kombiniert mit der natürlichen Süße und der zarten, saftigen Textur sandten wohlige Schauer über ihren Rücken

»Ich bin gesegnet, von deiner Kunst kosten zu dürfen, Ana. Es ist lange her, dass ich solch hervorragende Artischocken gegessen habe.«

»Danke«, hauchte sie und nahm noch einen Schluck Wein.

Als die Teller leer waren, lehnte sich Fares mit seinem Weinglas zurück und entließ einen zufriedenen Seufzer. »Wusstest du«, begann er und ein schalkhaftes Blitzen glomm in seinen Augen, »dass Artischocken eine aphrodisische Wirkung nachgesagt wird?«

Ana sah ihm tief in die Augen. »Oh ja.«

Fares, offensichtlich überrascht von ihrer Direktheit, räusperte sich und nahm schnell noch einen Schluck Wein. »Möchtest du das Baklava probieren? Von einem libanesischen Bäcker im Glockenbachviertel. 4,5 Sterne laut Google Maps.«

Ana neigte den Kopf. »Sehr gern.«



»Darf ich dich etwas Persönliches fragen?« Ana reichte Fares den zweiten Teller, den sie gerade abgespült hatte.

»Was immer du willst, *ya rouhi*.«

»Hast du Kinder?« Mit dem Schwamm nahm Sie eine Gabel aus dem warmen Seifenwasser.

Fares schmunzelte. »Eines meiner ersten Fotoshootings auf Mauritius war für eine Verlobung. Er war ein Geschäftsmann aus Dubai und sie eine ausgesprochen hübsche, wenn auch ausgesprochen hohle, Russin. Während die beiden sich von den Strapazen des Posierens erholten, machte ich einen Spaziergang durch die üppigen Wälder der Insel, denn wenn ich schon einmal auf Spesenkosten diese faszinierende Insel erkunden durfte, dann wollte ich auch ein paar Naturbilder aufnehmen. Schließlich weiß man nie, wann jemand sich dafür interessiert.« Er stellte den Teller auf den Stapel auf der Anrichte.

Ana hörte schweigend zu und wusch noch eine Gabel ab

»Als ich tiefer in den Dschungel vordrang, kam ich auf eine Lichtung. Es sah aus wie im Reisekatalog – umgeben von dichtem Blattwerk der hochaufragenden Bäume lag dort im Sonnenschein ein Fleckchen mit weichem, smaragdgrünem Gras. Darauf saßen ein gutes Dutzend Makaken. Sie lümmelten herum oder hingen faul in den Ästen.« Fares legte die beiden abgetrockneten Gabeln weg und bildete ein Fenster mit Daumen und Zeigefingern. »Ich sah meine Chance gekommen. Begleitet vom Zwitschern tropischer Vögel und dem Rascheln der Brise in den Blättern würde ich nicht nur die leuchtenden Blumen und die üppige Landschaft, sondern auch die einzigartige Fauna mit meiner Kamera einfangen. Ich hatte mich gerade in Position gebracht, da bemerkten mich die kleinen Biester.«

Fares tat, als hielt er eine Kamera und erstarrte. »Sie witterten eine Gelegenheit, Chaos zu stiften, und ehe ich mich versah, hatten sie sich

allesamt in die Bäume zurückgezogen und ließen eine Flut aus überreifen Mangos auf mich herabregnen. Ich konnte gar nicht schnell genug von der Lichtung flüchten und hatte Glück, dass meine Ausrüstung heil geblieben ist. Das Hemd konnte ich hinterher allerdings wegschmeißen. Und die Blicke der Hotelgäste, als ich auf mein Zimmer zurückkehrte – na, du kannst es dir denken.« Er nahm das Handtuch wieder auf und trocknete den Kochtopf ab.

Ana wischte sich die Lachtränen aus dem Gesicht.

»Mit anderen Worten: Ich habe keine Kinder und nie den Wunsch nach welchen verspürt.« Mit einem Lächeln stellte Fares den Topf weg. »Aber ich mag sie durchaus recht gern. Die meisten bewerfen mich auch nicht mit Mangos.«

Wieder musste Ana herzlich lachen. Sie ließ das Abwaschwasser ab. Fares trocknete ihr die Hände zärtlich ab und hielt sie fest. »Danke für den schönen Abend«, sagte er.

Ana kroch Hitze in die Wangen. Sie sah ihm in die Augen. »Es war mir eine große Freude.«

Fares streichelte ihre Handrücken. Ana schluckte. Ihre Blicke lagen in den Augen des jeweils anderen und Ana fragte sich, ob sie es wagen sollte oder damit den Moment ruinierte. Fares senkte seine Lippen auf ihre herab. Sie schloss die Augen, in Erwartung der Berührung. Da krachte die Haustür und flog auf. Ana zuckte zusammen. Sie löste sich von Fares und lief hinaus in den Flur.

»Hi, Ma«, murmelte Evi. Sie war vollkommen durchnässt, das Haar klebte an ihrem Gesicht, ihre Jacke war schlammig und – war das Blut auf ihrem Oberschenkel?

»Evi! Um Himmelswillen! Geht es dir gut?« Sie eilte auf ihre Tochter zu, doch diese hob abwehrend die Hände.

»Nicht. Ich muss erstmal duschen. Ist das Bad frei?«

Gerade wollte Ana antworten, da ruckte Evis Kopf hoch. »Wer ist das?« Sie schob Ana zur Seite und trat auf Fares zu, der aus der Küche gekommen war. »Wer bist du? Was macht dieser Mann hier, Ma?«

»Ich habe ihn eingeladen«, erwiderte Ana. Ihr Herz sank. »Evi, du wolltest doch duschen gehen, warum tust du ...«

»Bist du ein Gefallener? Was willst du hier? Wer hat dich geschickt?«

Fares hob die Hände. »Ich bin nur ein einfacher Bürger, Frau Kommissarin. Bitte nicht schießen.«

»Evi, beruhige dich. Das ist Fares, er ist mein Gast. Ich habe ihn in Jbeil kennengelernt und weil er zufällig in München war, haben wir uns zum Abendessen getroffen. Bitte, geh duschen, *habibi*.«

Evi rieb sich über das Gesicht, was es noch schmutziger machte. »Tut mir leid.« Sie reichte Fares die schmutzige Hand

Ana wollte etwas sagen, doch Fares ergriff Evis Hand mit seinen beiden und drückte sie fest. »Freut mich, dich kennenzulernen, Evi.«

»Gene«, erwiderte sie. »Evi nennt mich nur meine Familie.« Sie wandte sich um. »Er ist in Ordnung. Tut mir leid, dass ich gestört habe. Ich dusche nur schnell und dann ... finde ich einen Platz zum Schlafen.«

»Evi, du wirst nicht *einen Platz zum Schlafen finden*, wenn dein Zimmer dort am Ende des Flures ist. Außerdem musst du was essen. Wann hast du zuletzt was gegessen?«

Evi dachte nach. »Gestern. Glaube ich.« Sie sah plötzlich sehr klein und verloren aus. »Bist du sicher, dass ich nicht störe?«

»Oh, ich wollte sowieso gerade gehen«, sagte Fares. »Nur keine Umstände meinetwegen.«

Mit gesenktem Kopf tapste Evi ins Bad. »Okay«, murmelte sie.

Mit schwerem Herzen wandte sich Ana zu Fares um. »Es tut mir so leid, *yaa fares*.« Ana nahm seine Hände. »Sie ist ein liebes Kind, aber manchmal, da ...« sie atmete geräuschvoll aus

Fares schmunzelte. »Nein, nein, ich mag sie. Ihre Seele ist ebenso schön wie deine und sie sagte, ich bin in Ordnung. Mehr kann ich wirklich nicht verlangen.«

Ana verdrehte die Augen und lachte geniert. »Es war so ein schöner Moment gerade«, flüsterte sie.

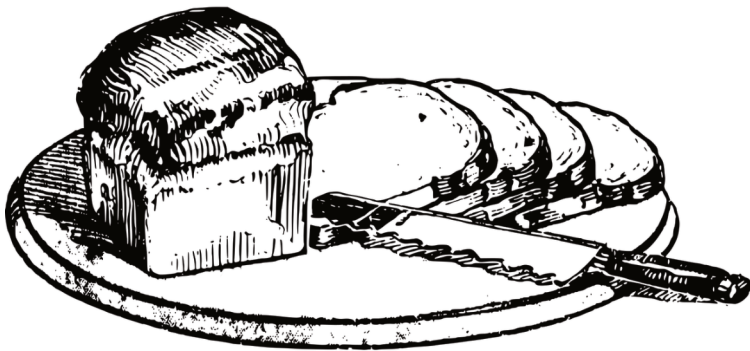
Fares legte eine Hand an ihre Wange und gab ihr einen zarten Kuss. »Nächstes Mal koche ich für dich.«

Ana spürte ein warmes Kribbeln auf ihren Lippen und presste die Hände auf die Brust. »Das wäre sehr schön.«

»Auf Wiedersehen, *ya rouhi*.«

Ana begleitete Fares hinaus. Nachdem er gegangen war, stand sie noch einige Minuten hinter der geschlossenen Wohnungstür und starrte die brüchige, grüne Farbe an, die Hände fest auf die Brust gepresst und tief atmend. Doch statt sich in das trudelnde Gedankenkarussell zu setzen, das verlockend mit seinen bunten Lichtern

klimperte, eilte sie in die Küche, um den Rest Artischocken aufzuwärmen.



KAPITEL 3: MIS EN PLACE

Ich verehere dich, und jeder Augenblick mit dir ist wertvoller als Gold. Die Melodie von *Ahwak* von Hafez auf den Lippen, knetete Ana Ma'amoulteig. Draußen vor dem Küchenfenster tobten ein paar Amseln durch den Kastanienbaum. Die Sonne malte bunte Kringel auf die Küchentheke, weil Melissa und Joseph letzte Woche die Scheibe mit Osterhasen aus Fensterfarbe verziert hatten. Eigentlich war das Ana gar nicht recht gewesen, denn das Zeug war praktisch nicht mehr abzubekommen, wenn es lange genug von der Sonne gegrillt worden war, aber da sie den Kindern einfach nichts abschlagen konnte und ihre Schwiegertochter versprochen hatte, alles bis Pfingsten zu entfernen, hatte Ana schließlich nachgegeben.

Die Wohnungstür krachte. »*Achlan, maman!*«, schallte Monas fröhliche Stimme heran. Sie kam in die Küche und umarmte Ana. Ihr fluffiges Haar kitzelte an Anas Nase und verbreitete den frischen Blütenduft ihres Pflegesprays. »Oh, backst du etwa Plätzchen? Meine Güte, wie lange haben wir das nicht mehr gemacht?« Monas Augen leuchteten. »Ich muss dir was erzählen.« Sie biss sich auf die Unterlippe und hibbelte auf und ab.

Ana hielt sie im Arm und sah sie erwartungsvoll an. »Ich bin ganz Ohr, *ya helw.*«

»Saskia hat *ja* gesagt. Ich hab sie gefragt, ob wir heiraten wollen, und sie hat *ja* gesagt!«

Ana strahlte. »Oh wie schön, das freut mich sehr! Wie wollen wir das feiern? Mit einer schöne Mezze und einer Flasche Merlot?«

Mona winkte ab. »Nein, wirklich, *maman*, bitte keine Umstände. Eine Familienpizza und der Gratis-Lambrusco von Pepe tun es vollkommen. Ah, fast vergessen.« Mona eilte in den Gang hinaus. »Ich habe die Post mit raufgebracht.« Sie reichte Ana einen kleinen Stapel

Neben dem Pfarrbrief, der neuesten Ausgabe eine-s Motorsportmagazins, das Tony seit zwanzig Jahren ummelden wollte, und zwei Werbefriefen war da noch ein goldener Umschlag im Grußkartenformat.

Fröhlich summend schenkte sich Mona ein Glas Wasser ein. »Ich fände es toll, wenn wir die Verlobung hier feiern würden. Nichts Großes, wie gesagt, Pizza von Pepe und vielleicht eine Torte von

Al-Mansour. Aber nur, wenn es dir nicht zu viel wird, die ganze Familie hier zu haben. Tony hat angeboten, dass wir zu ihm kommen, aber das ist dann wieder so viel Fahrerei. Was denkst du?«

Ana hatte nur mit einem halben Ohr zugehört, denn der goldene Umschlag enthielt eine edle, weiße Karte mit Schmuckprägung auf der stand:

Bestätigung
Mme. Ana Douhedani,
26. bis 29. April
1 Einzelzimmer mit Vollpension
Hotel L'Étoile du Lac, Vallée d'Argent, Lac Léman

Ihre Zahlung haben wir dankend erhalten.
Wir freuen uns auf Ihren Besuch!

Darunter war handschriftlich etwas ergänzt worden

Geständnis: Ich kann gar nicht kochen. Henrique ist jedoch außerordentlich gut darin. Es würde mich freuen, dich dort zu sehen. Fares.

Ana starrte die Karte an. Sie legte eine Hand vor den Mund und überlegte.

»Ist alles in Ordnung?« Mona trat neben sie und berührte sie sacht am Arm.

»Ja«, sagte Ana leise. »Ich weiß nur nicht, was ich davon halten soll.«

Mona nahm ihr die Karte ab und las. »Wer ist Fares?«

Ana lachte verschämt. »Das ist eine lange Geschichte.«

Mona setzte Kaffee auf. »Ich hab Zeit.«

Ana ließ sich auf den Stuhl mit dem wackeligen Bein am Küchentisch nieder. »Wo soll ich anfangen ...« Schließlich erzählte sie Mona in viel mehr Worten als sie geplant hatte von ihrer Begegnung mit dem Fotografen und seinem Abendessensbesuch im vergangenen Herbst. Mona strahlte. »Ach, wie wundervoll! Du solltest unbedingt gleich zusagen. Das ist ja schon in drei Wochen.«

»Ich weiß nicht. Soll ich wirklich einer Einladung eines Mannes folgen, den ich erst zweimal getroffen habe?« Ana nagte an ihrer Unterlippe.

»Na, du hast ihn doch schon in deine Wohnung gelassen, warum solltest du ihn nicht in einem schicken Hotel treffen? *L'Étoile du Lac*, warte, ich suche das mal raus.« Mona holte ihr Handy hervor. Nach ein bisschen Herumgetippe, gab sie einen anerkennenden Laut von sich. »Sieh dir das an! Du musst unbedingt zusagen, *maman*, das ist ein Traumhotel.«

Ana betrachtete die Bilder des Hauses am Genfer See, das stillen Luxus auf eine ganz und gar unpräventöse Weise ausstrahlte. Dazu der tiefblaue Glanz des Sees und die schneebedeckten Gipfel der Schweizer Alpen im Hintergrund und Ana fühlte sich, als wäre ihr Herz bereits dort. »Ich weiß nicht, Mona. Was erwartet er von mir? Wenn er alles im Voraus bezahlt hat, dann ... was hat er vor?«

Mona neigte den Kopf. »Warum fragst du ihn das nicht selbst?«

Ana sah aus dem Fenster. »Das sollte ich, nicht wahr?«

»Ich könnte dich begleiten«, schlug Mona vor. »Wenn er irgendwas tut, was dir unangenehm ist, oder du abreisen willst, bin ich da, um dir zu helfen.«

Ana nahm ihre Hand und lächelte dankbar. »Das ist lieb von dir, aber du hast hier deine Verpflichtungen.« Sie sah wieder nach draußen und dachte nach. Die Amseln hatten ihren Streit beigelegt und sich gegen ein rotes Eichhörnchen verbündet. Der gemeinsame Feind wurde unter hasserfülltem Getschilpe umflattert und bedrängt

Ana sah hinauf zu den Osterhasen und Küken, die mit der Kunstfertigkeit einer Vorschülerin angefertigt worden waren, und die Spiralen, die ihr einjähriger Enkel kreierte hatte. Wenn sie ehrlich war, wollte sie nichts lieber, als Fares im Vallée d'Argent treffen. Denn, falls er wirklich mehr wollte, als eine alte Frau, die ihn aus unerfindlichen Gründen faszinierte, zu einem Kurzurlaub einzuladen, dann wäre sie durchaus nicht abgeneigt. Immerhin hatte Evi ihn für *in Ordnung* erklärt.

Eine übernatürliche Gefahr ging also nicht von ihm aus und vor den mondänen Gefahren eines Luxusurlaubs mit einem attraktiven Mann fürchtete sich Ana nicht. Nein, was sie fürchtete, war eine Enttäuschung. Ihr Herz war zu alt, um noch einmal gebrochen zu werden. Fares war zwanzig Jahre jünger als sie, ein Weltenbummler, ein Lebemann, was wollte er mit einer wie ihr?

»Was will er von mir, Mona? Kannst du mir das sagen?«

Mona nahm ihre Hand und streichelte sie. »Ein Abenteuer vielleicht oder einfach nur einen schönen Urlaub. Spielt es denn eine Rolle?«

»Was, wenn ich ihn enttäusche? Seit dem Tod deines Vaters war ich mit keinem Mann mehr zusammen.« Ana runzelte die Stirn und zog die Schultern ein.

Mona lächelte ihr aufmunternd zu. »Wird es dann nicht höchste Zeit?« Sie strich ihr übers Haar. Die Berührung kitzelte sanft an ihren Ohren. »Du musst ihm ja nicht gleich dein Herz schenken. Hab einfach ein bisschen Spaß, ja?«

Ana schürzte die Lippen. Dann lächelte sie. »Du hast recht, *ya helw*. Warum sollte eine alte Frau keinen Spaß mit einem jungen Mann haben dürfen?«

Mona nickte nachdrücklich. »So sieht es aus!«

Ana stand auf und schrieb Fares, dessen Nummer sie nun sicherheitshalber abgespeichert hatte, eine Nachricht. »Wir sehen uns am 26.«

Weniger als zwei Minuten später schrieb er zurück: »Es ist mir eine Ehre.«

Ana presste eine Hand auf die Brust und die andere vor den Mund. Das würde wirklich ein Abenteuer. Besser, sie begann gleich mit dem Packen.

»Ich nehme an, dann machen wir das mit dem Pizzaessen lieber bei Tony?«, fragte Mona sacht.

Ana schüttelte energisch den Kopf. »Oh, nein! Ihr kommt alle am Samstag hier her. Sieh zu, dass Evi auch kommt, wenn du kannst, ich habe sie seit Tagen nicht gesehen.« Ana streichelte Monas Wange. »Und dann feiern wir deine Verlobung mit Saskia mit so viel Lambrusco wie wir vertragen können.« Ihr Lächeln wurde eine Spur unsicher. »Aber das mit dem Genfer See, das behalten wir mal sicherheitshalber für uns.«

Mona schmunzelte. »Keine Sorge, ich werde Tony nichts erzählen.«

Ana drückte ihre Tochter fest an sich und war in Gedanken schon beim Koffer packen.



Die Direktverbindung von München Hauptbahnhof nach Genf Cornavin dauerte sechs Stunden. Eine sehr lange Zeit, in der Ana mehrmals darüber nachdachte, auszusteigen und zurückzufahren. Aber sie hielt an ihrem Entschluss fest, dieses Abenteuer nicht an sich vorüberziehen zu lassen. In Genf angekommen, nahm sie ein Taxi, das sie direkt zum *L'Étoile du Lac* brachte. In natura wirkte das Hotel noch beeindruckender als auf den Bildern. Die makellose Fassade des im typischen Chalet-Stil gestalteten Gebäudes zierte ein geschnitzter Holzbalkon, von dem in dichten Büscheln pinkfarbene Geranien hingen.

Ana trat durch die automatische Tür in die Lobby. Das Marineblau ihres knielangen Kleides spiegelte sich im Marmorboden, die schwarzen Halbschuhe klackten sacht, während sie sich der Rezeption näherte. Das Innere des Gebäudes wirkte hell und luftig, obwohl es von außen gar nicht so groß aussah

An der Rezeption stand eine junge Frau, deren Haut so weiß schimmerte, dass Ana sich Sorgen um die Gesundheit des Mädchens machte

Automatisch wanderte Anas Hand zu der goldenen Halskette, die sie angelegt hatte, um ein wenig Eleganz zu verbreiten. Sie lag unter ihrem Seidenschal verborgen, weil Ana befürchtet hatte, jemand im Zug könnte zu großen Gefallen daran finden und sie ihr abnehmen.

Mit einem Lächeln sagte die Frau: »Bonjour, Madame. Willkommen im *L'Étoile du Lac*. Womit kann ich dienen?«

Obwohl Ana die sehr weiße Frau ein bisschen unheimlich fand, fühlte sie sich von ihr respektiert und erwiderte das Lächeln. »Bonjour. Ich habe eine Reservierung unter dem Namen Ana Douhedani.«

Die Rezeptionistin wandte sich ihrem Bildschirm zu. »Da sind Sie ja, Madame Douhedani. Willkommen in unserem Hotel. Wir freuen uns, dass Sie sich für uns entschieden haben.« Sie nahm Anas Daten auf, führte den Check-in durch und reichte ihre eine Schlüsselkarte. »Erster Stock, Zimmer 12. Monsieur Akhmatouni bat mich, Ihnen das hier zu geben.« Die Frau reichte Ana einen Umschlag. Darin befand sich eine Ansichtskarte von einem Restaurant namens *Le Papillon Blanc*. Auf der Rückseite stand: *Reservierung für 18 Uhr. Ich freue mich schon sehr, dich wiederzusehen.*

Ana schluckte. »Danke«, sagte sie und eilte mit ihrem winzigen Rollkoffer in den Aufzug. Das Einzelzimmer verfügte über ein

duftendes französisches Bett mit weißen Bezügen. Auf dem Kopfkissen lag ein in Goldpapier eingewickeltes Stück Schweizer Schokolade. Eine Flasche stilles Wasser und ein kleiner Obstkorb standen auf dem Tisch am Fenster, wo auch die Fernbedienung für den Flachbildschirm und die Gästeinformationen lagen.

Ana stellte den Koffer neben das Bett und sah aus dem Fenster auf den Genfer See. Der Blick war noch atemberaubender als sie ihn sich vorgestellt hatte. Das Glitzern und Funkeln des Wassers im Sonnenlicht ließ sie seufzen. Bis 18 Uhr waren es noch drei Stunden. Sie sah zu den Bergen und beschloss, einen Spaziergang zu machen, um sich nach der langen Zugfahrt die Beine zu vertreten.

Also nahm sie ihre Handtasche und ging hinaus auf die Straße. Beim Überqueren des Platzes in der Ortsmitte sah sie *Le Papillon Blanc*. Das kleine Restaurant schmiegte sich in die Häuserreihe und strahlte ein einladendes *Savoir-vivre* aus. Ana lächelte. Hier würde sie leicht hin zurückfinden. Sie wanderte die kopfsteingepflasterten Gassen hinauf bis zu einem Wanderweg, der sie einmal um das Tal herum und zurück zum Platz führte.

Als sie unter dem uralten Kastanienbaum in seiner Mitte auf einer Bank Platz nahm, sah sie Fares aus einem Gebäude am anderen Ende des Platzes kommen und mit schnellen Schritten zum *L'Étoile du Lac* hinübereilen. Erst wollte sie ihm winken, aber dann packte sie doch die Neugier. Sie schlenderte zu dem Huas hinüber, aus dem er herausgekommen war. Es war ein Wohnhaus, aber sein Name stand auf keinem der Klingelschilder. Seltsam.

»Ana!« Fares kam angelaufen und winkte ihr zu. Schnell wandte sie sich zu ihm um. Sein Aussehen hatte sich nicht verändert, ebenso wenig wie sein Kleidungsstil. Im Gegensatz zu ihr hatte er sich nicht die Mühe gemacht, für das Nobelhotel etwas anderes als sein übliches weißes Hemd, die schwarze Jeans und Turnschuhe zu wählen. Er erinnerte sie an Evi, die sich mit ähnlicher Vehemenz gegen stilvolle Kleidung wehrte. Das brachte sie zum Lächeln. Sie ging ihm entgegen.

»Was für eine große Freude, dich wiederzusehen, meine Liebe.« Er umarmte sie und küsste sie auf beide Wangen

Ana brauchte ein wenig zu lang, um sich aus der Umarmung zu lösen. Ihre Stimme zitterte leicht, als sie flüsterte: »Warum hast du

mich eingeladen, Fares? Ist das nicht viel zu teuer für eine Gelegenheitsbekanntschaft?«

Seine Augen funkelten. »Es muss ja keine Bekanntschaft bleiben.«

Ana presste eine Hand auf ihre Brust und lächelte. »Das ist wahr.«

Er führte sie in das *Le Papillon Blanc*, wo ein junger Kellner mit einem Pferdeschwanz und wunderschönen Wimpern sie an einem Zweiertisch im hinteren Bereich platzierte. Alles hier wirkte warm und herzlich. Ana fühlte sich sofort wohl. Fares bestellte eine Flasche Merlot und einen Brotkorb. Er hob sein Glas und sagte: »Auf einen unterhaltsamen Kurzurlaub.«

Mit einem Schmunzeln erwiderte Ana: »Auf ein lohnendes Abenteuer.«



Als sie einige Stunden später zum Hotel zurückkehrten, fühlte sich Ana erfüllt von der Wärme guten Essens, guten Weins und guter Gespräche. Henrique war tatsächlich ein Meister seines Fachs und Fares hatte jeden Gang ihres Menüs mit einer launigen Anekdote begleitet.

Ana zog ihren Schal enger um die Schultern und sah hinaus auf den See. »Ist es nicht seltsam, wie wir mit unseren Gedanken immer schon weiter sind als unsere Körper?« Sie wandte sich zu Fares um. »Wenn wir sitzen, gehen wir schon, wenn wir gehen, sind wir schon am Ziel, wenn wir am Ziel sind, zieht es uns weiter zum nächsten. Wäre es nicht besser, im Augenblick wahrhaft präsent zu sein und ihn voll auszukosten, bevor er verrinnt?«

Fares nahm ihre Hände und schmunzelte. »Willst du mir damit sagen, dass ich dich den ganzen Abend über mit meinen Geschichten gelangweilt habe und es an der Zeit ist, den Mund zu halten?«

Ana lachte. »Ganz und gar nicht. Es war mir eine Freude. Aber ich gestehe, dass ich ein wenig abgelenkt war.« Sie berührte seine Wange und vergrub die Finger in seinem Bart. Fares schmiegte sich in ihre Hand und schloss für einen Moment die Augen. »Ich will ehrlich zu dir sein«, sagte er. »Ich würde gerne mehr Zeit mit dir verbringen. Viel mehr. All diese Reisen wäre zu zweit so viel erfüllender. Möchtest du nicht ab jetzt mit mir kommen?«

Ana versuchte, den Schmerz zu verbergen, den sie bei seinen Worten empfand. »Das würde ich so gern, *ya fares*, aber ich habe Verpflichtungen. Meine Kinder und ihre Kinder brauchen mich. Ich kann sie nicht einfach sich selbst überlassen.«

Fares hob die Augenbrauen. »Sind deine Kinder nicht alle erwachsen?«

Ana wand sich. »Ja, schon, aber ...«

»Sollten sie nicht in der Lage sein, ihr eigenes Leben zu leben? Hast du ihnen nicht all die Jahre genug gegeben?«

Das hatte Ana ganz und gar nicht, jedenfalls nicht ihrem Empfinden nach. Besonders die ersten drei Jahre nach dem Tod ihres jüngeren Sohnes war sie in ein derart tiefes Loch gefallen, dass sie nicht nur niemandem genutzt, sondern außerdem eine enorme Belastung für alle dargestellt hatte. Bevor sie das nicht wieder gut gemacht hatte, verdiente sie ganz sicher keinen Ruhestand. Aber wie sollte sie das Fares erklären? »Es ist kompliziert«, sagte sie.

Er nickte. »Verstehe.« Sanft löste er sich von ihr. »Gehen wir zurück ins Hotel. Du bist sicher müde.« Er drehte sich um ging.

»Fares, warte.« Ana lief ihm nach und berührte seine Schulter. »Ich hoffe, du denkst nicht, es wäre eine Ausrede. Ich habe mich schon lange nicht mehr bei einem Mann so wohlgefühlt. Wenn es nach mir ginge ...«

Er drehte sich zu ihr um. »Aber es geht nach dir, *ya rouhi*. Das ist dein Leben. Deine Kinder sind erwachsen, sie werden lernen, ohne dich zurecht zu kommen. Du schuldest niemandem mehr etwas.«

Schweigend senkte Ana den Kopf.

»Wenn du nicht mit mir kommen willst, bist du mir keine Erklärung schuldig. Ein einfaches *Nein* genügt. Aber versuch nicht, mich glauben zu machen, die Entscheidung läge nicht bei dir. Was immer dir fehlt, es ist ganz sicher nicht die Zustimmung eines anderen Menschen.« Damit wandte er sich wieder um und ging weiter

Ana sah ihm nach, den Schal fest um die Schultern gezogen. Sie fröstelte. Sie wollte ihm nach, etwas sagen. Doch er hatte recht – ihre fehlte etwas, nämlich der Mut. Aber das musste nicht sein. Sie eilte zu ihm. »Fares.«

Er blieb stehen und richtete den Blick zum Himmel.

Ana trat an seine Seite. »Was du mir gezeigt hast, war wunderschön. Ich danke dir sehr dafür. Doch ich fürchte, in meinem Alter ist es nicht mehr so leicht, sich auf ein so grenzenloses Abenteuer einzulassen. Ich empfinde große Zuneigung für dich und ich würde gern mehr Zeit mit dir verbringen. Aber ich bin noch nicht bereit, dir überallhin zu folgen. Wie wäre es, wenn wir erstmal diesen Urlaub hier genießen, und dann vielleicht einen weiteren planen? Und dann sehen wir, wohin uns das führt?«

Fares wandte sich ihr zu. Seine Augen leuchteten. Er berührte sacht ihre Wange und beugte sich zu einem Kuss herab. Ana überbrückte die Distanz zwischen ihren Lippen und seinen. Er legte die Arme um sie und im hellen Mondlicht, begleitet vom sanften Rauschen der Brise über dem Genfer See, küssten sie sich. Anas Geist zerfloss in der Berührung, schwebte empor und flatterte wie ein Nachtfalter, der eine Laterne in der Dunkelheit gefunden hatte. Als sie wieder den Boden unter ihren Füßen spürte, lehnte sie den Kopf an seine Brust.

»Das klingt nach einer großartigen Idee, *ya rouhi*«, erwiderte Fares mit rauer Stimme.

Arm in Arm gingen sie zum Hotel zurück.

»Möchtest du morgen mit mir eine kleine Tour durch die Weinberge um Montreux unternehmen? Es könnte etwas feuchtfröhlich werden, aber auf Schloss Chillon gibt es derzeit eine Ausstellung zu den architektonischen Erhaltungsmaßnahmen der Burg, die uns im Anschluss vollständig ernüchtern dürfte.«

Ana lachte. »Nichts lieber als das.«



Am nächsten Morgen trafen sich Ana und Fares im Frühstücksraum des Hotels und tranken gemeinsam einen Kaffee

»Warum Montreux?«, fragte Ana. »Hast du diesen Ort ausgesucht, weil er nicht besonders weit weg von München und trotzdem wunderschön ist, oder bist du beruflich hier?«

Fares nahm sich ein Croissant aus dem Körbchen und bestrich es mit Marmelade. »Ein bisschen von beidem, aber hauptsächlich war ich hier um mit meiner ... meiner Buchhalterin zu sprechen.«

Ana runzelte die Stirn. »Deiner *Buchhalterin*?«

Fares halbierte das Croissant. »Ja, sie kümmert sich um meine Geldanlagen. Ich hatte ein paar wichtige Dinge mit ihr zu klären, und dachte, warum nicht das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden?«

Ana war nicht überzeugt. Gut, die Schweiz war für ihre Banken bekannt, sicher, aber irgendetwas verheimlichte ihr Fares, das spürte sie deutlich. Das Gedankenkarussell warf die Musikanlage und die Beleuchtung an, doch Ana fokussierte sich auf das Hier und Jetzt. »Sehr schön«, sagte sie nur.

Nach dem Frühstück ließen sie sich von einem Taxi zum Beginn der Weinguttour fahren. Ein kleiner, bulliger Bus mit einem ebenso kleinen, bulligen Fahrer brachte sie zu ihrer ersten Station, der treffend bezeichneten *Domaine de la Vigne Belle*, einem familiengeführten Betrieb ganz in der Nähe des Vallée d'Argent. Ein schlanker Mann um die dreißig mit schwarzen Locken und zarten Händen führte die kleine Gruppe durch den Weinberg und erzählte etwas über die Geschichte des Guts.

Da es ein herrlicher Tag war, fand die Verkostung draußen statt. Sie wurden zu einer langen Tafel im Innenhof des Hauptgebäudes gebeten, das offenbar nach römischem Vorbild errichtet worden war. Die Herrin des Weinguts, eine Frau um die Fünfzig mit der Ausstrahlung eines knisternden Herdfeuers, präsentierte ihnen drei Weine, einen weißen und zwei rote, zu denen ihre Kinder Oliven, winzige Käseschnittchen und Baguettescheiben mit Aioli reichten.

Die beiden sicher nicht älter als zwölfjährigen Kinder wuselten geschickt zwischen den andächtig lauschenden Erwachsenen umher, ersetzten leere Gläser durch frische und brachten stets einen neuen Teller heran, wenn von einem alle Schnittchen verschwunden waren. Ana musste sich zurückhalten, denn die Aioli schmeckte hervorragend und passte so gut zu dem Chardonnay. Sie verlegte sich darauf, mit den Kindern zu scherzen, die trotz ihres beeindruckenden Grads an Professionalität, bald mit einem breiten Grinsen auf Anas Spiele einstiegen.

Die Weinbauerin räusperte sich und machte eine energische Geste in ihre Richtung. Ana hielt sich die Hand vor den Mund, um ihr Grinsen zu verbergen, zog die Mundwinkel herunter und setzte sich aufrecht hin. Fares berührte sanft ihren Oberschenkel und raunte ihr zu: »Wird es dir schon langweilig? Sollen wir abbrechen?«

Ana legte ihre Hand auf seine. »Nein, tut mir leid. Kinder verleiten mich einfach immer zum Scherzen. Und in Kombination mit diesem herrlichen Wein, da ...« Sie kicherte. »Tut mir leid. Ich werde brav sein.«

Fares drückte ihre Hand. »Nein, nein, ich finde das sehr charmant.«
Ana kroch Wärme in die Wangen und sie lächelte.

Beim nächsten Weingut wurden sie von einem Mann in ihrem Alter durch die Verkostung geführt. Er sprach langsam, mit einem starken Schweizer Akzent, und reicherte seine Erzählung über die Weinproduktion mit Anekdoten aus seiner Jugend an. »Oft kamen die Mädchen aus dem Nachbardorf während der Weinlese zu uns, um sich ein Handgeld zu verdienen, ein paar Beeren zu naschen und den neuesten Tratsch aufzuschnappen«, begann er eine Geschichte.

»Oh, das wird gut«, raunte Fares Ana zu.

Sie hatte gerade eine Olive aufgespießt und nagte sie mit winzigen Bissen ab.

»An diesem Morgen jedoch hatte Vater die Ernte ausgesetzt, weil ein Großteil der Erntehelfer ausgefallen war. Damit hatte ich natürlich nichts zu tun.«

Ein Kichern brandete durch die kleine Gruppe. Ana nahm noch eine Olive.

»Als die Mädchen eintrafen, erzählten wir ihnen folglich, dass heute nicht gearbeitet werde und auf die Nachfrage, warum, zeigten wir ihnen«, er machte eine Kunstpause und eine bedeutungsschwere Geste, »das Bacchus-Ritual.« Der alte Winzer ließ die Worte wirken und fuhr fort: »Keine Sorge, Mesdames et Messieurs, alles völlig harmlos. Bei diesem Ritual brauchten wir nur ein Weinfass, ein wenig Traubensaft und ... ein Hühnchen.«

Die Gruppe lachte.

»Dieses stellte sich jedoch als überraschend wendig für sein Alter heraus – so, wie ich im Übrigen – weshalb wir ...«

Eine kleine Frau mit zahllosen Lachfalten und knotigen Händen kam herein und berührte den Winzer an der Schulter. Sie flüsterte ihm etwas ins Ohr. Der Winzer lauschte aufmerksam und sagte dann: »Mesdames et Messieurs, die Mädchen möchten Sie wissen lassen, dass der Rest der Geschichte leider privat ist.«

Scherzhaftes Buhen erklang.

Der Winzer schmunzelte. »Aber wie Sie sehen, war es ja erfolgreich.« Er tätschelte der Frau die Hand und sie schüttelte lachend den Kopf.

Fares wandte sich Ana zu. Seine Augen funkelten. »Ein hübsches Paar, nicht?«

Sie lehnte den Kopf an seine Schulter und streichelte seinen Arm.

Als sie zurück zum Bus gingen, hielt Ana seine Hand. Die Wärme in ihrem Inneren rührte nicht nur vom Wein. Sie war drauf und dran, sich auf dieses Abenteuer einzulassen, auch wenn ihr etwas unheimlich bei dem Gedanken war, ihr Herz noch einmal zu verschenken. »Bin ich nicht eigentlich viel zu alt für dich?«, fragte sie Fares.

Er sah hinauf zum strahlend blauen Himmel und sog tief die Luft ein. »Alter hat keine Bedeutung, *ya rouhi*. Jedenfalls nicht für Erwachsene. Es spielt keine Rolle dabei, was ich für dich empfinde.« Er wandte sich zu ihr um und sah ihr in die Augen. »Was für mich zählt, ist der Mensch, der du bist. Deine offene Art, dein liebevoller Umgang mit Menschen, deine Verspieltheit, dein herzliches Lachen und deine unbändige Lebensfreude. All das macht dich wunderschön. Ich könnte mir niemand besseren an meiner Seite wünschen.«

Ana schluckte. »Du möchtest mich an deiner Seite?«

»Würde dich das glücklich machen?« Fares nahm ihre Hände.

Sie nickte. »Ich glaube, ja.«

Fares neigte den Kopf, ein amüsiertes Blitzen in den Augen. »*Du glaubst?* Ich werde dich noch ein wenig überzeugen müssen, hm?«

Ana lachte. »Was hast du vor?«

Gemeinsam gingen sie zum Bus, während Fares nachdenklich brummte. »Ich denke, wir sollten die Weinguttour abbrechen und eine Bootsfahrt machen. Was hältst du davon?«

Ana gefiel die Idee, sodass sie sich vom Busfahrer verabschiedeten und mit einem Taxi abholen ließen.



Das kleine Kreuzfahrtschiff strahlte Eleganz und Nostalgie aus. Ana trat auf das polierte Holzdeck, die Messingbeschläge an der Reling glänzten im Sonnenlicht. Überall wehten bunte Wimpel, was den

rustikalen Charme noch verstärkte. Ana lehnte sich an die Reling und sah hinaus auf das ruhige Wasser des Genfer Sees. Wasser hatte immer eine beruhigende und gleichzeitig erhebende Wirkung auf sie.

Fares trat hinter sie und legte die Hände auf ihre Schultern. »Die Welt ist so groß und doch habe ich dich darin gefunden. Danke, dass du mir eine Gelegenheit gegeben hast, dir ein wenig von mir zu zeigen.«

Ana lehnte sich an ihn und ließ ihren Blick weich werden, sodass die Welt verschwamm und das Glitzern des Wasser bis in ihr Herz dringen konnte. »Teil deiner Welt zu sein, fühlt sich gut an«, erwiderte sie.

So standen sie eine Weile da, bis der Wind endgültig den Schal durchdrungen hatte und Ana zitterte. Fares legte den Arm um sie und führte sie ins Innere des Schiffes. Sie setzten sich an einen Tisch und tranken eine schöne Tasse heiße Schokolade mit irischem Kaffeeликör. Fares erzählte die Geschichte, wie er am Lake Louise Aufnahmen für ein Manager-Magazin gemacht hatte.

»Dieser Banff-Nationalpark in Alberta ist einer der schönsten Orte auf der Nordhalbkugel. Da kommt eigentlich nur noch Norwegen ran. Türkisfarbenes Wasser, majestätische Berggipfel, dichte Kiefern-wälder. Wie aus einem Märchenbuch.«

Ana lauschte mit einem Lächeln auf den Lippen. Die Begeisterung in seiner Stimme, wenn er von seinen Reisen erzählte, hatte etwas Ansteckendes. Was wäre denn so schlimm daran, ihn zu begleiten? Hatte sie nicht ohnehin vorgehabt, die Welt zu erkunden und ihre letzten Jahre in vollen Zügen zu genießen? Allerdings blieb natürlich die Kostenfrage.

Sie konnte nicht verlangen, dass er sie freihielt, aber sie wollte auch Evi nicht mit noch mehr Ausgaben belasten. Die arbeitete sowieso schon viel zu viel. Sicher, sie hatte eine gute Stelle, die viel einbrachte, aber es war nicht richtig, dass ihre alte Mutter das alles auf den Kopf haute, egal, wie sehr das Kind darauf bestand, dass es ihr die größte Freude war.

»Und dann zog der Affe das Tütü doch tatsächlich freiwillig an«, sagte Fares.

Ana blinzelte. »Äh, was?«

Er lachte. »Ah, da bist du ja wieder. War's schön an dem Ort, an den dich deine Gedanken getragen haben?«

Ana seufzte. »Wie man's nimmt.« Sie hob ihr Schokoladenhaferl auf und versteckte sich dahinter, während sie vorgab, daran zu nippen. »Fares, ich genieße das hier sehr.« Sie deutete auf die Umgebung. Vor dem Fenster zog die Küste vorbei, ein Chalet thronte auf einer Klippe, Dörfer schmiegt sich in die Berglandschaft. »Ich möchte das gerne öfter machen. Ich könnte mir sogar vorstellen«, *dich ganz in mein Herz zu lassen und mein Leben mit dir zu teilen*, dachte Ana, sprach es aber nicht aus.

»Ja?« Er sah sie interessiert an.

»Das die ganze Zeit zu machen. Hast du überhaupt einen festen Wohnsitz?«

Er wiegte den Kopf. »Eine kleine Wohnung in Toronto, eine etwas größere in Beirut. Beide sind allerdings vermietet.«

Ana dachte an ihr Drei-Zimmer-Wohnklo am Ostbahnhof, das sie trotz allem heiß und innig liebte. »Hm, daran werde ich mich gewöhnen müssen«, sagte sie.

Fares nahm ihre Hände. »Du denkst also ernsthaft über mein Angebot nach?« Er strahlte. »Das ehrt mich sehr, *ya rouhi*.« Sacht berührte er ihre Wange.

Ana lächelte zögerlich, dann beugte sie sich über den Tisch und küsste ihn.

Die Sonne versank langsam hinter dem Horizont und tauchte das Wasser in goldenes Licht. Das Schiff ankerte in Montreux, von wo Ana und Fares ein Taxi zurück zum Vallée d'Argent nahmen. »Jetzt haben wir das Schloss gar nicht besichtigt«, sagte Ana.

»Das machen wir morgen«, sagte Fares. »Jetzt brauche ich erst einmal was zu Essen.«

Sie gingen wieder zu Henrique, denn dort hatte es Ana ganz hervorragend geschmeckt und es lag quasi direkt gegenüber des Hotels

Ana bestellte sich Okraschoten. »Die habe ich noch nie auf der Speisekarte eines Restaurants außerhalb des Libanons gesehen«, sagte sie mit leuchtenden Augen.

Fares nickte wissend. »Das ist eine Karte, die Henrique speziell für mich zusammengestellt hat.«

»Du verbringst viel Zeit in diesem Schweizer Dörfchen für einen weltreisenden Fotografen«, neckte Ana.

»Jeder braucht seine Heimathäfen«, sagte Fares. »Selbst ein weltreisender Fotograf.«

»Was der vor allem braucht, ist seinen Verstand«, sagte eine Frau, die plötzlich hinter Fares aufgetaucht war. Sie wirkte so jung, kaum älter als vierzig, trug ein maßgeschneidertes Kostüm und ein dunkelblaues Halstuch. Das glatte, schwarze Haar fiel auf ihre Schultern, die Hände hatte sie in die Hüften gestemmt, und sah missbilligend auf Fares herab. Ana würdigte sie keines Blickes

»Olivia! Was führt dich hierher?« Fares stand auf.

»Könnte ich einen Moment mit dir unter vier Augen sprechen?«, sagte Olivia.

Fares runzelte die Stirn. »Kann das nicht warten? Ich sagte doch, ich würde am Montag vorbeikommen.«

Ana spürte unangenehm deutlich ihren Herzschlag. Ihr Blick suchte etwas, an dem er sich festhalten konnte

»Das kann nicht bis Montag warten. Wieso gehst du nicht ans Handy?« Olivia sah wütend aus, dabei aber kalt. Wie eine eisige Göttin der Herrschaft. Wer war sie? Seine Exfrau? Exfreundin? Oder ... ohne *Ex*? Ana stocherte mit der Gabel in ihren Okra, die ihr plötzlich giftig grün vorkamen.

»Ich hatte es ausgeschaltet, weil ich nicht gestört werden wollte.« Fares klang ärgerlich

»Wenn du nicht willst, dass sich dein Vermögen bis Montag dramatisch verkleinert hat, redest du jetzt mit mir«, sagte Olivia in scharfem Tonfall.

Also Exfrau, dachte Ana. Eine Exfreundin hatte in der Regel keine Auswirkungen auf das aktuelle Vermögen eines Mannes.

Fares wandte sich entschuldigend an sie. »Ana, es tut mir so leid. Ich bin gleich zurück.«

Sie setzte ein gezwungenes Lächeln auf und winkte ihm, zu gehen. Das Gedankenkarussell sprang mit lautem Knarzen an und drehte sich. Düdelnde Musik leierte Ana um die Ohren und das Blinken der Lampen stach ihr in die Augen. Sie rieb sich über die Stirn. Was machte es schon, dass er eine Exfrau hatte? Er war Mitte Fünfzig, es wäre seltsam, wenn es keine gäbe. Aber war sie überhaupt seine Ex? Vielleicht ließ er sich gerade scheiden? Vielleicht ging das schon seit Jahren. Vielleicht rangen sie um sein Geld,

denn davon musste er einiges haben. Aber warum stand sie plötzlich hier?

Dem Aussehen nach konnte sie durchaus Französin sein oder sogar Libanesin und dem Akzent nach sowieso. Aber warum war sie hier? Hatte er sich zuerst mit ihr getroffen, bevor er Ana herbat? Wohnte sie in dem Haus auf der anderen Seite des Platzes, aus dem Fares gestern gekommen war? Kam das enge Verhältnis zum örtlichen Restaurantchef daher, dass Fares hier wohnte oder es früher getan hatte?

Moment. Hatte er nicht gesagt, er wäre hier, um sich mit seiner Buchhalterin zu treffen?

Ana entspannte sich etwas. Natürlich, seine Buchhalterin. Sie beobachtete Fares und Olivia, wie sie draußen vor dem Fenster standen und lebhaft diskutierten. Das sah nicht wie ein Gespräch mit einer Buchhalterin aus. Eher wie ein Streit unter Eheleuten. Ana presste Daumen und Zeigefinger an die Nasenwurzel und schloss die Augen. Wo war sie hier hineingeraten? Als sie den Blick wieder hob, berührte Olivia Fares sacht am Arm. Das Gespräch war merklich ruhiger geworden. Sie lächelte ihn an, er erwiderte das Lächeln mit liebevollem Blick. Sie streichelte seine Wange

Ana hatte genug gesehen. Sie stand auf und verließ das Restaurant durch die Hintertür. Hastig eilte sie zum Hotel hinüber und packte ihren Koffer. Sie wickelte sich den Schal um den Kopf, wartete, bis ihr Taxi eintraf und ließ sich nach Genf Cornavin bringen. Sie erreichte den Nachtzug nach München gerade rechtzeitig und stieg ein. Ihr Handy hatte sie ausgeschaltet gelassen.

Vielleicht war Olivia seine Buchhalterin, vielleicht seine Ex. In jedem Fall war sie viel zu vertraulich mit ihm, als dass Ana ihr jemals wieder begegnen wollte. Oder ihm. Das Abenteuer war hübsch gewesen, solange es gedauert hatte. Es war ein Spaß, ein Appetithäppchen, eine schöne Illusion. Jetzt war es Zeit, heimzukehren, und sich den realen Dingen zuzuwenden.

Nun schaltete sie das Telefon doch ein und blockierte Fares' Nummer. Es war besser, ihn schnell zu vergessen, bevor das Loch in ihrem Herzen zu groß wurde, um es zu ignorieren.

KAPITEL 4: SOUPE SURPRISE

Evi stand am Herd und rührte Eier in angebratene Zucchini

Ana starrte ihren Hinterkopf an und grübelte. »Habe ich einen Fehler gemacht?«, fragte sie niemand bestimmtes.

Evi stellte die Pfanne mit der Eier-Zucchini-Mischung in den Ofen. »Was? Wieso?«

In knappen Worten berichtete Ana von ihrem Wochenende am Genfer See. Evi setzte sich auf den wackeligen Stuhl am Fenster und sah sie mitfühlend an. »Weißt du, wenn dieser Fares dir das Herz gebrochen hat, kann ich ihm jederzeit einen Besuch abstatten und ihm die Beine brechen.«

Ana lachte und hob abwehrend die Hände. »Ich weiß das zu schätzen, *habibi*. Aber ich glaube, Fares ist nicht das Problem. Ich bin es.«

»Findest du? Warum?« Evi stellte zwei Teller auf den Tisch. Ana war froh, dass sie nach ihrer Rückkehr ihre Tochter angetroffen hatte, denn vor ihrer Abreise war Evi wieder eine ganze Weile untergetaucht gewesen. Sie sprachen nie darüber, aber Ana vertraute darauf, dass Evi einen guten Schutzengel hatte. Bisher jedenfalls schien immer alles irgendwie gut gegangen zu sein.

»Ich weiß gar nicht, wer diese Frau war. Wahrscheinlich war sie wirklich einfach nur seine Buchhalterin. Aber ich kann das nicht, Evi. Ich kann nicht mit ansehen, wie eine andere Frau sein Gesicht berührt oder er sie liebevoll anlächelt, egal, ob Exfrau oder Buchhalterin.«

Das Piercing in Evis Unterlippe wippte auf und ab. Das tat es immer, wenn Evi nachdachte. »Warum eigentlich nicht? Ich meine, ist doch nichts dabei, wenn er am Ende des Tages in deinem Bett liegt und nicht in ihrem.«

»Also wirklich, Evi!« Entrüstet richtete sich Ana auf und strafte ihre Tochter mit einem tadelnden Blick. »Erstens funktioniert eine Beziehung zwischen zwei Menschen nur, wenn beide ehrlich sind und sich gegenseitig mit dem nötigen Respekt behandeln.« Anas Wangen wurden warm. »Und zweitens ist hier niemand in irgendjemandes Bett gewesen.«

»Das ist aber schon bisschen schade, finde ich.« Evi holte die Auflaufform aus dem Ofen und verteilte die Eier auf die beiden Teller.

»Ich auch«, murmelte Ana.

Evi stellte die Teller auf den Tisch. »Vergiss den Typen. Es gibt genug andere Männer. Sag Bescheid, wenn ich dir mal einen vorstellen soll.«

Ana schnaubte. »Du redest aber nicht wieder von diesem jungen Mann aus deiner Arbeit, oder?«

Evi stutzte. »Wer? Peter? Nein, das ist doch schon ewig her, dass ich euch verkuppeln wollte. Das war bevor ich wusste, dass er mit Rob verheiratet ist.«

Ana sah aus dem Fenster in den trüben Morgen. Am Genfer See war das Wetter so schön gewesen.

»Aber ich hab da einen Bekannten, der Bassist bei *Twelve Thorns Upwards* ist, das ist 'ne ziemlich geile Grindcore Band aus Zwiesel. Sein Vater ist ungefähr in deinem Alter und redet seit Jahren davon, dass er ...«

Es klingelte an der Tür.

»Ich geh schon.« Evi legte die Gabel weg und stand auf.

Ana überkam ein seltsames Gefühl, als Evi die Tür öffnete. Sie trat in den Flur und sah hinunter. Die Hände auf die Brust gepresst, versuchte sie, ruhig zu atmen. Evi hatte die Tür nur einen Spalt breit geöffnet und verdeckte die Sicht. Von draußen drang eine warme, tiefe Männerstimme. Ana wusste genau, wem sie gehörte. Wohin sollte sie flüchten?

Hier gab es keine Hintertür und um sich im Bad einzusperren, war sie nicht mehr Teenager genug. Überhaupt, was tat sie hier eigentlich? Wenn Fares den ganzen Weg hierhergekommen war, sollte sie vielleicht hören, was er zu sagen hatte.

Evi drückte die Tür ganz auf und ließ ihn herein. Er sah zerzaust aus, das Hemd abgeregnet, die Haare wild in alle Richtungen abstehend und eine tiefe Verzweiflung im Blick. Ana brach gleich wieder das Herz, diesmal jedoch vor Mitgefühl. Fares presste eine Schachtel vor seine Brust, als wäre sie ein Schild.

»Er hat Beignets mitgebracht, also hab ich gesagt, er darf reinkommen«, erklärte Evi. Sie nahm Fares die Schachtel ab und ging in die Küche

Seines Schuldsschildes beraubt, verknötete Fares die Finger in einander und ließ den Blick über die Garderobe schweifen, bevor er

Ana ins Gesicht sah. »Es tut mir leid«, sagte er. »Ich hätte es dir gleich erklären sollen.«

Ana verschränkte die Arme. »Was denn?«

»Olivia und ich, wir kennen uns schon sehr lange. Sie ist seit vielen Jahren meine Vertraute, kümmert sich um meine Finanzen und regelt auch all den anderen Papierkram.«

Ana zog die Augenbrauen hoch und schwieg.

»Aber sie ist nicht meine Partnerin. Ich meine, gewissermaßen sind wir Partner, aber vollkommen platonisch. Olivia ist meine beste Freundin. Verstehst du?«

Ana überlegte. »Ich bin mir nicht sicher«, erwiderte sie

»Ich weiß, das klingt komisch, doch wir kennen uns schon ewig und vertrauen uns. Aber sie ist nicht die Frau, die ich an meiner Seite haben will. Das bist du.«

Ana schnaubte. »Ich verstehe dich einfach nicht, Fares. Du hast so eine wunderhübsche Freundin«,

»Eine Freundin, mehr nicht«, unterbrach er.

Ana blieb unbeirrt. »Und doch umwirbst du ein altes Weib wie mich. Warum? Ich sagte dir doch schon, dass ich kein Geld habe.«

»Und ich sagte dir, dass mich Geld nicht interessiert! Deshalb war auch Olivia so aufgebracht. Am Freitag, kurz bevor wir uns trafen, habe ich Henrique als Angel Investor für seine Neueröffnung in Montreux zugesagt, ohne das mit Olivia abzusprechen. Sie war außer sich.«

»Angel Investor? Was bedeutet das?«, fragte Ana.

»Ich habe einen Großteil meines Privatvermögens in sein Restaurant investiert, in der Erwartung, dass es in ein paar Jahren weitaus mehr abwerfen wird.«

Ana verzog das Gesicht. »Ich kann verstehen, dass Olivia darüber nicht glücklich war.«

Fares schüttelte den Kopf. »Weil du Menschen nicht so siehst wie ich. Henrique wird erfolgreich sein, weil er authentisch und herzensgut ist. Menschen spüren, ob es jemand gut mit ihnen meint. Und deshalb wird sein Restaurant Zulauf finden wie kein zweites in Montreux.«

Seufzend nahm Ana die Arme herunter. »Möchtest du vielleicht reinkommen? Also so richtig, statt hier im Flur zu stehen?«

»Sehr gern«, erwiderte Fares.

Ana führte ihn ins Wohnzimmer. Evi hatte die Küchentür geschlossen, Geschirr klapperte.

»Mal angenommen, ich glaube dir diese Geschichte mit Olivia und Henrique.« Ana setzte sich in ihren Sessel und bot ihm das Sofa an. »Dann erklärt das trotzdem nicht, warum du hier bist. Was willst du wirklich, Fares? Bitte, sei ehrlich zu mir. Ich muss dir vertrauen können.«

Fares beugte sich vor und verschränkte die Finger ineinander. »Ana, ich weiß, dass dir das seltsam vorkommt, aber von dem Moment an, in dem wir uns begegneten, fühlte ich mich zu dir hingezogen. Wenn ich dich ansehe, sehe ich dieses Leuchten unermesslicher Stärke und das hat mich in deinen Bann gezogen. Erst wollte ich nichts weiter als einen schönen Abend mit dir verbringen. Aber als du mich hierher in dein Haus eingeladen hast, hat das etwas in mir verändert.«

Kopfschüttelnd wandte er sich ab. »Nie im Leben habe ich daran gedacht, sesshaft zu werden. Bis ich mich zum ersten Mal in diesem Zimmer niederließ und du das Essen an den Tisch brachtest.« Er lachte. »Ich weiß, das klingt verrückt und ich weiß, dass das Verliebtheit ist und die allein für eine Beziehung nicht ausreicht. Aber ich bin bereit, zu investieren.«

Ana schmunzelte. »In Henriques Restaurant?«

»In uns! In diese Beziehung.« Er kniete sich vor sie und nahm ihre Hände. »Wenn du bereit bist, mir eine Chance zu geben.« Er deutete mit dem Kopf in Richtung Decke. »Dann ziehe ich auch nach München. Aber lieber wäre es mir, du kämst mit mir zurück nach Montreux.«

Ana hielt seine Hände fest und spürte, wie ein Gefühl von Wärme und Trost sie überkam. Die Mauern, die sie um ihr Herz errichtet hatte, gerieten ins Wanken. »Ich denke, es ist einen Versuch wert«, sagte sie mit einem Lächeln.

Fares nahm sie in die Arme und küsste sie. Ana schloss die Augen und gab sich ganz der Berührung hin.

»Hey, ich hab die Beignets aufgewärmt und ach herrje, schönen Sonntag noch, ich muss los.« Evi pfefferte die Schüssel auf den Esstisch und eilte hinaus. Kurz darauf krachte die Haustür.

Ana sah ihr besorgt nach, doch Fares lenkte ihren Blick sanft zu ihm zurück. »Warme Beignets, hm?« Er nickte in Richtung des Esstischs.

Ana streichelte seine Wange. Ihr Herz schlug in ihrer Kehle, als sie mit leiser Stimme sagte: »Eigentlich wäre mir jetzt eher nach einer anderen Süßigkeit zumute.«

Fares verstand nicht gleich, doch dann rötete sich sein Gesicht schlagartig. Er lächelte. »Bist du sicher?«

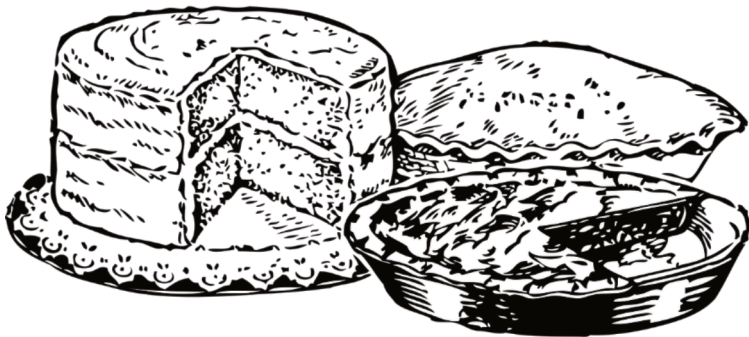
Sie nickte. »Allerdings ist es dreißig Jahre her, dass ich das zuletzt gemacht habe. Ich bin vermutlich ein bisschen eingerostet.«

Fares schmunzelte, sein Blick war voller Zärtlichkeit. »Wir kriegen das hin.«

Auf dem Weg ins Schlafzimmer war sich Ana des Bodens unter ihren Füßen ungewöhnlich deutlich bewusst. Sie hielt Fares' Hand fest und konzentrierte sich ganz auf das Hier und Jetzt. Alles andere konnte sie sowieso nicht beeinflussen. Während sie sacht die Tür hinter sich schloss, überkam sie ein Gefühl der Vorfreude auf die Zukunft, das sie so noch nie empfunden hatte. Was auch immer vor ihr lag, sie würde es mit allen Sinnen genießen

Bis sie ins Wohnzimmer zurückkehrten, waren die Beignets schon lange kalt.

Ende.





Rezepte

Für die Planung dieses Buches bat ich meine Mutter, mir einige ihrer Lieblingsrezepte zu nennen, diese habe ich nun hier so, wie sie mir von ihr diktiert worden sind, gesammelt. Da die Rezepte aus einem klassischen libanesischen Kochbuch stammen, das etwa 70 Jahre alt ist, sind die Angaben eventuell etwas gewöhnungsbedürftig und immer auf eine Großfamilie ausgelegt. Die Mengen lassen sich aber nach Belieben an kleinere Gruppen anpassen und Angaben wie beispielsweise »5kg kochendes Wasser« fand ich zu authentisch, um sie wegzulassen. Viel Spaß beim Nachkochen und lass es mich wissen, wie es gelaufen ist!

Vorspeisen

FATTOUSH

Viele kennen Tabouleh, den klassischen libanesischen Vorspeisensalat, schon, deshalb gibt es hier stattdessen ein Rezept für Fattoush, den ich persönlich lieber mag.

Zutaten:

- 250 g arabisches Fladenbrot, gegrillt und geschnitten
- 1kg Gurke, klein geschnitten
- 1kg Tomaten, klein geschnitten
- 15g Knoblauch, zerdrückt mit bisschen Salz
- 20g Salz
- 300g Zwiebeln, klein geschnitten

150g Olivenöl
250g Granatapfelsaft
Etwas Minze und Portulak

Zubereitung:

Das Gemüse vermischen, Salz und Knoblauch dazugeben, Öl und Granatapfelsaft unterrühren. Zum Schluss Minze und Portulak dazugeben. Das Brot mit kaltem Wasser anfeuchten und den Salat darauf anrichten. Vor dem Servieren etwas Granatapfel-, Zwiebel- und Apfelstückchen drüberstreuen.

K I B B E H

Hackfleischbällchen gibt es überall auf der Welt, aber keine sind so lecker wie Kibbeh. Für den Extra-Kick ein paar Pinienkerne in die Mitte geben.

Zutaten:

1kg Rindfleisch oder Lamm, sehr fein faschiert
525g brauner Bulgur
150g Zwiebeln
45g Salz
400g Öl zum Braten
Pfeffer, schwarz und weiß

Zubereitung:

Erst Fleisch und Zwiebeln zu feinem Tartar verarbeiten, dann mit dem Bulgur vermischen. Ein bisschen Eis sorgt dafür, dass das Fleisch zusammenhält. Der Teig sollte sehr weich und geschmeidig sein. Mit Salz und Pfeffer würzen. Nun aus der Masse kleine Eier formen, jeweils an den Enden spitz zulaufend. Bei mittlerer Hitze in Öl braten. Dazu passen eine feine Joghurtsauce und Salat.

GEFÜLLTE MANGOLDBLÄTTER

Das Rezept funktioniert auch gut mit Weinblättern, die meiner Erfahrung nach leichter zu bekommen sind als Mangold. Super lecker, nicht nur als Vorspeise!

Zutaten:

2,5kg Mangold
300g Reis, 1 Stunde in warmem Wasser eingeweicht
300g Tomaten, sehr fein gewürfelt
2 Bund Petersilie, fein geschnitten
25g Salz
1g Pfeffer
200g Öl
1kg Tomatenscheiben
150g Zitronensaft
500g gekochtes Wasser
300g Schalotten, fein gewürfelt
1 Dose Kichererbsen

Zubereitung:

Stiele abschneiden und beiseite stellen, Mangoldblätter mit kaltem und warmem Wasser waschen, damit sie weicher werden. Aus dem Reis und den fein gewürfelten Tomaten mit Salz, Pfeffer, Petersilie und geriebener Zwiebel sowie dem größten Teil des Öls ein Gemisch erstellen und damit die Blätter füllen. Die Stiele werden unten in den Topf gelegt, darauf kommt die Hälfte der Tomatenscheiben sowie der Rest Öl. Anschließend werden die Blätter hineingestapelt. Darüber kommen die restlichen Tomatenscheiben und das Salz. Nun mit dem kochenden Wasser übergießen, einen Teller oben auflegen, damit die Blätter sich nicht beim Kochen entrollen und auf hoher Flamme zum Kochen bringen. Etwa eine Stunde lang auf kleiner Flamme köcheln lassen. Zum Ende der Garzeit den Zitronensaft hinzugeben. Mit Zitronenscheiben servieren. Dazu passen eine leichte Joghurtsauce und Fladenbrot.

EI MIT ZUCCHINI

Ein weiterer internationaler Klassiker auf libanesischer Art interpretiert. Eier gehen einfach immer, besonders mit Zucchini. Aber auch Auberginen sind prima, wenn etwas Abwechslung gefragt ist.

Zutaten:

8 Eier
500g Zucchini, ganz klein gewürfelt
50g Zwiebeln, fein gewürfelt
180g Butter
5g Knoblauch, fein gewürfelt oder gepresst
20g Salz
3g weißer Pfeffer

Zubereitung:

Zwiebeln und Knoblauch in einer Pfanne mit Butter glasig dünsten, danach Zucchini rein und ca. 30 Minuten garen lassen. Die Eier darüber schlagen und mit Pfeffer und Salz würzen. Wer möchte, kann 200g fein gewürfeltes Fleisch braten und dazugeben. Die Pfanne in den Ofen geben und bei 180 °C stocken lassen, bis die Eier fest sind. Dazu passt Fladenbrot.



Hauptgerichte

OKRA MIT FLEISCH UND REIS

Die Schoten des Okra oder Gemüse-Eibisch, auch als Gombo bekannt, werden häufig in der mediterranen Küche verwendet und wegen ihrer einzigartigen Textur geschätzt, die von knackig im rohen Zustand bis hin zu geleeartig im gekochten Zustand reichen kann. Aufgrund ihrer natürlichen Verdickungseigenschaften sind sie ideal für Suppen und Eintöpfe. Außerdem ist Okra reich an Nährstoffen und Ballaststoffen, Vitamin C und K sowie Antioxidantien.

Zutaten:

1,2kg grüne Okraschoten, kleine
400g Rindfleisch oder Lamm, fein geschnitten
1,2kg Tomaten, in Scheiben, ohne Kerne
30g Butter zum Braten
250g kochendes Wasser
35g Salz
20g Knoblauch
2 Bund frischer Koriander oder 5g trockener
250g Zitronensaft oder 100g Granatapfelsaft

Zubereitung:

Als Erstes die Stiele der Okraschoten entfernen, waschen und gut abtropfen lassen. Das Fleisch mit der Butter in einem Topf braten, bis es gar ist, mit Knoblauch und Koriander würzen und 3 Minuten auf hoher Flamme durchgaren. Fleisch beiseitelegen und die Okraschoten im selben Topf halb durchbraten. Die restliche Butter aus dem Topf zum Fleisch geben, dann im selben Kochtopf die Hälfte der Tomatenscheiben einlegen und dann darauf erst das Fleisch, dann die Okraschoten stapeln, zum Schluss die restlichen Tomaten darauf geben. Salzen und mit dem kochenden Wasser übergießen, sodass alles knapp bedeckt ist. Aufkochen lassen, Zitronensaft oder Grenadine hinzugeben und für ca. 30 Minuten köcheln lassen. Dazu passt Beilagenreis mit Fadennudeln (Rezept siehe S. 233).

MLOUKHIEH MIT HÜHNCHEN

Mloukhieh ist ein beliebtes Gericht der libanesischen Küche und wird aus den Blättern des Muskraut hergestellt, in Deutschland meist als Molokhia angeboten, die fein gehackt und gekocht werden

Für die Zubereitung werden die Blätter normalerweise mit Hühner- oder Rinderbrühe und verschiedenen Gewürzen gekocht, die du nach dem Rezept unten selbst herstellen oder einfach fertig verwenden kannst

Mloukhieh ist für seinen reichen, erdigen Geschmack und seine herzhafte Konsistenz bekannt. Es ist klassisches Comfort Food und sehr nahrhaft.

Zutaten:

- 2 ganze Hühner
- 700g Rinder- oder Lammkotelett
- 3kg Muskraut (Mloukhieh) mit Stielen
- 200g Schalotten, fein gewürfelt
- 150g Butter zum Anbraten
- 50g Knoblauch, fein gepresst, mit Salz
- 2 Bund Koriander
- 200g weiße Zwiebeln, fein gewürfelt
- 250g Essig, um die Zwiebeln einzulegen
- 10g getrockneter Koriander
- 15g Salz für Knoblauch
- 15g Salz für das Hühnchen
- 400g arabisches Brot, gegrillt, oder 500g Weißbrot

Zubereitung:

Für die Brühe die ganzen Hühnchen und Koteletts waschen. Die Butter schmelzen und die Schalotte anbraten, mit Knoblauch, Salz, frischem und getrocknetem Koriander würzen, bei mittlerer Flamme 4 Minuten unter Rühren kochen lassen. Dann das Hühnchen und die Koteletts dazugeben, mit heißen Wasser bedecken und 2 bis 3 Stunden kochen lassen. Das Fleisch herausnehmen, alles in Stücke schneiden und in einem separaten Topf bereitstellen. Nun die Mloukhieh-Blätter waschen und sehr fein schneiden, in den Topf geben und je nach

gewünschter Textur 10 bis 20 Minuten kochen lassen. Den Eintopf in eine Servierschüssel und das Fleisch in eine andere geben. Die Zwiebeln werden fein geschnitten und in Essig oder noch besser Zitronensaft eingelegt und bereitgestellt. Nun können alle ihre Teller selbst mit Mloukhieh, Fleisch und Zwiebeln anrichten. Dazu passt der Beilagenreis von S. 233.

ZACKENBARSCH MIT TAHINEH

Der Zackenbarsch, libanesisch Lekoss, ist ein beliebter Speisefisch aus dem Mittelmeer. Er findet in vielen mediterranen Rezepten Verwendung, ist aber in Mitteleuropa nicht besonders verbreitet. Daher kann für dieses Rezept auch Heilbutt oder Kabeljau verwendet werden oder ein anderer Fisch mit fester Textur und mildem Geschmack. Die Tahineh verleiht ihm eine zarte Sesamnote und den typisch libanesischen Geschmack.

Zutaten:

2,5kg Barsch
600g Tahineh
300g Zwiebeln, Streifen
200g Öl zum Braten der Zwiebeln
600g Zitronensaft oder Grapefruitsaft
30g Salz
300g kaltes Wasser

Zubereitung:

Ein Backblech einölen und Fischfilets darauflegen. Die Zwiebelstreifen leicht anschwitzen. Tahineh mit Zitronensaft und Wasser so weit verdünnen, bis sie so weich wie frische Sahne wird, und salzen. Das Öl vom Anbraten der Zwiebeln und die Tahina mit dem Zitronensaft über den Fisch geben, wenden und andere Seite ebenfalls einstreichen. Dann alles bei 180 °C Umluft oder 200 °C Ober- und Unterhitze für ca. 15 bis 20 Minuten braten, bzw. bis der Fisch gar ist und sich leicht mit der Gabel teilen lässt. Dazu gehört der Beilagenreis in der Variante für Fisch (S. 233.)

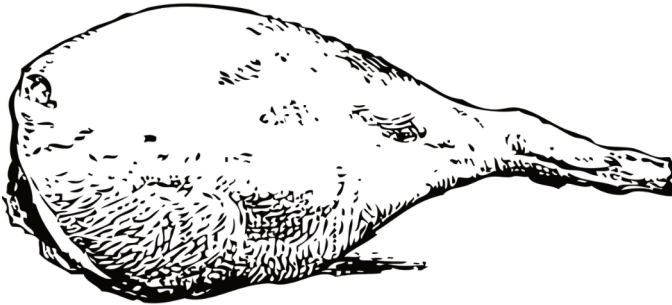
ARTISCHOCKEN MIT LAMM

Zutaten:

16	Artischocken, geputzt und halbiert
400g	Lamm oder Rind, kleingeschnitten
150g	Butter
50g	Zwiebeln fein gewürfelt
20g	Mehl
29g	Salz
1,5g	Pfeffer
1,2kg	kochendes Wasser

Zubereitung:

Zwiebeln fein würfeln, in Butter anbraten, Fleisch dazugeben und mitbraten. Etwas Mehl darüber streuen und unterrühren. Das kochende Wasser darüber gießen und 1 bis 2 Stunden kochen lassen, je nach verwendetem Fleisch und gewünschter Zartheit. Die Artischocken von den äußeren Blättern befreien, den oberen Teil abschneiden und halbieren. In den Topf geben, mit Salz und Pfeffer würzen, und für weitere 20 bis 30 Minuten kochen. Währenddessen den klassischen Beilagenreis zubereiten und vor dem Servieren mit den Artischocken und dem Fleisch vermischen.



BEILAGENREIS

Klassisch

Zutaten:

2 Tassen Reis
75g Fadennudeln
1 EL Margarine zum Braten
4 Tassen Wasser

Zubereitung:

2 Tassen Reis eine Stunde in kaltem Wasser einweichen. 1 Esslöffel Margarine in einem Topf erhitzen, darin die Fadennudeln unter Rühren anbraten bis sie braun werden. Vom Feuer nehmen und mit dem abgetropften Reis vermischen. Nochmal kurz unter Rühren anbraten. Nun 4 Tassen kochendes Wasser angießen und den Reis ca. 15 bis 20 Minuten auf kleiner Flamme garen lassen, bis das Wasser fast komplett weg ist, dabei ein- oder zweimal umrühren. Weitere 5 Minuten ohne Hitze ziehen lassen, bis das restliche Wasser abgedampft ist.

Zu Fisch

Zutaten:

225g Öl
650g Reis, 1 Stunde in warmem Wasser eingeweicht
500g Zwiebeln, in Ringe geschnitten
125g Pinien
25g Salz
3-4g Safran
500g kochendes Wasser

Zubereitung:

Pinien in Öl braten und herausnehmen. Zwiebeln im selben Öl glasig dünsten und den größten herausnehmen. Der Rest bleibt mit dem Öl im Topf, den eingeweichten Reis dazugeben, mit Salz und Safran würzen und kurz anbraten. Dann das kochende Wasser dazugeben, kurz aufkochen lassen und 20 Min. auf kleiner Flamme köcheln lassen. Vor dem Servieren mit den Zwiebeln und den Pinien bestreuen.

Nachspeisen

MUGHLI

Mughli wird in vielen orientalischen Ländern traditionell zur Geburt eines Kindes zubereitet. Wenn du nicht so lange warten willst oder das schon hinter dir hast, eignet sich diese herbe Süßspeise auch hervorragend zur Feier eines jeden Neubeginns – und sei es nur der Montagmorgen, der eine neue Woche einläutet. Die Gewürzmischung fördert außerdem die Verdauung und unterstützt bei Stillenden die Milchbildung.

Zutaten:

400g Reismehl

125g Kümmel

1kg Zucker

40g Fenchel

20g Anis

20g Zimt

5,5kg Wasser

Pistazien, Pinien, Walnüsse, Kokosnussraspeln, Mandeln

Zubereitung:

Wasser in einem Topf zum Kochen bringen. Das Reismehl erst in kaltem Wasser anrühren, dann unter ständigem Rühren in den Topf geben. Fenchel, Anis, Kümmel und Zimt hinzugeben, dabei ständig weiterrühren. Zum Schluss den Zucker hinzufügen und bei hoher Flamme und ständigem Rühren kochen bis die Masse eindickt. In Dessertschälchen füllen und nach Belieben mit Pistazien, Pinien, Walnüsse, Kokosnussraspeln und Mandeln garnieren.

Werden ungeschälte Nüsse verwendet, sollten diese 3 Minuten in heißem Wasser gekocht werden, dann lassen sie sich leicht schälen.

MA'AMOUL

Ma'amoul ist ein traditionelles orientalisches Gebäck, das in der Regel zu festlichen Anlässen gebacken wird, insbesondere zu Ostern. Ma'amoul sind mit Datteln oder Nüssen gefüllte Kekse und werden in der Regel als kleine runde oder kuppelförmige Taler gestaltet. Wenn du sie öfter backen willst, lohnt es sich, eine entsprechende Holzform anzuschaffen. Sie können aber auch einfach mit der Hand zu flachen Talern geformt werden.

Zutaten:

Teig

900g	Hartweizengrieß
150g	Mehl
400g	Butter geschmolzen
175g	Rosenwasser
25g	Orangenblütenwasser

- Alle Zutaten verkneten
- Mit Weihrauch segnen (optional)
- 10 Stunden stehen lassen, dann nochmal kneten

Füllung

Dattelmus

1kg	Datteln
120g	Butter
50 ml	heißes Wasser

Datteln pürieren, mit Butter verkneten

(Für das Rezept sollten auch 500 g Dattelmus reichen.)

Oder Nüsse

200 g	Pistazien
50 g	Zucker
1/2 TL	Zimt

Die Hälfte der Pistazien grob mahlen, mit Zucker und Zimt vermengt und dann noch etwas Orangenblütenwasser und ca. 1-2 TL Zuckersirup dazugeben.

Zubereitung:

Backofen auf 150 °C vorheizen.

Jeweils 1-2 EL Teig nehmen und in der Handfläche zu einer Kugel formen.

Eine Mulde in die Kugel drücken und die Mulde mit dem Finger erweitern, damit Platz für die Füllung entsteht.

Ca. 1 TL Füllung in die Mulde geben und die Mulde wieder verschließen und erneut zu einer Kugel formen. Gefüllte Kugel leicht in die Ma'amoul-Form drücken, Keksboden flachdrücken und anschließend den Keks aus der Form klopfen.

Ma'amoul für ca. 25 Minuten im vorgeheizten Backofen backen.

Kekse aus dem Ofen holen, abkühlen lassen und anschließend mit Puderzucker bestäuben

K N E F E H

Bei meinen Reisen in den Libanon gab es eine Konstante: Knefeh bil jibneh zum Frühstück. Die warme, klebrige Süßspeise mit extra viel Sirup und dem Kaak-Brot (siehe nächstes Rezept) ist einfach das beste Frühstück der Welt. Jeden Tag solltest du es dir vielleicht nicht gönnen, denn es hat gefühlt eine Million Kalorien pro Portion, aber der perfekte libanesische Tag beginnt nun mal damit.

Zutaten:

200g Kadaif (geschredderter Blätterteig)

150g ungesalzene Butter, geschmolzen

200g Akkawi-Käse (oder Mozzarella als Ersatz)

100g Ricotta

1 Tasse Zucker

1 Tasse Wasser

1 EL Rosenwasser

1 EL Orangenblütenwasser

1 EL Zitronensaft

Gehackte Pistazien zum Garnieren

Zubereitung:

Für die Käseschicht

Den Akkawi-Käse oder Mozzarella reiben und in einer Schüssel mit dem Ricotta vermischen. Beiseite stellen.

Für den Zuckersirup

Zucker und Wasser in einem Kochtopf vermengen. Bei mittlerer Hitze unter Rühren zum Kochen bringen, bis sich der Zucker aufgelöst hat. Hitze reduzieren und etwa 10 Minuten köcheln lassen, bis der Sirup leicht eindickt. Vom Herd nehmen, Rosenwasser, Orangenblütenwasser und Zitronensaft einrühren. Zum Abkühlen beiseite stellen.

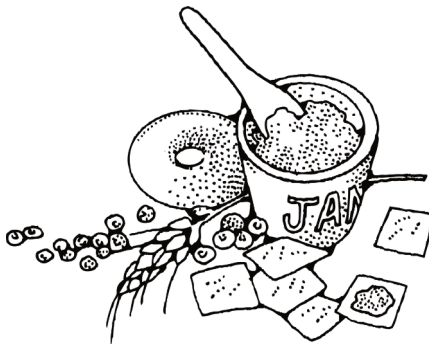
Für die Kadaifschichten

Ofen auf 180°C vorheizen. Den zerkleinerten Kadaif-Teig gleichmäßig auf dem Boden einer Auflaufform verteilen. Die geschmolzene Butter darüber träufeln, so dass der Teig gleichmäßig bedeckt ist.

Knefeh zusammensetzen

Die Hälfte der Käsemischung gleichmäßig auf einer Schicht aus etwa zwei Dritteln des Kadaif-Teigs verteilen. Das restliche Kadaif auf die Käseschicht legen und leicht andrücken. Die restliche geschmolzene Butter über die oberste Schicht träufeln.

In ein Kaak (siehe nächste Seite) geben, mit reichlich Sirup beträufeln und warm servieren.



K A A K

Zutaten für 13 Stück:

250g gerösteter Sesam
500g gesiebtes Mehl
250ml Milch
4 EL Zucker
2 EL Backpulver
1 Glas

Zubereitung:

Mehl, Milch, Zucker, Backpulver und lauwarmes Wasser in eine Schüssel geben und zu einem glatten Teig verkneten. Abgedeckt 15 Minuten gehen lassen.

Den Teig auf einer leicht mit Wasser befeuchteten Arbeitsfläche von Hand verkneten, ausrollen und in 13 kleine Stücke schneiden.

Jedes Stück mit etwas Wasser bestreichen und zu kleinen, runden Kugeln rollen. Die Kugeln in Frischhaltefolie wickeln und 3 Minuten ruhen lassen.

Jede Kugel mit dem Nudelholz ausrollen, dabei die runde Form beibehalten. Den Fladen in die Schüssel mit den gerösteten Sesamsamen drücken und erneut kneten.

Mit einem Glas im oberen Drittel ein Loch ausstechen, um die richtige »Kaak«-Form zu erhalten, oder nach Belieben als runden Fladen backen.

Die 13 Fladen mit einem sauberen, feuchten Tuch abdecken und 15 Minuten ruhen lassen.

Ofen auf 200 °C vorheizen, die Fladen auf ein Backblech legen und auf mittlerer Schiene 15 Minuten backen. Abschließend zum Bräunen für 2 Minuten auf den oberen Grill umschalten. Sobald die Fladen eine leicht goldbraune Farbe haben, sind sie fertig.

Aus dem Ofen nehmen und mit einem Küchentuch abdecken, damit sie weich bleiben.

BEIGNETS

Zutaten:

1 Tasse Rundkornreis
3 Tassen Mehl
2 TL Backpulver
Pflanzliches Öl zum Frittieren

Für den Sirup:

3 Tassen Zucker
2 Tassen Wasser
1 EL Orangenblütenwasser
1 EL Rosenwasser
Saft einer halben Zitrone

Zubereitung:

Reis mit 1 ½ Tassen Wasser kochen. Sobald er vollständig gar ist, Reis pürieren, Mehl und Backpulver in 1 ½ Tassen Wasser auflösen und hinzufügen. Den Teig gut verkneten, mit einem Tuch abdecken und mindestens 8 Stunden ruhen lassen.

Währenddessen den Sirup zubereiten: Wasser und Zucker in einem Topf kochen, bis sich der Zucker aufgelöst hat. Zitronensaft hinzufügen und bei starker Hitze eindicken lassen. Zum Schluss Rosenwasser und Orangenblütenwasser hinzufügen und abkühlen lassen.

Nach Ablauf der Ruhezeit die Teigmischung aufschlagen, bis eine weiche Konsistenz entsteht.

Das Frittieröl erhitzen und mit einem Teelöffel kugelweise Teig in das kochende Öl geben. Die ideale Temperatur zum Frittieren beträgt 170 °C. Sobald die Kugel nach oben steigen und braun sind, herausnehmen. Je kleiner sie sind, desto schneller geht es, es braucht etwas Übung, den richtigen Zeitpunkt zu erkennen. Die fertigen Beignets sofort in den Sirup tauchen und kalt servieren.



Bernadette &
Alexander
Klein



*Tote
vergeben
nicht*



Horatios Ruhestand 1
Ein Arcane-Punk-Krimi



Leseprobe



Barnabas,

stets hast du dir genommen, was dir nicht gehört, ohne je einen Gedanken an die Leben zu verschwenden, die du zerstörst. So wie das von Graf Volkin Sturmhardt, eines Herrn von einer Größe, die du niemals erreichen konntest. Du unterstelltest ihm Verrat, dabei bist du der eigentliche Verräter. Durch Niedertracht und Heimtücke hast du seinen viel zu frühen Tod herbeigeführt und ihn aus dem öffentlichen Andenken tilgen lassen, ohne jemals die Konsequenzen dafür zu tragen. Doch nun bin ich zurück und mein gerechter Zorn wird dich schon bald in das finstere Grab schicken, dass du verdienst.

In tiefer Verachtung

Deine ewige Feindin

Erster Tag

Horatio schob sich im Pulk der Reisenden zur Waggontür. Sein Knie machte ihm nach der langen Fahrt durch die Chaoslande zu schaffen, sodass er die Hilfe des Schaffners mit dem schweren Lederkoffer gern annahm. Keuchend stieg er die Treppe hinab.

»Danke, mein Junge«, murmelte er und sah sich nach Goswin um. Der etwa hüfthohe, vierarmige Gnom hielt sich dicht hinter ihm und schlich ebenso gebeugt auf den Bahnsteig. Es schien, als wäre durch die ständige Gegenwart seines Herrn alle Energie aus seinem Körper gewichen, obwohl Gnome weder alterten noch starben.

Überall drängelten sich geschäftige Ezranekherer in schicken Anzügen und aufgebauchten Kleidern an ihnen vorbei – nur selten reisten Geschöpfe mit Geldsorgen in der stählernen Innovation des Fernverkehrs zwischen den Fürstentümern.

Horatios Rücken schmerzte vom dreitägigen Akkordsitzen, das ihm die Reise durch die Chaoslande von Revenshain hierher nach Ezranekhera abverlangt hatte. Drei Tage ohne Zwischenstopp, der in den Chaoslanden schlicht nicht möglich war. Dementsprechend freute es Horatio, sich ein wenig die Beine vertreten zu können. Und sei es auch nur in dieser dräuenden Bergmetropole Ferra.

In schwarzem Rauch aus zahllosen Schornsteinen eingehüllt, ragte sie vor ihm empor. Er streckte sich, um den Kopf so weit heben zu können, dass er mit dem Blick den Pfaden der in den Berg getriebenen Fabrikhöhlen folgen konnte, doch die Stadt hatte den Berg vollkommen durchdrungen und thronte wie ein gigantischer Monolith über der Vorstadt mit dem Bahnhof.

»Ouweh«, murmelte er in seinem schweren Revenshainer Dialekt. »Da hab I mi ja auf was eingelassen.«

Goswin hockte neben ihm und beobachtete eine handtellergroße Fallgrubenspinne. Etwas musste sie aufgeschreckt haben, denn diese Tiere jagten ihre Beute nicht, sondern erwarteten sie geduldig in einer namensgebenden Fallgrube. Diese hier aber versuchte verzweifelt, den Stiefeln der Reisenden auszuweichen. Horatio, im Herzen durch und durch ein Naturbursche, war nicht wohl beim Gedanken, die

nächsten Wochen in dieser Stadt voll mechanischer und arkaner Gerätschaften zu verbringen, daher freute er sich über die achtbeinige Pracht, die der Zug aus der Wildnis mitgebracht hatte.

»Horatio, alter Freund, da bist du ja!« Beherzt trat Falk auf ihn zu und zerquetschte dabei fast das arme Tier. Goswin quietschte, packte die Spinne und eilte mit ihr an den Rand des Bahnsteigs. Falk sah ihm verwirrt nach. »Ein Gnom? Ist das deiner?« Er klopfte Horatio zur Begrüßung freundlich auf die Schulter.

Horatio lächelte. »Ja, das ist mein Freund Goswin. Ich fand ihn auf einer meiner letzten Artefaktjagden am Rande der Chaoslande und gab ihm ein Zuhause.« Er winkte den kleinen Kerl zu sich. »He du Lauser. Komm mal her. Des is da Falk, von dem i dir erzählt hab.«

Goswin kam zurück, nun wieder gebeugt wie ein alter Mann und mit schleppendem Gang. Falk betrachtete ihn skeptisch. »Ich habe noch nie jemanden gesehen, der ohne Bart so bärtig aussieht.«

Horatio lachte, strich über seinen langen Vollbart und wandte sich dann ganz Falk zu. Der Junge war groß geworden, trug einen gut gepflegten Henriquate, das schwarze Haar gescheitelt, die Hauer geputzt und gefeilt und die Uniform tadellos gebügelt. »Du siehst gut aus, Bua. Arbeitest du jetzt fürs Militär?«

Falk lächelte. »Für die Polizei. Allerdings derzeit als Persönlicher Ermittler in der Himmelsstadt. Da wohne ich auch.« Er deutete auf das obere Drittel des Berges, das sich hinter dem schwarzen Ring aus Rauch verbarg.

Horatio folgte seiner Geste mit dem Blick. »Bluadiga Hehnagropf ... da rauf? Ouweh. Des is ja weit oben.«

»Ach was, alles halb so schlimm.« Falk winkte ab. »Wollen wir?« Er machte eine einladende Geste in Richtung des guten Dutzends arkaner Kutschen, die vor dem Bahnhofsgebäude auf Fahrgäste warteten.

Horatio nickte bedächtig. »Wie weit wär's denn zu Fuß?«

Mit einem Schmunzeln erwiderte Falk: »Zwei oder drei Stunden. Zumindest bis zur Gondelstation, die uns dort hinaufbringt.«

Horatio hob die Augenbrauen. Auf seinen Stock gestützt musterte er die schwarzen Kästen mit dem brummenden Aufbau am hinteren Ende und den gelangweilt wirkenden Fahrern in der von Glas umgebenen Frontkabine. In Revenshain wurden Kutschen, wie es sich

gehörte, von Ziehmeren gezogen, aber er würde sich dieser röhrenden und knurrenden Konstruktion überlassen müssen, wenn er nicht den ganzen Weg gehen wollte.

»Ouweh. Na dann, auf gehts.«

Goswin schlurfte vor Horatio her und krabbelte in die Kabine einer Kutsche, während Falk dem Fahrer das Ziel nannte.

Horatio ließ sich auf das Polster fallen und seufzte. Schon hier unten am Fuße des Berges stachen ihm Qualm und Rauch in die Nase. Wie würde es erst an der Spitze sein?

Falk setzte sich ihm gegenüber. Er wirkte angespannt. Als belaste ihn etwas, über das er jedoch nicht sprechen wollte, zumindest noch nicht. Horatio lächelte. Sein junger Freund hatte ihn gewiss nicht von ungefähr nach Ferra eingeladen, aber er würde ihn nicht drängen, mit der Sprache herauszurücken.

Die Kutsche setzte sich in Bewegung und preschte mit atemberaubender Geschwindigkeit durch die Straßen.

»Oha!« Horatio hielt sich am Seitengriff fest und sah aus dem Fenster auf die vorbeirauschenden Gebäude. »Des geht fix.«

»In der Tat.« Falk beobachtete Goswin, der sich mit zwei seiner Arme auf einen imaginären Stock stützte, und mit den anderen beiden Händen tänzelnde Bewegungen über seinen Rock machte. Die langen, geflochtenen Zöpfe wippten dabei auf und ab, als führten sie ein Eigenleben. »In Ferra herrschen deshalb auch strenge Verkehrsregeln. Das Gehen auf der Straße ist nur in den Gehzonen erlaubt. Dafür gelangt man sehr schnell in alle Ecken der Stadt.«

Horatio nickte nur.

Nach einer Viertelstunde kam die Talstation in Sicht. Die Gondel stand auf einer Plattform, zu der eine schmale, vergitterte Treppe hinaufführte. Diese war von einer Freifläche aus Beton umgeben, an die sich eine stachelbewehrte Umzäunung anschloss, dazu drei Dutzend Wachen mit Säbeln. Der Zugang wurde von zwei Türmen flankiert, auf denen Soldaten mit Repetierarmbrüsten patrouillierten. Horatios Augenbrauen wanderten in die Höhe.

»Do legst de nieda. Wos is jetzt des?«

»Ah, keine Sorge, ich habe die nötigen Papiere für dich schon beantragt. Die Kontrollen dürften kein Problem sein. Trotz deines Begleiters ... auf den ich nicht vorbereitet war. Aber Gnome gelten ja

glücklicherweise als Haustiere und nicht als Personen. Wir brauchen also keine Papiere für ihn.«

Horatio schnaubte. »So ein Grammfgschmarre. Gnome sind durchaus Personen, auch wenn unsere Gesellschaft sie ned als solche betrachtet! Sie sind denkende, fühlende Wesen von ausgesprochener Intelligenz und Integrität, und keine Haustiere!«

»Oh.« Falk sah unbehaglich aus, als würde ihn dieser Ausbruch seines Freundes in Verlegenheit bringen. »Dann hast du also keine Besitzurkunde für ihn? Das könnte dann doch ein Problem werden.«

Horatio seufzte. »Doch, die habe ich.« Er sah seinen Begleiter an, der den Kopf auf eine Hand gestützt hatte und aus dem Fenster sah, während zwei der anderen Hände Stein-Schere-Papier gegeneinander spielten und die vierte Hand eine Sinfonie zu dirigieren schien.

Erleichterung machte sich auf Falks Gesicht bereit. »Das ist gut. Dann sollten wir ohne Schwierigkeiten in die Himmelsstadt fahren können. Der Zugang ist streng reguliert, aber die Wachen sind in der Regel freundlich und zugewandt, wenn alle Papiere in Ordnung sind.«

Sie verließen die Kutsche, Falk bezahlte den Fahrer und schleppte dann Horatios Koffer zu der Schlange Reisewilliger vor dem Kontrollschalter zwischen den beiden Türmen.

Mit wachsendem Unbehagen betrachtete Horatio die Gondel. Sie hing an einem stabil wirkenden, aber für seinen Geschmack viel zu dünnen Stahlseil und schaukelte jedes Mal, wenn jemand einstieg. »I weiß ned«, murmelte er. »Gibt's keinen andern Weg do rauf?«

Falk schmunzelte. »Ach, nun stell dich nicht so an. Mag sein, dass es in Revenshain nur Wald und Wiesen gibt und das Land so flach ist wie eine Butterstulle, aber als erfahrener Artefaktjäger bist du doch schon in ganz andere Höhen aufgestiegen.«

»Abgestiegen«, verbesserte Horatio. »Immer nur runter, nie rauf, weil's Chaos nun mal Täler gräbt und die Hügel, die's aufschicht, um die machst oweil besser an großen Bogen.«

Falk nickte. »Ja, ich erinnere mich.« Er schien für einen Moment in die gemeinsame Vergangenheit einzutauchen, denn sein Blick ging in die Ferne. »Aber aus den Täler haben wir ja dann auch wieder hoch gemusst«, sagte er leichthin.

»Des scho, aber dann waren wir grad amoi wieder plan, sonst nix. Außerdem klebt mir der Qualm jetzt scho auf da Zung, i weiß gar ned,

ob i da so weit rauf mag.« Horatio starrte den dicken, wabernden Ring auf halber Höhe des Berges an, in dem das Stahlseil der Gondel verschwand.

Falk winkte ab.

»Keine Sorge, wir passieren die Unterstadt in der geschlossenen Gondel, oben in der Himmelsstadt ist die Luft genauso rein und frisch wie in einem Revenshainer Laubwald.«

Horatio hielt das für unwahrscheinlich, ließ es aber dabei bewenden. Er fixierte den Schalter. »Dann los.«

Sie reihten sich ein und näherten sich unter dem wachsamen Auge der Soldaten, die entlang der Schlange patrouillierten, der Passkontrolle. Plötzlich packte einer der Soldaten eine Frau in einem violett schimmernden Kleid am Arm und zog sie aus der Schlange. Ein Mann stürzte ihr nach. »Lassen Sie das!«, sagte er.

»Koffer auf!«, blaffte der Soldat und deutete mit seinem Schlagstock auf den großen Schrankkoffer der Dame.

»Aber wir sind schon am Bahnhof eingehend durchsucht worden«, widersprach die Dame und richtete ihren Hut, der durch die ruckartige Bewegung verrutscht war.

»Mach den Koffer auf, Lunareth-Abschaum, wenn du nicht gleich wieder zurück zum Bahnhof verfrachtet und aus der Stadt geworfen werden willst!« Der Soldat zog seinen Säbel.

Horatio wandte sich flüsternd an Falk. »Was ist denn da los?«

Falk sah bekümmert aus. »Der Krieg ist vielleicht offiziell beendet, doch in den Köpfen herrscht er noch immer. Zumindest in manchen.«

Horatio machte einen Schritt nach vorn, um dazwischenzugehen, doch Falk fasste ihn beim Arm. »Nicht«, flüsterte er. »Das würde alles nur noch schlimmer machen.«

Horatio runzelte die Stirn.

»Noch werden sie nur schikaniert, aber wenn du dich einmischst, machen sie es offiziell. Das schadet nicht nur ihnen, sondern auch dir.« Falk zog Horatio in die Schlange zurück.

Der alte Artefaktjäger betrachtete die Umstehenden und sah in mehr als einem Gesicht unverhohlene Häme. Anderen schien die Situation unangenehm, doch sie unternahmen nichts. Die wenigen Reisenden aus anderen Fürstentümern hielten sich so gut es ging bedeckt. Die meisten jedoch schienen nicht einmal zu bemerken, was hier geschah.

Für Horatio war das alles nicht neu, er hatte es schon selbst zu spüren bekommen. Dennoch traf es ihn immer wieder ins Herz.

Als sie an der Reihe waren, legte Falk ihre Papiere vor. Der Soldat blickte misstrauisch auf Goswin hinab.

»Ist das ein Chaosberührter?«, blaffte er. »So etwas kommt nicht in die Himmelsstadt.«

»Nein«, Falk wandte sich an Horatio, der grummelnd die Besitzurkunde vorzeigte. »Das ist ein Gnom. Hier.«

Der Soldat überflog kurz die Zeilen, dann winkte er sie weiter. »Na ja, wenigstens kein Lunari«, raunte er seinem Kollegen zu, woraufhin beide lachten. Horatio und seine Freunde bestiegen die Gondel.

Falk ließ sich auf einen der Sitze nieder und auch Horatio nahm Platz, wenn auch mit keinem guten Gefühl. Falk klopfte ihm auf den Oberarm. »Wie Fendelin Meertau einst dichtete: So führ uns hinauf in luftige Höh'n - Stählerne Ferra, was bist du schön.« Er lächelte verschämt. »Nun, von hier unten vielleicht nicht, aber die Himmelsstadt hat es wirklich in sich.«

Horatio sah hinaus und versuchte, nicht an die hundertten Meter zu denken, die in wenigen Augenblicken zwischen ihm und dem Erdboden und damit dem unweigerlichen Tod durch Zerschellen liegen würden. »Was du nicht sagst.«



Mit einem bedrohlichen Quietschen setzte sich die Gondel in Bewegung. Horatios Hand verkrampfte sich um seinen Gehstock. Goswin sprang auf und rannte zur gläsernen Wand, um hinaus auf den sich entfernenden Boden zu sehen. Er presste zwei Hände an die Scheibe, während die anderen beiden die Zipfel seines Rockes umherwarfen. Er hüpfte auf und ab, rannte hinüber auf die andere Seite, um auch dort hinauszuschauen, und schließlich wieder zurück.

So ging es hin und her, bis die Gondel in eine spürbare Pendelbewegung verfiel. Die anderen Passagiere schienen das völlig kalt zu lassen, während sie den Gnom selbst mit Faszination betrachteten.

»Goswin, du Lausbua, lass des doch.« Horatio seufzte, denn ihm war klar, dass die Begeisterung seines Friends nicht zu bändigen wäre, egal, was er versuchte. Gnome lebten in ihrer eigenen Welt.

Dass Goswin ihm überhaupt so bereitwillig folgte und ihn mit seiner sprühenden Lebensfreude vor der Einsamkeit bewahrte, betrachtete Horatio bereits als Geschenk. Er wandte sich an Falk, der gedankenverloren aus dem Fenster sah. »Wie lange ist das jetzt her, dass der Krieg zwischen Lunareth und Ezranekhera begann?«

»Sechsenddreißig Jahre«, erwiderte Falk. Er sagte es mit dem Pathos eines Mannes, der auch die Monate, Tage und Stunden noch hätte aufzählen können, wenn es jemand genau wissen wollte.

Horatio hätte sich ohrfeigen können. »Verzeih«, murmelte er. »Für einen Augenblick hatte ich vergessen, dass du deine Eltern in diesem Krieg verloren hast.«

Falk winkte ab. »Ich weiß nicht, ob verloren das richtige Wort ist. Ich habe meine Eltern nie kennengelernt und im Waisenhaus kümmerte man sich gut um mich. Und außerdem habe ich allen Grund zu der Annahme, dass ...« Falk hielt inne und deutete stattdessen auf die Stadt unter ihnen. »Siehst du die Stahlfabriken dort drüben? Sie gehören zum Besitz meines Auftraggebers. Ich habe sie vor Kurzem inspiziert. Gute Arbeiter, hervorragender Stahl. Der Mann hat ein Händchen fürs Geschäft.«

Horatio sah sich die gewaltigen Gebäude an. In Revenshain gab es auch zahlreiche Relikte der Chaosbändiger, nicht nur die allgegenwärtigen Stabilisatortürme. Doch im Gegensatz zur brutalistischen Architektur Ezranekheras legte man dort Wert auf Naturverbundenheit. Das Chaos in allen Geschöpfen, in allen Geschöpfen das Chaos, lautete eine alte Revenshainer Weisheit.

Plötzlich fuhren Metallplatten vor den Fenstern herunter und Lichtrunen an Decke und Wänden glommen auf. Horatio schreckte hoch.

»Nur die Ruhe«, sagte Falk. »Wir passieren jetzt den Rauchring. Die toxischen Gase auf dieser Ebene wollen wir nicht in der Gondel haben, deshalb die Sicherheitsmaßnahmen.«

Horatio fasste seinen Gehstock fester. »Verständlich, der Rauch hier drinnan is scho so kaum auszuhalten. Wie könnt ihr des tagtäglich verkraften?«

Falk zuckte mit den Schultern. »Hier drinnen?«

»Ja!« Horatio räusperte sich. »Ich riech ihn schon seit wir aus dem Zug gestiegen sind. Ach, was sag ich, einige Kilometer vor der Stadt war er schon zu riechen!«

Falk lachte. »Nun sei mal nicht so melodramatisch, mein Bester. Hier drinnen und auch in der Himmelsstadt merkt man vom Rauch rein gar nichts. Der ist draußen und da bleibt er auch.«

Seufzend nickte Horatio. Sein Blick ging zu den Runen. Als er damals als blutjunger Mann zu den Artefaktjägern kam, waren einige von ihnen noch unerforscht gewesen. Seine alte Truppe um Weiland Wayne Wilhelmson hatte einen nicht unerheblichen Beitrag zu dieser Beleuchtungstechnik geleistet. Er lächelte. Wäre nicht der Unfall gewesen, bei dem Falk fast sein Leben verloren hatte, vielleicht hätten sie noch ein paar unerforschte Runen aus Bank Fortruther herausgeholt.

Als hätte er seine Gedanken gelesen senkte Falk den Blick und murmelte: »Ich habe mich nie entschuldigt, dass du meinetwegen deine Karriere beenden musstest.«

Horatio schüttelte den Kopf. »Schon gut, mein Junge. Du weißt, dass ich dir das nie nachgetragen habe. Es war ohnehin Zeit, aufzuhören.« Er lächelte und klopfte ihm auf die Schulter.

Die Metallplatten fuhren wieder in die Höhe und das Licht ging aus.

Falks Gesichtsausdruck hellte sich auf. »Ah, da ist sie ja, die Himmelsstadt.«

Horatio erhob sich und sah hinaus. Die unteren Teile der Stadt lagen nur wenige hundert Meter über dem Qualm, die oberen Teile jedoch zierte eine für Ferra-Verhältnisse erstaunliche Fauna, die sogar einige Chaoelemente aufwies. »Hm«, machte Horatio. Und damit war eigentlich alles gesagt.

Falks Gesichtsausdruck verriet, dass er etwas mehr Begeisterung erwartet hätte, dennoch erwiderte er nichts.

Sie stiegen aus und bahnten sich ihren Weg durch die Menge. Goswin hatte wieder in die Gangart eines alten Mannes umgeschaltet und schlurfte hinter Horatio her, auf einen imaginären Stock gestützt, während zwei seiner Hände in Schlangenlinien um seinen Körper tanzten. Horatio atmete tief durch und schüttelte den Kopf. »Lass dir des gesagt sein, mein Freund: Dieser Rauch ist überall, überall! Dort unten, hier oben, dort drüben. Er klebt an dir und nun auch an mir und verstopft mir die Nasenflügel.«

Falk sah entrüstet aus. »Also wirklich, Horatio, ich habe mehr Schneid von dir erwartet. Wer lässt sich denn von dieser herrlich frischen Luft beeinträchtigen?«

Horatio zuckte mit den Schultern und nahm sich vor, das Thema ruhen zu lassen. Offenbar gehörte es in Ezranekhera zum guten Ton, wie eine Salami im Rauch zu marinieren und das auch noch als angenehm zu empfinden.

»Du bist sicher müde von der Reise«, sagte Falk, »aber wäre es in Ordnung, wenn wir einen Abstecher bei meinem Herrn vorbei machen, bevor ich dich in deine Unterkunft begleite? Ich bin da an einem Fall dran und muss einen Bericht abgeben.«

»Selbstverständlich«, sagte Horatio. »Es schadet nie, ein paar Leute kennenzulernen.«

Sie bestiegen wieder eine der arkanen Kutschen und ließen sich entlang der herrschaftlichen Villen und Schlösschen weiter den Berg hinauf befördern.

»Was ist das denn für ein Fall?«, fragte Horatio. Seine Neugier war geweckt. Hatte ihn Falk deshalb herbestellt? Immerhin hatte Horatio einen Ruf, was seine Beobachtungsgabe anging.

»Im Grunde ist das vertraulich«, sagte Falk gedehnt, »aber es geht um einen Einbruch in einer der Fabriken. Ich sagte ja, dass ich sie vor kurzem inspiziert habe.«

»Und? Erfolgreich gewesen?« Horatios Augen leuchteten, denn er glaubte, die Antwort zu kennen.

Falk wiegte den Kopf. »Mehr oder weniger.«

»Ist sie denn wenigstens lukrativ, die Stellung als Persönlicher Ermittler? Ich sehe hier oben gar keine Wachleute patrouillieren.« Horatio blickte an einer Hecke entlang, die eine Lücke an der Zufahrt ließ, ohne dass ein Tor oder ähnliches den Weg verspernte.

Falk nickte. »Der Zugang zur Himmelsstadt ist streng bewacht. Es führen nur die Gondel und ein paar bestens gesicherte Zufahrten hinauf. Dementsprechend gibt es hier oben auch kein Verbrechen.« Falk wahrte seinen stoischen Gesichtsausdruck, schob jedoch nach: »Offiziell zumindest. Die Realität sieht wie immer ein bisschen anders aus, weshalb es mir auch keine Schwierigkeiten bereitet hat, hier oben als Ermittler eine Anstellung zu finden.«

»Also bist du so eine Art unsichtbare Stadtwache der Himmelsstadt?«, scherzte Horatio.

Falk strich sich über das Jackett und sah nachdenklich aus. »Gewissermaßen könntest du es so nennen. Als Persönlicher Ermittler

meines Herrn würde ich automatisch zu seinem Untersuchungsgehilfen werden, wenn etwa einer der Angestellten etwas entwendet oder es in der Zufahrt zu einem Kutschenunfall kommt.«

Horatio kniff die Augen zusammen. »Und wenn's was Derberes wär? Ein Raubüberfall? Mord?«

Falk wirkte entsetzt. »In diesem Fall natürlich auch, aber wir wollen doch hoffen, dass es dazu niemals kommt.«

Horatio lehnte sich zurück und sah aus dem Fenster. Je höher sie kamen, desto nobler wurden die Paläste.

»Daher also der Passierschein für diesen Oberschichtbereich? Für deinen Polizistenjob?«, fragte er.

Falk räusperte sich. »Nun, ich habe mich an deine Ratschläge gehalten und die nicht unerheblichen Gewinne aus unseren Artefaktjagden investiert und was soll ich sagen? In Ferra kann man mit Geld fast alles kaufen, einschließlich Status. Mein Heim liegt zwar in der untersten Ebene der Himmelsstadt, aber immerhin noch deutlich über dem Rauch. Insofern kann ich mich glücklich schätzen.« Er sah Horatio mit tiefer Wärme im Blick an. »Danke, mein Freund.«

Horatio lächelte. »Freut mich zu hören.«

Die Kutsche hielt vor einem stattlichen Gebäude, das von einer weitläufigen Grünanlage umgeben war. Falk stieg aus und half Horatio aus der Kabine.

»Da wären wir«, sagte er und strich sein Jackett glatt. »Das Boltenstein-Anwesen.« Er deutete eine Verbeugung an und wies in Richtung des Schotterwegs. »Alter vor Schönheit.«

Mit einem Augenzwinkern erwiderte Horatio: »Dann hab i ja in beiden Fällen den Vortritt«, und ging voran.



Der Garten des Herrenhauses lag verwildert und brach vor ihnen. Horatio hatte schon bemerkt, dass man in Ferra nicht annähernd so viel Wert auf gepflegtes Grün legte wie in Revenshain, doch selbst für Ferraner Verhältnisse war dieser Garten in einem desolaten Zustand. Es tat ihm in der Seele weh, welch Potenzial hier verschwendet wurde.

Sie hatten den Haupteingang fast erreicht, als ihnen eine junge Orkfrau von der Hausecke aus zuwinkte. Sie hatte lockiges, blondes

Haar, das einen hübschen Kontrast zu ihrer sattgrünen Haut bildete. Falk lief sofort los, Goswin folgte ihm mit fliegenden Zöpfen. Horatio selbst ließ sich Zeit, zu den beiden aufzuschließen.

Er konnte sehen, dass Falk und die junge Frau Zuneigung verband. Falk hatte sich immer ein wenig schwer getan mit den Damen, da er sehr pflichtbewusst war. Als Halbork hatte er auch immer das Gefühl, sich besonders beweisen zu müssen. Das hatte er ihm einmal sogar offen anvertraut.

»Horatio, darf ich dir Freydis vorstellen?« Falks zartgrünes Gesicht färbte sich an den Wangen dunkel. Er sah sehr glücklich aus, als er »Meine Verlobte« hinzufügte.

Horatio lächelte und reichte Freydis die Hand. »Sehr erfreut, meine Dame. Sind Sie die Hausherrin?«

Freydis winkte lachend ab. Sie trug ein marineblaues Sommerkleid mit einer weißen Schürze und derbe, dreckstarrende Stiefel. »Nein, das ist mein ... Vormund Barnabas Boltenstein.« Ihre Stimmung kühlte merklich ab, als sie seinen Namen aussprach, doch fing sie sich sofort wieder. »Und Sie sind also der berühmte Horatio Rabenfeld, der sagemumwobene Revenshainer Artefaktjäger, der uns die Lichtmagie von Reginaldsfort und die Transportrunen von Stroffenfels gebracht hat? Man sagt, an Ihnen wäre ein Kasadier verloren gegangen.«

Horatio hob die Augenbrauen. Mit einem Schmunzeln erwiderte er: »Zu viel der Ehre. Ich war hauptsächlich für die ganzn verkopften Sachen zuständig. Die großen Abenteuer haben andere erledigt. Außerdem warn wir eine ganze Truppe und auch unser tapferer Falk hier hat einiges aus den Ruinen der Alten Welt geborgen, was sich als äußerst nützlich erwiesen hat.«

»Tapfer! Ha!« Falk räusperte sich. »Wenn ich wirklich tapfer wäre, hättest du deinen Job nicht aufgrund deiner Verletzung an den Nagel hängen müssen.« Er wirkte geknickt. »Etwas, das mich bis heute nicht loslässt.«

Horatio klopfte ihm auf die Schulter. »Na na, lass ma die Vergangenheit ruhen.« Er deutete zur Haustür. »Gehen wir denn noch hinein oder sind wir hier schon fertig?«

»Oh, doch, das hier war nur ein inoffizielles Treffen.« Falk verabschiedete sich mit einem schnellen Kuss und einem Papier, das er Freydis unauffällig in die Hand drückte. Sie zog sich hinter die

Hausecke zurück, während Falk Horatio zum Haupteingang führte. Goswin packte Horatio an der Jacke und hüpfte auf und ab.

»Hm?« Horatio folgte dem hektischen Deuten dreier der vier Arme des Gnoms zu einem Fenster des Westflügels hinauf. Eine Frau mit strengem Blick beobachtete sie. »Wer ist denn des?«, fragte Horatio seinen Freund.

Falk drehte sich um, doch die Frau war verschwunden. »Wer?«

»Eine Menschenfrau, vermutlich an die fünfzig Sommer, mit hochgeschlossenen Gewand und Turmfrisur.«

»Ah, das klingt nach Barnabas' Sekretärin. Minerva. Ich finde sie, unter uns gesagt, ein bisschen gruselig.« Falk fuhr sich mit dem Finger unter den Hemdkragen.

Als sie endlich die Vordertür erreichten, öffnete ein müde wirkender Ork, der schon bessere Jahre gesehen hatte. Wortlos lenkte er einen fragenden Blick von einem der beiden Männer zum anderen und wieder zurück.

»Guten Tag, Baldwin. Das hier ist ein alter Freund aus Revenshain, Horatio Rabenfeld.« Falk holte ein gefaltetes Papier aus der Tasche. »Ich wollte nur schnell Herrn Boltenstein meinen Bericht übergeben. Dürfen wir reinkommen?«

Der Bedienstete hob die Augenbrauen, als sein Blick auf Goswin fiel. Nur einen Augenblick später schien er das Interesse an ihm wieder verloren zu haben. Achselzuckend wandte er sich um und schlurfte ins Haus. »Hier lang.«

Falk entledigte sich seiner Jacke und seines Huts, indem er sie an einen Haken neben der Tür hängte. Mit einem entschuldigenden Lächeln wandte er sich an Horatio. »Baldwin ist nicht unbedingt der tüchtigste Hausdiener.« Er half seinem alten Freund aus der Jacke und hängte sie an einen weiteren Haken. Stolz sagte er: »Aber zum Glück haben wir in Ferra dafür unsere Apparaturen.«

Er drückte mehrere Knöpfe auf einer Tafel. Mit einem leisen Rattern fuhren die Kleidungsstücke an der Wand entlang zu einem Schrank, der sich wie von Geisterhand öffnete und hinter ihnen schloss.

»Ich weiß nicht, warum Barnabas dem alten Kauz so ein Verhalten durchgehen lässt. Er beweist jeden Tag aufs Neue, dass seinesgleichen leicht zu ersetzen ist.« Falk stutzte. Er strich sich über den

Hinterkopf. »Jetzt rede ich schon wie der Hausherr. Es ist zwar schade, aber mit der neuesten Technik braucht man fast kein Personal mehr. Der Küchenapparat, den sich Barnabas vor einem halben Jahr hat einbauen lassen, ist ein gutes Beispiel dafür. Kurz danach hat er die Köchin gefeuert. Schade eigentlich. Ich mochte ihren Auflauf ...«

Ein ungeduldiges Räuspern unterbrach Falks Ausführungen. Baldwin stand am Ende des Ganges und sah sie mit einer Mischung aus Langeweile und Verärgerung an.

Während sie dem Hausdiener folgten, ließ Horatio den Blick schweifen. Den Eingangsbereich des Anwesens dominierten verzierte Marmorsäulen, die links und rechts neben der Freitreppe thronen. Gemälde, die die Errungenschaften ezranekherischer Metallkunst darstellten, hingen an den Wänden. Doch wie auch der Garten wirkte hier alles etwas speckig und abgegriffen. Einige halb vertrocknete Zimmerpflanzen vegetierten vor sich hin, der Fußboden wies Sprünge auf, die arkanen Lichter vermittelten den Eindruck, als würden sie beim Aktivieren der Runen eher zerspringen als leuchten.

Der Hausdiener führte die drei durch die Eingangshalle den Flur nach rechts hinunter in den Seitenflügel, wo er vor einer der prunkvollen Holztüren stehen blieb und anklopfte.

»Herein!«, tönte es von drinnen.

Baldwin öffnete und wollte gerade die Besucher ankündigen, als Goswin mit einem begeisterten Quietschen an ihm vorbeisprang. Er tanzte mit hüpfenden Zöpfen durch den Raum, kletterte auf eines der Bücherregale und zog ein Buch heraus. Schnell blätterte er es durch, legte es behutsam zur Seite und nahm sich sofort das Nächste vor.

»Goswin, du gspunads Oachkatzl! Hör auf damit, wir sind hier Gast!«, rief Horatio erschrocken. Er wollte keinesfalls riskieren, dass sein Begleiter in Schwierigkeiten geriet, noch dazu in der Fremde.

»Ja, was haben wir denn da?« Barnabas Boltenstein, ein übergewichtiger, alternder Ork, umrundete seinen Schreibtisch und baute sich grinsend vor dem Gnom auf. »Fünzigtausend und keinen Dukaten mehr«, sagte er.

»Bitte was?«, fragte Horatio.

»Also schön, Sechzig. Aber das ist mein letztes Angebot!« Boltenstein stampfte auf ihn zu. »Sie sind ein Artefaktjäger, nicht wahr? Wer

sonst verkauft heute noch Kuriositäten von Tür zu Tür und hat überdies noch einen Gnom im Angebot? Aber Sie haben Glück, ich bin guter Laune und so was Hübsches fehlt noch in meiner Sammlung.« Er beugte Horatio schräg von der Seite. »Obwohl Sie, zugegeben, etwas, wie soll ich sagen, gewöhnlich wirken. Ich hätte größere Entstellungen vermutet.«

»Wos is los?« Horatios Schnurrbart zog sich zusammen.

»Na, wenn Sie wahrlich die Chaoslande als Artefaktjäger durchstreift hätten, sollte man dies doch auch an Ihrer Gestalt feststellen können.« Er fuhr sich in einer Kreisbewegung ums Gesicht und an seinem üppigen Wanst hinab. »Nicht wahr?«

»I glaubs ja woi!« Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Horatio nur Probleme gehabt, dem Gespräch zu folgen, jetzt aber stieg eine herztiefe Grantigkeit in ihm auf. »I hab mehr als 40 Jahre an Expeditionen teilgenommen, da kannt Ihreiner sich...«

»Ach kommen Sie, mein Bester«, unterbrach ihn Barnabas. »Ich verstehe nur zu gut, dass ein ansprechendes Narrativ bei den feisten Damen die Preise gut nach oben treibt. Das nehme ich Ihnen nicht krumm, verstehen Sie mich nicht falsch, denn es zeugt ja von Geschäftstüchtigkeit und die respektiere ich. Aber vielleicht denken Sie einmal über etwas Schminke oder Ähnliches nach.« Er tippte Horatio vor die Brust. »Wenn Sie sich ein bisschen Farbe ins Gesicht kleistern, ein Buckel käme auch sicher gut an, dann könnten Sie die Einwirkungen des Chaos bereits wirksam darstellen.«

Boltenstein hob die Hände und lächelte gönnerhaft. »Nicht zu viel, versteht sich. Die Leute sollen sich ja nur ein wenig gruseln, nicht vor Angst davonlaufen.«

»Bluadiga Hehnagropf! Und was wissen Sie über die Chaoslande? Kennen S' den Unterschied zwischen de Nahen und de Fernen Chaoslande? Waren S' schon mal da? Wissen S', was eine mobile Stabilisatoranlage is oder ham S' schon mal in einer Ruine einen Schutzkreis eingerichtet?«

»Ach was!« Barnabas wischte die Fragen unwirsch beiseite. »Man muss nicht in den Chaoslanden gewesen sein, um darüber Bescheid zu wissen. Aber lassen wir uns nicht vom Geschäft ablenken. Fünfundfünfzig war Ihr Preis, nicht wahr?« Er hielt ihm die Hand hin. »Schlagen Sie ein.«

»Kimmt ned infrage!« Horatios Hände verkrampften sich um seinen Gehstock. »Goswin! Komm jetzt sofort hierher!«, rief er scharf.

Goswin zuckte mit den Schultern und trottete wieder an Horatios Seite, wo dieser ihn instinktiv hinter sich schob.

»War das etwa ein Nein?«, fragte Boltenstein mit zusammengekniffenen Augen.

Falk schob sich zwischen die beiden. »Ich wollte eigentlich nur schnell meinen Bericht abgeben«, sagte er und faltete das Papier auf.

»Das kann warten. Zuerst müssen der Herr und ich die Besitzverhältnisse des Gnoms klären.«

»Da gibt es nichts zu klären«, sagte Horatio barsch. »Er steht ned zum Verkauf.«

Boltenstein, noch immer mit zusammengekniffenen Augen, nickte langsam. »Na gut. Sie sind ein harter Brocken. Kommen Sie mit.«

»Barnabas, ich ...« begann Falk, doch Boltenstein schnitt ihm das Wort ab. »Mitkommen!«

Der Hausherr wandte sich der Tür zu, in der noch immer Baldwin stand. »Weggetreten, Bursche«, sagte Barnabas mit einem breiten Grinsen auf den Lippen und scheuchte ihn fort.

Falk und Horatio tauschten Blicke. Goswin hielt sich dicht hinter ihnen, als sie dem Hausherrn über die Freitreppe hinauf in einen großen Raum im Hauptgebäude folgten. Gerade als Boltenstein die Tür öffnete, fuhr ein Windstoß hindurch und stieß krachend die Balkontüre an der gegenüberliegenden Wand auf.

»Ist diese verdammte Tür noch immer nicht repariert. BALDWIN!« Barnabas' Brüllen hallte durch die Gänge seines Anwesens. »Ich hab ihm schon dutzende Male gesagt, er soll den Verschluss wieder festschrauben, damit sich die vermaledeite Tür endlich wieder verriegeln lässt. BALDWIN!«

Mit einer laustarken Schimpftirade stampfte der Hausherr quer durch ein Zimmer, das mit allerlei Ausstellungsstücken vollgestopft war. Viele davon weckten Horatios Interesse, doch die Beliebigkeit, mit der sie hier gezeigt wurden, versetzte ihm einen Stich. Es wirkte, als dienten die Kostbarkeiten nur der Zurschaustellung von Macht und Reichtum, ohne den nötigen Respekt für ihre Schönheit und Einzigartigkeit. Porzellan klirrte im heftigen Zug, Blätter raschelten, Stoffe bauschten sich. Wütend schlug Barnabas die Balkontür wieder

zu und stellte einen Stuhl davor. Horatio sah gleich, dass dieser den nächsten Windstoß nicht würde aufhalten können.

»BALDWI...! Ah, da bist du ja.« Der Diener stand in der Tür und blickte ausdruckslos in den Raum. »Reparier endlich diese verdammte Tür. Marsch-marsch.«

»Jaja«, nuschelte Baldwin und schlurfte wieder davon.

»So wie ich den alten Taugenichts kenne, fliegt mir die Tür auch in einem Mond noch auf. Aber wo waren wir? Ach ja!« Barnabas wandte sich wieder Horatio zu. »Ich bin Sammler«, sagte er, »und wie Sie sehen, einer der erfolgreichsten Ferras. Meine Trophäen sind die seltensten.« Er strich mit der Hand über die Bronzestatue einer Orkkriegerin mit erhobenem Speer. »Und die ausgefallensten.« Sein fleischiger Finger deutete auf eine Konstruktion, die vermutlich einmal Teil einer Maschine in der Alten Welt gewesen war, deren Verwendung niemand mehr kannte. »Erst vor kurzem hab ich wieder ein paar sehr exklusive Stücke hinzufügen können.« In seinen Augen lag ein Glitzern, das Horatio frösteln ließ.

»Siebzigtausend«, sagte er dann mit einem Tonfall, der unmissverständlich klar machte, dass er keine Widerrede duldete.

Falk neigte den Kopf und lächelte besänftigend. »Werter Barnabas, ich hatte noch keine Gelegenheit euch einander bekannt zu machen: Das ist Horatio Rabenfeld, mein alter Freund und Mentor aus meinen Tagen der Artefaktjagd. Er ist nur zufällig gerade zu Besuch und ich wollte ihm meinen zukünftigen Schwiegervater vorstellen. Der Gnom ist wirklich unverkäuflich.«

Barnabas seufzte. Er verzog das Gesicht zu etwas, das einem Lächeln ähnelte und schüttelte Horatio die Hand. »Ich verstehe, ich verstehe. Dann machen Sie mir doch wenigstens die Freude und kommen Sie heute Abend wieder. Ich gebe einen kleinen Empfang, nur für bedeutende Leute, und Falks Freunde sind schließlich auch meine Freunde.« Er klopfte Horatio auf die Schulter. »Aber bringen Sie den Gnom mit. Wenn ich ihn schon nicht kaufen kann, so würde ich ihn doch zumindest gern der noblen Gesellschaft Ferras vorstellen dürfen. Wären Sie so freundlich?«

Horatio blickte unsicher zu Falk, doch dieser zuckte nur mit den Schultern. »Ja mei, warum ned?«, sagte er schließlich überrumpelt. »Dann kimm I hoid, wenn's sei muaß, du Gschaffdlhuawa du nediga.«

Barnabas runzelte die Stirn. »Was sagt er?«

Mit einem Räuspern und einem Seitenblick auf Horatio dolmetschte Falk. »Er würde sich sehr freuen und dankt für die Einladung.«

»Ausgezeichnet!« Barnabas klatschte in die Hände. »Nun zu deinem Bericht, Falk.« Er warf Horatio einen prüfenden Blick zu.

»I geh scho wieda«, sagte Horatio und wollte sich zurückziehen, doch Barnabas gebot ihm mit einer Handbewegung Einhalt. »Bleiben Sie, Artefaktjäger. Ich möchte gerne hören, was Sie davon halten.«

»Dann so.« Horatio stützte sich auf seinen Gehstock und achtete darauf, dass Goswin hinter ihm blieb und nichts anfasste.

Barnabas fasste Falk bei der Schulter. »Also, mein Junge, was hast du herausgefunden?«

Falk straffte sich. »Ich habe die Mitarbeiter der Nachtschicht und das Wachpersonal befragt. Von denen will keiner etwas bemerkt oder gesehen haben. Allerdings konnte ich die Tatzeit schon eingrenzen.« Er holte seinen Notizblock hervor. »Einbruchsspuren waren keine festzustellen. Der Einbrecher muss folglich in der Belegschaft zu suchen sein.« Er steckte den Notizblock wieder weg. »Jemand hat sich irgendwie einen Schlüssel zum Büro verschafft. Wie genau, werde ich noch prüfen müssen. Ich nehme nicht an, dass du deinen Schlüssel vermisst?«

Barnabas rümpfte die Nase. »Falls ihn jemand entwendet hat, hat er ihn zurückgelegt, bevor mir sein Verschwinden auffallen konnte.«

Falk nickte. »Ich werde das morgen weiter verfolgen und dich auf dem Laufenden halten.«

Horatio bemerkte, dass sich Barnabas' Gesicht für einen Sekundenbruchteil verfinsterte, bevor er sich zusammenriss und erneut den Anschein des väterlichen Freundes erweckte. »Sehr gut, Falk. Ich weiß, dass ich mich auf dich verlassen kann.«

Horatio drängte sich das Bild der Fallgrubenspinne vom Bahnhof auf. Erst war Boltenstein aufgescheucht worden, doch nun, da er wieder in seiner selbstgegrabenen Falle saß, behielt er alles genau im Auge, darauf wartend, dass seine Beute einen Fehler beging, um dann blitzschnell und gnadenlos zuzuschlagen.

Horatio wollte sich nun endlich verabschieden, denn Barnabas' Gesellschaft sagte ihm immer weniger zu, da ging die Tür auf. Die lange Frau, die er am Fenster gesehen hatte, kam herein. »Verzeihung,

die Herren, aber die Morgenpost ist soeben eingetroffen.« Sie reichte Barnabas einen Stapel Briefe, darunter einen unbeschrifteten Umschlag, der sofort Horatios Aufmerksamkeit erregte.

Barnabas erging sich in Belanglosigkeiten, während er die Post durchsah. Bei dem unbeschrifteten Umschlag stutzte auch er. Eilig öffnete er ihn und überflog die wenigen Zeilen. Sein Gesicht verfärbte sich violett. Er zerknüllte das Blatt und warf es gegen die Wand. »Da hört sich doch wohl alles auf!«

»Was ist los, Barnabas?« fragte Falk besorgt.

Barnabas' Gesicht leuchtete so ob des Zornes-violetts, dass man ihn für einen Phönixfalken halten konnte. »Ein schändlicher Drohbrief! Jemand wagt es, mir, Barnabas Boltenstein, zu drohen!«

Horatio schien es, dass die Überraschung Boltenstein diese Worte entlockt hatte. Unter normalen Umständen hätte er vermutlich zuvor seine Möglichkeiten abgewogen. Als wolle er Horatios Verdacht bestätigen, räusperte sich Boltenstein und strich sich übers Jackett. »Wie auch immer. Für heute können wir das auf sich beruhen lassen und den Empfang genießen.« Er legte Falk den Arm um die Schulter. »Ich kann mich doch darauf verlassen, dass du mir den Rücken freihältst und darauf achtest, dass mir nichts passiert. Nicht wahr, mein Junge?«

Falk sah besorgt aus. »Barnabas, das sollten wir ernst nehmen. Ein Drohbrief, sagst du? Darf ich ...«

Er wollte das zerknüllte Papier aufheben, doch Barnabas hielt ihn an der Schulter fest. »Nein, schon gut, so wichtig ist das nicht. Lass mal gut sein. Das Mädchen soll den Unrat wegräumen und wir müssen hier noch jede Menge für heute Abend vorbereiten.« Er gestikuliert in Richtung Haupteingang. »Baldwin! Unsere Gäste wünschen zu gehen!«

Der Hausdiener kam herein. »Bitte zu folgen«, nuschelte er und schlurfte voraus. »Als ob sie den Weg nicht kennen würden«, fügte er kaum hörbar an.

Falk und Horatio tauschten Blicke, ließen sich jedoch hinauskomplimentieren.

»Wir sehen uns heute Abend!«, rief ihnen Barnabas nach. »Kommt nicht zu spät!«



»Nun, damit sind wir wohl um eine Erfahrung reicher«, sagte Falk, als sie vor der Tür standen. »Dann bringe ich dich und Goswin mal zu eurer Unterkunft.«

»Des gefällt mir ned«, murmelte Horatio und spähte auf seinen Stock gestützt zum Trophäenraum hinauf. »Hast was erkennen können vo dem Brief? Ist des was Ernstes?«

Falk seufzte und fuhr sich mit der Hand durch das Haar. »Schwer zu sagen. Barnabas hat viele Feinde, aber auch viele Freunde. Es könnte eine harmlose Drohung sein, um ihn einzuschüchtern, oder es könnte etwas Gefährlicheres dahinterstecken. Ich werde die Augen offen halten.«

»Und dieser Empfang heute Abend? Wird das eine große Gesellschaft?« fragte Horatio. Sie gingen die Auffahrt hinunter und steuerten auf eine der wartenden arkanen Kutschen zu.

»Nein, keine Angst«, antwortete Falk. »Barnabas hält nichts von großen Gelagen. Das gierige Volk der Oberstadt soll sich nicht auf seine Kosten die Bäuche vollschlagen, wie er zu sagen pflegt. Ein paar Claqueure sind immer dabei, das gehört zum guten Ton, aber ansonsten wählt er seine Gäste sehr gezielt aus.« Er stieß Horatio freundschaftlich mit der Schulter an. »Dementsprechend wird es eine schöne Gelegenheit, ein paar der interessanteren Bewohner Ferras kennenzulernen.«

Sie stiegen in die Kutsche, und Falk nannte dem Fahrer die Adresse der Unterkunft.

»Naa, so ganz nach meinem Geschmack is des ned, aber es wär wohl unhöflich, ned zu kommen.« Horatio beobachtete die protzigen Villen, die mit jedem Höhenmeter, den sie sich den unteren Bezirken näherten, ein Stückchen kleiner wurden.

»Ja, tut mir leid, dass ich dir das nun ans Bein gebunden habe. Andererseits bin ich froh, dass du dabei sein wirst, denn ich könnte mir vorstellen, dass ... na ja, wer weiß, wen wir dort treffen, nicht?« Falk lachte unbehaglich.

»Na, du weißt es, oder ned?«, sagte Horatio.

Falk zögerte, wieder schien ihm etwas auf der Zunge zu liegen, aber er winkte nur ab. »Ja, natürlich, du hast recht.«

Horatio entschied, nicht weiter nachzuhaken, was da wohl noch für Geheimnisse auf den rechten Augenblick warteten, um von seinem

Freund an ihn herangetragen zu werden. Er bekam mehr und mehr den Eindruck, dass nicht nur die Einladung nach Ferra, sondern auch die zum Empfang des Boltenstein mit Hintergedanken geschehen waren.

Nach einer kurzen Fahrt erreichten sie eine Pension, die in einem hübschen, zweistöckigen Gebäude untergebracht war. Ein gepflegter Garten mit blühenden Sträuchern und schattenspendenden Bäumen erstreckte sich vor dem Haus, und der Portier, der sie begrüßte, schien bester Laune. »Willkommen, meine Herren! Ihr Zimmer ist bereits vorbereitet«, sagte er mit einem Lächeln und führte sie die Treppe hinauf zu einem Zimmer im ersten Stock.

Die Einrichtung wirkte großzügig, Bett und Sessel sahen bequem aus und es gab sogar einen Schreibtisch. Vom Fenster aus sah man direkt hinter den Bäumen die dicken Rußwolken der Unterstadt aufsteigen. »Danke für die Gastfreundschaft«, sagte Horatio und ließ sich auf das Bett fallen. »Des ist ein ganz passables Eckchen hier.«

Falk lächelte. »Freut mich, dass es deine Zustimmung findet. Ich habe noch ein bisschen was für den Empfang vorzubereiten, ruh dich derweilen aus. Ich hole dich in drei Stunden ab.« Er deutete auf eine Konstruktion an der Wand, in der Horatio erst bei genauerem Hinsehen auch ein Ziffernblatt erkannte. Die restlichen Zeiger und Scheiben blieben ihm aber ein Rätsel. »Ich stell dir eine Erinnerung ein.«

Sichtlich stolz begann Falk an mehreren Rädchen zu drehen und legte schließlich einen kleinen Hebel an der Seite um. Goswin stand neben ihm und beobachtete jeden Handstreich genau.

»Des Drum geht aber ned plötzlich in die Luft, oder?«, fragte Horatio vorsichtig aus gebührender Entfernung. Als alter Artefaktjäger wusste er nicht so recht, was er von der Bastelwut der Ezranekherer halten sollte. Verstanden sie wirklich, was sie taten, oder hatten sie bisher einfach nur Glück gehabt, dass ihnen ihre Versuche, den alten Chaosbändigern nachzueifern, noch nicht um die Ohren geflogen waren?

Schlimmer waren nur noch die Lunari und deren verrückten Experimente.

»Keine Angst, mein Freund. Von denen hat jeder hier in der Himmelsstadt mindestens eines im Haus. So, jetzt muss ich aber los.«

»In Ordnung«, sagte Horatio. »Bis später.«

Nachdem Falk gegangen war, setzte sich Horatio auf den Sessel und zog seine Stiefel aus. Goswin hatte offenbar genug vom Artigsein und erkundete neugierig das Zimmer. Er untersuchte die Schubladen des Schreibtisches, kletterte auf das Bett und sah aus dem Fenster hinaus.

Horatio lächelte. »Was für ein Tag, nicht wahr? Zuerst die lange Reise, dann die Begegnung mit Barnabas und dieser mysteriöse Drohbrief. Es scheint, als wäre Ferra voller Überraschungen.«

Zwei von Goswins Armen stritten sich um ein zerknülltes Stück Papier, das sie aus seiner Rocktasche geholt hatten. Horatio erschrak. War das etwa der Drohbrief? Der Kleine steckte nur allzu gern wahllos Dinge ein, was Horatio schon mehr als einmal Ärger eingehandelt hatte.

Er nahm ihm den Zettel ab und entfaltete ihn. Es handelte sich um eine Broschüre mit Freizeitangeboten in der Stadt, die Goswin wohl am Bahnhof aufgelesen haben musste. Kopfschüttelnd und auch ein klein wenig enttäuscht gab Horatio ihm das Papier zurück. Zugegeben, kurz hatte ihn die Neugierde gepackt.

»Ich frage mich, was wir von diesem Empfang erwarten können«, fuhr er fort. »Wie die Elite Ferras wohl so aussieht? Wenn die alle so sind wie der Ruaskoda Barnabas, na dann Habedere!« Er lehnte sich zurück und seufzte. »I bin seit drei Stund' hier und vermiss schon mein Revenshain. Aber andererseits – wo wär des Abenteuer, wenn wir nur daheim blieben?«

Goswin wandte sich ihm zu, als hätte er ihn verstanden, und lächelte. Die beiden Hände, die nicht mit dem Papierbällchen befasst waren, breiteten sich aus und bildeten eine runde Form, die wohl ein Luftschiff darstellen sollten, denn Goswin sprang auf und glitt mit Fluggeräuschen durch den Raum.

»Recht hast, mein Freund!« Horatio schlug sich auf die Oberschenkel und stand auf. »Dann wollen wir uns auch mal vorbeireiten, gell?«

Während Goswin weiterhin umherhüpfte, packte Horatio seine Reisetasche aus und machte sich frisch. Danach setzte er sich in den Sessel und sah aus dem Fenster. Ein Knistern lag in der Luft, und auch, wenn er diese verkniffene Snob-Gesellschaft nicht gerade schätzte, so

spürte er doch, dass es hier Rätsel gab, die sich ihm zu entziehen suchten, und das weckte seine Lebensgeister.

So vertieft, wurde Horatio plötzlich von einem Höllenlärm aufgeschreckt. Es dauerte einen Moment, bis er ihn der Konstruktion an der Wand zuordnen konnte. »Bluadigs Dreggsglump«, schimpfte er. »Wie geht des nu wieder aus?« Wahllos schraubte er an den Schaltern und Rädchen herum, was das Gerät jedoch nur dazu brachte, auch noch aufgeregter zu schnattern. Resigniert gab Horatio sein Unterfangen auf und beschloss, die Uhr in eine Decke zu wickeln, damit sie wenigstens nicht so laut war. Er hatte gerade eine vom Bett gepflückt, als der Lärm verstummte. Ein Blick über die Schulter verriet ihm, dass das Goswin zu verdanken war.

»Ah, du bist meine Rettung. Für so was hast wirklich a Händchen.« Mit einem erschöpften Seufzen ließ er sich aufs Bett sinken. Dann aber erst wurde ihm klar, was das ganze Spektakel zu bedeuten hatte. »Durchgmatschda Schdreisslkuacha, jetzt müss ma uns wirklich beeilen, Goswin«, sagte Horatio und setzte seinen Hut auf. »Falk wird bald hier sein.«

Drei von Goswins Armen tätschelten Horatio den Rücken, der vierte wirbelte einen Zipfel des Gnomenkleids umher.

»Danke, mein Freund«, sagte Horatio lächelnd. »Mit dir an meiner Seite kann nichts schiefgehen.«

Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, klopfte es an der Tür. Falk trat ein, elegant gekleidet und sichtlich nervös. »Bereit?«

Horatio nickte. »So bereit, wie's halt geht.«

Mehr von Bernadette Klein

Wenn dir die Kurzgeschichten in diesem Band gefallen haben, gefallen dir vielleicht auch die Romane von Bernadette.

Du findest sie alle auf *bessassin.com* und im Buchhandel.



TOTE VERGEBEN NICHT HORATIOS RUHESTAND 1



Als Horatio, ehemaliger Artefaktjäger und Weltenbummler, der Einladung eines Freundes nach Ferra folgt, ahnt er nicht, welche Herausforderungen die fortschrittlichste Stadt der bekannten Welt für ihn bereithält. Verwirrende Apparaturen, viel zu scharfes Essen, und dann wird auch noch der Arbeitgeber seines Freundes ermordet – der prompt die Ermittlungen übernimmt.

Schnell wird klar, dass fast jeder ein Motiv hat – sogar Horatios Freund selbst. Während der Kreis der Verdächtigen wächst, schwindet die Aussicht auf Aufklärung. Der Versuch, Wahrheit von Täuschung zu trennen, wird schon bald zum Wettlauf gegen die Zeit, denn die Reichen und Mächtigen Ferras brauchen um jeden Preis einen Sündenbock – egal, ob schuldig oder nicht, und Horatios Freund steckt viel tiefer in der Sache als er zugeben will.

Ein magisch-technologisches Krimiabenteuer voller Intrigen und Rätsel in einer Welt, in der Chaos und Ordnung gefährlich nah beieinander liegen.

SEELENBANDE QUEER. METAL. FANTASY.



Tauche ein in *Seelenbande*, eine Dark-Fantasy-Reihe voller Magie, Action, Romantik und dunklem Humor – erzählt aus der Sicht der unerschrockenen Möbelpackerin Gene. Von den Anfängen in *Seelensturm*, dem kompakten Prequel, das sanft in die Welt einführt, über rasante Action in *Seelenschulden* und die dramatischen Entwicklungen in *Seelenspiegel* bis zu den epischen Konflikten in *Seelendiebe* führt dich diese Serie durch

seelische Abgründe, dekadente Partys der Übernatürlichen und fantastische Reiche, in denen Freundschaft, Liebe und Opferbereitschaft auf die ultimative Probe gestellt werden.

Du liebst rasante Action, dunklen Humor und süße Romantik? Dann starte jetzt mit *Seelensturm* – als E-Book kostenlos fast überall, wo es E-Books gibt.

KONFABELLATIONEN



Bella wird vierzig und braucht nicht viel zum Glückhsein: eine Kippe, eine Frozen Margerita und die Zahlungseingänge aus ihrer kleinen Betrugsmasche. Doch ihre langjährige Mitbewohnerin trinkt plötzlich lieber Zitronenwasser, ihr Wochenend-Lover will mehr und ihre Mutter zwingt sie, den Einödhof zu übernehmen. Als Bella dann auch noch versehentlich ein Portal ins Dämonenreich öffnet, bricht ihr altes Leben endgültig zusammen. Magie flutet ihren

Körper, Schatten der Vergangenheit kriechen ans Licht – und plötzlich steht ihre Seele auf dem Spiel.

Der Einsatz?

Mehr, als Bella jemals geben wollte.

Aber vielleicht genau das, was sie retten könnte.

Ein trotziges Coming-of-Middle-Age-Abenteuer mit heißer Romantik, casual Queerness und schwarzem Humor.